Historien.

Von

Alfred Meißner.

Berlin.

Wedekind & Schwieger.

1875.



Historien.

Von

Alfred Meißner.



Berlin.
Wedekind & Schwieger.
1875.

RBR Jantz #600

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Die in diesem Buche vereinigten Bilder und Geschichten sind nicht daheim am Studirtische, sondern während einer längeren Reihe von Jahren auf Reisen, in den verschiedensten Orten, entstanden, meist wenn ein stärkerer Anlaß den Verfasser aufforderte, über merkwürdige, weniger bekannte Persönlichkeiten und denkwürdige Vorgänge an Ort und Stelle Nachforschungen zu beginnen und durch Aufsuchung lokaler Hilfsquellen sich Vergangenes zu vergegenwärtigen.

Fand er das Gesuchte merkwürdig genug, gelang es ihm die Dinge klar und scharf genug vor sich zu sehen, boten sich nebenbei Beziehungen auf die Zeit, so wurde rasch der Stift zur Hand genommen und das Bild gezeichnet, dabei aber immer die Unterlage und die Linie der geschichtlichen Wahrheit eingehalten. Aus diesem Umstande ist auch die Wahl des Titels hervorgegangen.

Wohl darf sich der Verfasser einen Sohn seiner Zeit nennen, er lebt und wirkt für sie und preist sich glücklich, daß er eben in ihr lebt. Aber seine Phantasie schweifte von jeher gern um Trümmer, alte Bücher waren ihm von jeher liebe Begleiter und während er für die Gegen-

wart lebte, mochte er doch nie auf den Rückblick in die Vergangenheit verzichten. Nur der fühlt die Gegenwart voll und reich, der sich auch die Vergangenheit lebendig erhält und sie lebendig vor sich sieht. Gelingt es diesem Buche, hier und dort Verschollenes neu erstehen zu lassen, merkwürdige Profile und denkwürdige Geschichten, die dem Gesichtskreise unserer Epoche entrückt waren, demselben wieder zu gewinnen, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Römischer Pitaval.

Von Jean de Lafontaine, dem französischen Fabeldichter, erzählen seine Biographen, er sei, als er einmal beim Durchblättern jenes zugänglichsten und doch in seiner Totalität so wenig gelesenen Buches, des alten Testamentes, auf das Buch Baruch verfiel, davon so überrascht und so gefesselt worden, daß er lange Zeit hindurch an alle Personen von literarischer Bildung, mit denen er zusammenkam, die Frage stellte: à propos, avez vous lu Baruch? Eine solche Frage ist naiv und doch sehr natürlich: wer wundert sich nicht, einen Fund auf der Heerstraße gemacht zu haben, die alle Welt passirt? Mir ist es einmal bei einem gewiß werthvolleren Buche als dem Baruch's ähnlich ergangen. Ich wohnte einsam in einem abgeschiedenen Waldthal und hatte mich vergeblich nach Lectüre umgesehen — es gab weit und breit keine Leihbibliothek. Da brachte mein Hauswirth, der Küster, ein paar Ueberreste der ehemaligen Klosterbibliothek herbei. Ich griff nach zwei alten Quartbänden und hatte mich bald ganz in sie vergraben. Und nun folgte eine Zeit, in welcher ich Alle, bei denen ich eine Kenntniß römischer Literatur voraussetzen konnte, fragte: Kennen Sie auch die „Deklamationen des Quintilian?“

Merkwürdiger Weise fiel die Antwort auf diese meine Frage immer verneinend aus. Die Institutionen hatte mancher in den Händen gehabt, die Deklamationen niemand. Der Himmel weiß, warum sie sich nicht der Protektion der Philologen und Schulmänner erfreuen! Eine deutsche Uebersetzung derselben ist, soviel ich weiß, heute noch nicht vorhanden. Schreckt so sehr der Name, der für gleichbedeutend gehalten wird mit lärmendem Ausdruck für schwächliche Gedanken, Uebertreibung im Lobe, wie in der Anklage — kurz gesagt: Wortschwall?

Ich meinestheils, meinte vergessene Schachte aufgefunden zu haben, wo tragische Stoffe jeder Gattung eingebettet liegen, die einen funkelnd mit der dunklen Glut des Karfunkels, die andern leuchtend mit dem sanften Lichte des Opals. Bist du ein Freund romantischer Fabeln, lieber Leser? Ein Freund seltsamer, fremdartiger, das Gemüth aufwühlender Geschichten, welche zu denken geben und der Phantasie etwas auszudichten übrig lassen? Hier findest du ihrer vollauf. Interessirst du dich für dialektische Auseinanderlegung, hörst du gern die Sprache einer in den höchsten Schwingungen vibrirenden Menschenseele? Fürchte dich nicht vor den beiden alten Quartanten in Schweinsleder der editio Gronovii wenn du ihnen zufällig begegnen solltest, blättere darin und Du wirst manche genußreiche Stunden haben. Wie viele habe ich mir in meinem burgähnlichen Verließe mit der Lectüre des alten Buches verkürzt!

Doch ich muß hier voraufschicken, was vielleicht Einigen entfallen. Deklamationen wurden bei den Römern

im Allgemeinen fingirte Gerichtsreden genannt. Junge Leute, die sich zum Staatsdienst oder zur Rechtsanwaltschaft ausbildeten, mußten sich in Anklage- und Vertheidigungsreden üben; man gab ihnen Themata, wie sie im Forum vorkamen, zur Ausarbeitung. Anfangs hatte man geschichtliche Stoffe zu diesen Controversen gewählt, stritt über Recht oder Unrecht in den Handlungen historischer Persönlichkeiten, später erfand man Streitfälle und endlich solche, zu deren Entscheidung der größte Scharfsinn in's Treffen geführt werden mußte. Quintilian scheint nun seine Vorgänger in der Aufstellung verwickelter Rechtsfälle überboten zu haben. Es war unter der Regierung des Domitian. Rom war ruhig geworden, die Kämpfe des Senats und Volks, die Parteiungen der Großen untereinander hatten aufgehört, es gab keine welthistorischen Prozesse bei Zusammenströmen des ganzen Volkes mehr und die öffentliche Beredsamkeit war jetzt eine andere geworden. War sie darum eine geringere? Wie man's nimmt, Seneka und Tacitus beklagen dazumal den Verfall der Redekunst, doch dies kommt mir vor, wie wenn die Franzosen klagten, daß nicht ewig Danton und Mirabeau auf der Tribüne stehen! Andere Zeiten, andere Redner. Man hätte die endlose Breite der Alten nicht mehr ertragen. Cicero und Celsus erschienen veraltet. Die Stadt glänzte in Marmor, das Hausgeräth war prunkvoll geworden, auch in der Literatur und in öffentlicher Rede strebte man nach dichterischem Schmuck und Glanz. Man verlangte Ueberraschendes, epigrammatischen Stil, gedrängte Kürze, gedankenreiche Wendungen. Für diese Zeit nun liefert Quintilian seine Muster

von Anklage- und Vertheidigungsreden. Er hat in ihnen nicht nur ein außerordentliches Talent der Composition, er hat in ihnen auch ein großes und reiches Gemüth geoffenbart.

Sehen wir uns vor allem die Stoffe an. Sie sind gewiß nicht sämmtlich erfunden; wären sie es, so müßte man sagen, der Mann, der diese Bände füllte, habe mehr Erfindung besessen, als die Mehrzahl uns bekannter Novellisten und Dramatiker. Es wird wohl da wie gewöhnlich zugegangen sein. Das Leben lieferte Anlässe und Grundzüge, sammelnder Fleiß trug sie zusammen, die Phantasie dichtete weiter, verschärfte die Conflikte, steigerte sie. Manchem werden die Geschichten kraß erscheinen, manchem wird es vorkommen, als bewegten sie sich auf der äußersten Grenze der wirklichen und der phantastischen Welt. Möglich; möglich aber auch, daß uns das, den Kindern einer ruhigen, kalten, nüchternen Zeit, nur so erscheint. Gift, Piraten, Zaubereien spielen, ich gestehe es, eine große Rolle in denselben. Das sind nun allerdings nach heutigen Begriffen ziemlich zweideutige, zur sogenannten Schauderromantik gehörige Elemente. Sind sie aber darum an und für sich verwerflich? In der Epoche, in welche diese Erzählungen entstanden, hatten sie ihre große Bedeutung. Es gab da Giftmischer von Profession, die Seeräuber beunruhigten noch immer die Küsten Italiens, und der Aberglaube hatte in den höchsten und den untersten Klassen den Glauben an die Götter ersetzt. Wir werden aber auch finden, und das ist das Entscheidende, daß der Autor dieser Geschichten nie in seinen krassen Effecten stecken bleibt, son-

dern aus denselben ein tiefes allgemeines Pathos zu entwickeln versteht. Ich will dies mühelos und ungezwungen an einigen der frappantesten Plaidoyers nachweisen.

Paries palmatus wollen wir mit der „gezeichneten Wand“ übersetzen. Ein bereits hochbetagter römischer Bürger hat einen einzigen Sohn, der blind ist und im traurigen Gefühl seines Gebrechens eine einsame Stube im Hintergebäude bewohnt. Der Alte hatte sich nach dem Tode seiner Gattin zu einem zweiten Ehebunde entschlossen; da diese zweite Ehe ohne Kinder bleibt, wird der Sohn Universalerbe sein. Da, eines Morgens, wird der Vater, der an der Seite seiner Gattin schlief, ermordet im Bette gefunden. In seiner Wunde steckt ein Dolch, der dem Sohn gehörte. Niemand hatte bisher an seinem Besitz einer Waffe Anstoß genommen.

Doch sieh da! An der Thür des Schlafzimmers ist eine blutige Hohlhand abgedrückt und eine ganz ähnliche Spur führt das Vorhaus entlang bis zur Wohnung des Sohnes. Hat er seinen Weg nach der blutigen That zurückgetappt? Man müßte es unbedingt glauben, nur ist es auffällig, daß die Spuren durchgängig dieselben sind und nicht an Stärke abnehmen. Der Blinde steht unter Anklage des Vatermordes vor Gericht, Quintilian übernimmt seine Vertheidigung.

Denken wir uns die Verhandlung in der Basilica Caji auf dem Esquilin. Im Hintergrunde erhebt sich das Tribunal mit dem curulischen Armstuhl, auf welchem der Prätor Platz nimmt, vor demselben auf ebener Erde stehen die niedrigen Sessel für die Geschworenen und die Bank für

die Gerichtsschreiber, die das Protokoll zu führen haben. Die Stiefmutter mit ihren Verwandten und ihrem Advokaten, der blinde Jüngling mit Quintilian stehen vor dem Tribunal und die hohen Seitengallerien sind mit römischen Bürgern besetzt, die der interessanten Verhandlung beiwohnen wollen.

Der Präco verkündigt den Gegenstand des Prozesses und überreicht dem Prätor das „Album,“ in welchem die Namen der vierhundert Geschworenen stehen, die für das laufende Jahr gewählt sind. Es sind durchaus wohlhabende römische Bürger, den verschiedensten Berufsständen angehörig.

Der Prätor verliest nun die Liste, aus welcher der Angeklagte und die Ankläger je fünfzig Personen bezeichnen. Von beiden Seiten werden Namen verworfen, so daß nunmehr fünfzig Geschworene übrig bleiben, welche für diesmal die Jury bilden.

Die Verhandlung beginnt mit den Plaidoyers. Der Advokat der Stiefmutter findet die Schuld des Blinden außer jedem Zweifel, sonnenklar. Hat er nicht seinen Dolch in der Brust des Vaters zurückgelassen? Sprechen nicht die blutigen Zeichen, die bis in seine Kammer führen, laut genug sein Verbrechen aus? Er beschwört die Jury, bei Allem was ihr theuer und heilig ist, eine so schreckliche That zu strafen.

Die Sanduhr, welche den Advokaten die Zeit zumißt, ist abgelaufen, nun erhält Quintilian das Wort.

Er unternimmt erstlich die Beweisführung der Unschuld des Blinden, zweitens die der Schuld der Stiefmutter.

Der Sohn war bisher unbescholten. Die Unschuld aber verläßt die Menschen nicht plötzlich, sie entfernt sich nur schrittweise, wenn sie Abschied nimmt, und ein verwegener Sinn versucht sich lange in kleinen Unternehmungen, um sicher zu werden in größeren. Niemals hat Jemand mit einer That begonnen, von der es unglaublich schien, daß er sie begangen.

Wie konnte aber auch der Blinde darauf zählen, beide Gatten im tiefen Schlafe anzutreffen? Geräuschlos die Thüre öffnen, eintreten, den Vater schlafend finden und ihn so sicher treffen, daß es die daneben schlafende Gattin nicht weckte, nach der That zurückkehren ohne gesehen zu werden — ein Uebelthäter mag sich ein solches Zusammentreffen von Möglichkeiten wünschen — ein Blinder würde nie die Hoffnung des Gelingens hegen! Je mehr der Thäter dafür Sorge getragen, nicht entdeckt zu werden, desto mehr hat er bewiesen, daß er Augen hatte! Es wurde die Nacht gewählt. Für den Blinden hat sie keinen Vorzug, ihm ist Tag wie Nacht, aber es war die Zeit, wo die Gattin mit dem Gatten allein war. Man klagt einen Blinden an, die That vollbracht zu haben — einen Blinden, dessen Hände immer irre gehen! Sucht ein Blinder einen schlafenden Menschen, um ihn zu tödten, er wird ihn weit eher aufwecken, als tödten. Und die Stiefmutter, sie hätte nichts gehört, als man den Gemahl an ihrer Seite ermordete? Und warum hätte sich der Sohn einer Waffe bedient, die man sogleich als die seinige erkennen mußte, nicht einer anderen? Doch ich höre den Einwurf: wozu besaß überhaupt der Blinde einen Dolch? Weil ihm

dieser ein Spielzeug, eine bloße Seltsamkeit war, deren sich zu bedienen ihm nie eingefallen wäre. Was? Er hätte die Waffe zurückgelassen und — als wollte er der That noch stärker bezichtigt werden — der Wand die Spuren aufgedrückt, gleichsam wie Buchstaben, mit welchen er es an die Mauer gezeichnet, daß er, bespritzt vom Blute seines Vaters, den Rückweg in seine Kammer angetreten? Er, von dem soviel Klugheit angenommen wird, hätte selbst seinen Pfad bezeichnet? Nun findet sich aber, wie schon bewiesen, ebenso viel Blut am Eingang des Corridors, wie am Ausgang; wie konnte die Hand noch so viel Blut zurücklassen, nachdem sie so viel abgegeben? Und der Abdruck ist der einer Hohlhand! Mußte, wenn die Faust um den Dolchgriff geballt war, nicht vielmehr der Handrücken blutig sein?

Dies die Rede in ihren alleräußersten Umrissen; sie vermögen wohl vom Scharfsinn des Vertheidigers eine Vorstellung zu geben, doch ihre eindringliche Kraft wird nur im Ganzen gewürdigt werden können. Offenbar wird diese Rede zu neuen Erhebungen drängen; der Blinde ist ja sichtlich ein Opfer des schrecklichsten Komplotts. Man sehe nur zu, ob die Stiefmutter nicht mit einem der Sklaven im Einverständnisse steht! Bald treffen allerlei Aussagen zusammen, den Begünstigten zu bezeichnen. Schon bei Androhung der Folter, beim Anblick des Folterrosses macht er das Geständniß, daß er neulich Ochsenblut zurückbehalten und die Spuren an die Wand gezeichnet, unmittelbar nachdem das Weib ihrem Gatten den Dolch in's Herz gestoßen. Fort mit Beiden zu den tarpejischen Felsen!

Venenum effusum, „das ausgegossene Gift," bildet

ein Seitenstück, theilweise ein Gegenstück zum Prozeß des Blinden.

Ein gemüthsverhärteter Greis hat einen Sohn, der mit aller Liebe die Abneigung, ja den Haß seines Vaters nicht zu besiegen vermag. War er heiter, verdroß es den Alten; war er traurig, beleidigte er ihn; redete er ihn an, war er ihm lästig; zog er sich zurück, machte er ihm Lieblosigkeit zum Vorwurf. Dreimal schon ist der Alte klagbar geworden gegen den Sohn und hat Enterbung beantragt, dreimal ist er von den Gerichten mit seiner Anklage abgewiesen worden. Der Sohn ist tief unglücklich, nur selten verläßt er sein Zimmer, das er im entlegensten Theil des Hauses inne hat. Dort findet ihn eines Abends der argwöhnisch umherirrende Greis, wie er eben eine Flüssigkeit im Mörser umrührt.

„Was hast Du da?“

„Gift.“

„Gift? Für wen bereitest Du es?“

„Für mich. Ich will sterben.“

„Wer Dir das glaubte! Der Trank war mir zugedacht. Ist Deine Absicht, wie Du sagst, so trinke das Gift aus vor meinen Augen.“

Statt der Aufforderung zu folgen, gießt der Sohn das Gift auf den Boden.

Nun klagt ihn der Vater des versuchten Mordes an.

Quintilian schreibt dem Sohne die Vertheidigungsrede. Der Gedankengang darin ist folgender:

Der Vater, der mir jetzt das Leben gerettet hat wider seine Absicht, ist bereits dreimal aus kleinlichen Anlässen

mein Ankläger gewesen. Er schiebt mir jetzt ein Verbrechen unter, um sich zu rechtfertigen, daß er mich den Todestrank trinken hieß. Es giebt keine ärgeren Anschuldiger, als herzlose Väter, die ihren Prozeß verloren haben! Ein Mensch, der Gift für sich selbst bereitet, denkt gar nicht, ein Störer könne ihm nahen, so sehr steht er im Kreise seiner Gedanken. So ward ich überrascht. Als ich Augen und Gedanken auf das Werk des Todes gerichtet hatte und mein Geist sich in sich selbst zurückzog, der Welt Lebewohl zu sagen, mit der Ruhe der Guten, die nur sterben, um ihr Unglück zu endigen — trat mein Vater ein. Er hatte keinen Verdacht, fragte, was ich da bereite und wem? Es giebt keinen offeneren Menschen, als einen, der sterben will. Ich wechselte nicht die Farbe, ich zitterte nicht, ich war, wie er selbst bezeugen wird, nicht im Zustand überraschter Uebelthäter. Ich antwortete ruhig: dies sei Gift und ich wolle sterben. Hätte da nicht mein Vater das Gift ausgießen sollen? Nein, er befahl mir zu trinken! Sollte ich folgen? Ich folgte nicht und darauf fußt meines Vaters vierte Beschuldigung. Auf welchen Verdacht kann sie sich stützen? Hätte ich wirklich böse Absicht gehegt, wo hätte ich einen Mitschuldigen gefunden? Ich sitze nicht an seinem Tische, aus meiner Hand nimmt er keinen Trunk. Ich stehe, von seinem Hasse verfolgt, einsam in der Familie da. Wie hätte ich das Gelingen einer bösen Absicht hoffen dürfen? Man naht dir, Vater, nicht so leicht, und du hättest geglaubt, Alles und Jedes, was meine Hand dir reiche, verwandle sich in Gift. Was ich da mischte, konnte nur *mir* bestimmt sein.

Aber, frägt man, warum hast Du denn dann nicht getrunken? Ich antworte einfach den Instinkten menschlicher Natur gemäß: der Unglückliche sagt zu sich selbst: ich will sterben, aber darum noch nicht gleich, augenblicklich, auf Befehl! Er kann sich für seine Absicht verbürgen, nicht für die That. Sterben wollen und der Aufforderung zu sterben Folge leisten — wie verschiedene Dinge! Wenn ich auch Gift besitze, können nicht Hindernisse kommen, die mich hindern, es zu benützen? Mancher griff zum Strick, dieser riß, und der Mensch wollte fortan wieder leben. ...

Laßt nur einen Menschen in seinen Selbstmordgedanken überrascht werden und der Todesgedanke vergeht ihm, denn dieser ist eine Geburt der Einsamkeit. Laßt Jemand nahen, der Gedanke entweicht, der Wunsch zu leben kommt zuweilen, uns zum Trotz, wieder. Ich kann noch sterben wollen, aber nicht in meines Vaters Gegenwart und auf sein Geheiß! Trink', sagte er. Aber ich habe vorher noch manches zu ordnen, einem Freunde letzte Aufträge zu ertheilen. Ja, ich wollte sterben; die Aufforderung dazu machte, daß ich es nicht mehr wollte. Vater, hättest du mir zugerufen: Unglücklicher, was thust Du! ich hätte Dir nicht mehr gezürnt, ich hätte mich mit Dir versöhnt. Hätte ich aber wirklich getrunken, wäre ich erst recht als Uebelthäter bezeichnet worden — du hättest gesagt, daß ich mich getödtet, weil ich nicht mehr leugnen konnte" . . .

Zum Schlusse ruft der Sohn: „O Tod, der du nur für Glückliche bereit bist und diejenigen fliehst, die dich suchen, wann wirst du mein Erlöser werden? Ich Armer habe kein Gift mehr. Wie bedauere ich, es nicht mehr zu

haben! Doch fürchte nicht, Vater, daß ich den Wunsch zu sterben verloren, ich erfülle noch deinen Wunsch. Wiewohl gewohnt, im Prozesse gegen Dich zu gewinnen, sage ich doch: diesmal hast Du ihn gewonnen" . . .

Wie eine sonnige Idylle steht neben dieser düstern Geschichte der Prozeß von den Bienen (apes pauperum). Es ist in Kürze folgender:

Ein wenig bemittelter Mann hat sich auf seine alten Tage einen stillen Winkel ausgesucht und hofft dort, mit allen Menschen in Frieden, sein Leben zu beschließen. Dies wäre auch der Fall, wenn nicht sein Nachbar, der reiche Mann, drüben in der prachtvollen Villa wohnte und mit ihm immerfort Händel suchte.

Der Arme ist nämlich ein Bienenfreund und eifriger Zeidler. Die Bienen, welche aus ihren Körben heraus über die Hecke schwärmen, wo der Reiche seine prachtvollen Blumen zieht, werden diesem lästig, er läßt dem Nachbar melden, er verbiete ihm seine Bienenzucht, da er die Bienen doch nicht abhalten könne, die Grenzen seines Gütchens zu überschreiten.

Der Arme ist übel daran. Seine Bienen sind ihm so lieb. Zuerst denkt er daran, fortzuziehen, doch er ist ja Herr auf seinem Grunde. Er bleibt. Da eines Tages sieht er, wie seine Lieblinge die Flügel traurig hängen lassen und still sitzen oder in der Sonne sich dehnen. Sie sind krank, sie sterben alle. Der Reiche hat die Kelche der Blumen, aus denen sie am liebsten saugen, mit einem feinen Gifte bestreuen lassen.

Der Arme fordert Entschädigung, der Reiche ver-

weigert sie, er kann ja mit seinen Blumen vornehmen, was ihm beliebt. Quintilian schreibt nun dem Armen die Vertheidigung. Und dabei ist mit einer bewunderungswürdigen Zartheit ausgemalt, wie der Bienenfreund sein ganzes Glück im Umkreis seines stillen Wirkens fand.

„Mein Gärtchen war so günstig gelegen. Es hatte Sonne und war vor Wind und Sturm geschützt. Ein Bächlein, aus naher Quelle geboren, fließt mitten durch und rollt seinen Krystall über Kiesel, daß es Aug' und Ohr erfreut. Es wachsen dort hübsche Blumen und wiewohl ich nur wenig Bäume habe, ist ihr immergrüner Wipfel doch ein genügender Sitz für die jungen Schwärme. Nicht Honig und Wachs zu sammeln und es in die Stadt zu tragen, den Reichen zum Kauf, war meine Art: ich, hoch betagt, hatte meine Bienen nur für mich. Es war eine Beschäftigung, die mich meine Jahre vergessen ließ. Bald bog ich Weidenruthen und flocht Körbe für die junge Brut, bald hatte ich die Ritzen zu stopfen, daß nicht die Hitze des Sommers oder der Frost des Winters meinen Lieblingen schade. Ich hatte da immer zu thun. Jetzt bot ich Honig den Mattgewordenen, jetzt hatte ich einen Schwarm aufzuhalten, der fortziehen wollte und schreckte ihn mit einem tönenden Blech, dann wieder hatte ich Kriege zu beschwichtigen; ich that es, indem ich Sand in die kämpfenden Kohorten warf. Ich verjagte die feindlichen Vögel und Insekten. Ich belauschte meine Kleinen beim Bau ihrer Waben und wachte darüber, daß ihnen nichts zustoße. So lebte ich in Frieden mit aller Welt und die Bienen arbeiteten für mich. Die Natur hat ja nichts

Lieblicheres hervorgebracht, als diese kleinen Thierchen. Sie sind gute Wirthschafter und gar so fleißig, — wirklich, nichts gleicht mehr braven armen Leuten. . .*."

Welche Feinheit, welches Naturgefühl! Oder vielmehr: wie fein individualisirt ist dieser Character hingestellt! Wieviel Stimmung hineingelegt in dieses idyllische Bildchen! Virgil hat viel Nettes und sogar Poetisches über die Bienen gesagt, hier aber wirkt Alles weit ergreifender, weil es sich dramatisch aus einer konflictvollen Situation entwickelt. Man stelle ein Liebespaar, den Sohn des Reichen und die Tochter des Armen, in die Geschichte hinein und eine zarte Novelle ist in ihren Grundzügen da.

Wir übergehen „das Horoscop" (mathematicus) das „bezauberte Grab," den „Trank des Hasses" — alles hochinteressante Prozeßgeschichten und wollen uns nur den „Loskauf des kranken Sohnes" (aeger redemptus) näher ansehen.

Ein römischer Bürger hatte zwei Söhne, von welchen der Eine sparsam und eingezogen lebte, der Andere ein Verschwender war. Sie gehen mit einander auf eine Reise und werden an der Küste Siciliens von Seeräubern gefangen genommen. Das System der sogenannten Ricatti, der Abfangung von Personen, um ein Lösegeld zu erpressen, ist ja dort heute noch im Schwunge. Beide Söhne schreiben nach Hause, der Vater möge sie loskaufen; der eine, der an Verschwendung gewöhnte verweichlichte Sohn hat bereits in der Gefangenschaft zu kränkeln angefangen. Kaum hat der Alte den Brief erhalten, so verwandelt er seinen ganzen Besitz zu Geld und reist zu den Söhnen.

Dort angekommen, sagt ihm der Pirat, „ein Meister der Tortur“ (doloris humani artifex): „Du bringst zu wenig, Alter, was Du da hast, genügt nur zum Loskauf des Einen. Wähle, wen Du mitnehmen magst!“

Wählen — als ob ein Vater wählen könnte, zwischen zwei Söhnen, die er beide gleich lieb hat. Doch der eine ist krank, heißt nicht ihn zurücklassen, ihn opfern? Er wählt den Kranken, obgleich es der ist, der ihm durch manchen leichtsinnigen Streich Kummer bereitet. Man löst ihm die Ketten und giebt ihn frei.

Aber kaum daheim, stirbt er in Folge der erduldeten Leiden. Der Zurückgebliebene, jünger und kräftiger, bricht die Kette, entkommt, kehrt in die Vaterstadt zurück. Er wird sogar reich. Der hochbetagte, inzwischen ganz verarmte Vater fordert vom Sohne Unterstützung. Libri parentes in egestate alant, aut vinciantur, sagt das römische Gesetz. Der Sohn jedoch weigert jede Gabe dem, der ihn einst in Piratenhänden gelassen.

Quintilian schreibt dem Vater das Plaidoyer: „Sei's viel, sei's wenig, was ich gab, Niemand gab seinen Kindern mehr, als der, welcher nichts für sich behielt. Weiß er, der mich der Lieblosigkeit anklagt, welchen meiner Söhne ich losgekauft hätte, wenn beide krank oder beide gesund gewesen wären? Von zwei Schiffbrüchigen rettet man den, der dem Ertrinken am nächsten. Heimgekehrt und reich geworden, hätte er zu mir sagen sollen: sei guten Muthes, tröste Dich, Deine beiden Söhne wurden von einem unbarmherzigen Feinde frei, Du hast sie beide wie-

dergesehen. Statt dessen weigert er mir, den er hartherzig nennt, Obdach und Brod . . . . ."

Diese Rede ist das Rührend-Pathetischste, was man lesen kann. Die Klagen des verwundeten Vaterherzens sind von höchster, von ergreifender Schönheit. Wenn uns beim Bienenprozeß wegen seiner zarten Kleinmalerei ein Zweifel beschleicht, ob er wirklich von Quintilian herrühre und nicht etwa eingeschoben sei, hier hat man alle Züge der Hand vor sich, welche in der Einleitung zum vierten Buch der Institutionen die hinreißende schöne Klage über den Verlust eines geliebten Sohnes niederschrieb.

Dies also wäre eine Probe aus den Controversen des Quintilian. Fast jede unter den größeren ist von einer gewissen hohen Romantik erfüllt, so manche könnten den Wurzelstock einer Tragödie abgeben. Mindestens ließe sich unter den hundert Geschichten eine Wahl treffen und ein Decameron interessanter Novellen, die das Leben des alten Roms nach vielen Seiten hin beleuchten, mit Leichtigkeit zusammenstellen. Ist man auch nur halbwegs anregungsfähig, so fordert es den Scharfsinn heraus, die Geschichten zu ergänzen und abzuschließen, der Anklage die Vertheidigung, der Vertheidigung den Entscheid folgen zu lassen oder eine poetische Lösung zu suchen. Unverdientermaßen ist das Buch der Deklamationen bei Seite geworfen und so gut wie nicht vorhanden. Niemand wird es ohne Genuß und Gewinn studiren; mir hat es manchen Winterabend im einsamen Hause aufregungsvollen Stoff zum Nachdenken geboten.

Das Opfer des Antinous.

„Wie Hadrian selbst erzählte, ertrank Antinous von ungefähr im Nil, aber die Wahrheit ist, daß er als ein Sühnopfer starb. Hadrian war überhaupt, wie ich schon vorher bemerkt, sehr neugierig auf alles Sonderbare und hatte sich also auch auf Wahrsagereien und allerhand Zauberkünste gelegt. Entweder also aus Liebe oder wegen seines freiwilligen Todes ehrte er ihn so hoch, daß er an dem Orte wo er gestorben war, eine neue Stadt anlegte und nach ihm benannte und Bildsäulen fast im ganzen römischen Reiche und noch mehr Brustbilder zu seinen Ehren aufstellen ließ. Endlich gab er sogar an, einen neuen Stern am Himmel zu bemerken, der unstreitig der jetzige Aufenthalt des Antinous sei, hörte es gerne, wenn seine Gesellschaft ihm diese Mährchen ausmalen half, und im Ernst versicherte, der Stern sei nichts anders als Antinous Geist und sei vorher nie am Himmel gesehen worden. Lächerlich machte er sich freilich durch diesen Eifer um seinen Liebling, umsomehr, weil er seiner leiblichen Schwester Paulina wenigstens nicht sogleich nach ihrem Tode irgend eine Ehre erwies." Dio Cassius 69. 11.

Der Antinouskopf in der Ecke meines Zimmers — ein Abguß nach der Büste im gabinetto del Antinoo im Vatikan — hat mich hier auf römischen Boden, auf welchem der Schatten des Unglücklichen heute noch wandelt, schon oft aufgefordert, über ein Räthsel der Geschichte nachzudenken. Wie kam doch, fragte ich mich, wenn der Strahl der Abendsonne auf die gelbliche Büste fiel — wie kam doch der Knabe, dessen sanfte, schwärmerische Seele sich in

seinen schönen Zügen malt, dazu, freiwillig für seinen Herrn in den Tod zu gehen? Es hat sich schon Mancher für den Freund, die Geliebte, das Weib, das Vaterland mit klarem Bewußtsein geopfert — aber der freiwillige Tod ohne schreckliche Nöthigung, einem Wahn zu Liebe, steht fast ohne Beispiel da. Es ist eine der religiösen Schwärmerei verwandte That, doppelt räthselhaft, wenn sie die Verzichtleistung auf ein Leben in Glanz und Sonnenschein darstellt.

Sehen wir zuvörderst uns das an, was die Geschichte in allerdings spärlichen Notizen über die Vorgänge erzählt.

Es war um das Jahr 129 nach Christo, als Kaiser Hadrian, dazumal in seinem dreiundfünfzigsten Jahre stehend, nach Egypten kam. Verschiedene Münzen, den Sammlern wohl bekannt, erinnern an diesen Besuch. Es giebt deren, welche uns Alexandria als ein behelmtes Weib darstellen, das dem Kaiser die Hände küßt. Auf anderen sehen wir Hadrian, wie er seine Rechte zu freundlichem Willkommen dem Jupiter Serapis reicht, hinter Beiden steht Isis mit dem Sistrum. Es war das zweitemal, daß der Herr des Erdkreises den Boden Egyptens betrat; diesmal begleitete ihn seine Gemahlin Sabina und ein zahlreiches Gefolge, unter welchem sich der Liebling seines Herzens, ihm theurer als ein Sohn dem Vater, befand: Antinous.

Hier in Alexandria, der ungeheuren Handelsstadt, dem Stapelplatze für die Waaren des Orients, war der Sitz einer großen gewerblichen Thätigkeit, nicht nur der Ueppigkeit und des Luxus, hier waren tausend und tausend

Webstühle im Gange, Byssus für die Todten und Leinwand aus Flachs und aus Baumwolle für die Lebenden zu weben; hier waren die Glasbläsereien zu Hause, welche für die ganze damals bekannte Welt die kobaltfarbigen Gläser, Balsambüchsen und Salbengefäße lieferten. Hier wurden, und nicht nur für Rom, Kleidungsstücke und Toilette-Gegenstände, Kleinode und Putzsachen, Armbänder, Ringe, Bronzen, Schmelz und Email für die vornehmen Klassen gearbeitet. Alexandria war aber auch der Mittelpunkt eines fremdartigen, seltsamen Kultus und über und über angefüllt mit dessen Dienern. Hier wandelten die kahlgeschorenen Isispriester mit dem Hundskopfe vor dem Gesicht und der mystischen Klapper in der Hand, hier zogen ganze Schaaren von Büßern mit Pauken, Zinken und Flöten umher, theils bettelnd, theils stehlend.

Welchen Eindruck dies Alles auf das phantasievolle und wundergläubige Gemüth des Kaisers gemacht haben mag: vor Allem scheint ihm die dort grassirende Vermischung und Verwirrung der Religionen, der eigenthümliche religiöse Synkretismus, der sich auf jenem Mittelpunkt des Weltverkehrs herausgebildet, und die ungeheuere unruhige Thätigkeit der Bevölkerung auffällig gewesen zu sein. Der Zufall hat es gewollt, daß uns aus dieser Periode das merkwürdige Fragment eines Briefes Hadrian's an den Konsul Servian erhalten ist.*) „Ich habe," schreibt er da, „das Volk hier als ein durchaus leichtsinniges, schwankendes und jedem Gerüchte gleich nachredendes kennen ge-

*) Flavii Vopisci Saturninus c. 8.

lernt. Diejenigen, welche den Serapis verehren, sind zugleich Christen; Menschen, die sich Bischöfe Christi nennen, sind nichtsdestoweniger dem Serapis ergeben. Da giebt es keinen Vorsteher einer jüdischen Synagoge, keinen Samariter, keinen christlichen Presbyter, der nicht Astrolog, Zeichendeuter, Heilkünstler wäre. Der Patriarch (der Juden) selbst wird, so oft er nach Egypten kommt, von der einen Partei gezwungen, den Serapis, von der anderen den Christus anzubeten. Es ist eine nichtswürdige, aussätzige, schmähsüchtige Menschenklasse. . . . . Die Stadt (Alexandria) ist mächtig an Hülfsquellen, Niemand legt da die Hände in den Schooß. Hier wird in Glas gearbeitet, dort in Papier, dort in Linnen. Alle diese geschäftigen Menschen suchen ein Handwerk zu betreiben. Podagristen, Blinde, selbst Verstümmelte machen sich zu thun. Alle haben einen Gott, den Serapis. Christen und alle Nationen verehren ihn. Nur schade, daß die Stadt gar so schlecht geartet ist.“

Der Kaiser, voller Anspruch auf Gelehrsamkeit, überhaupt ein Mann von brennendem Wissensdurste, besichtigte alle Alterthümer, die Pyramiden, den See Möris, Elephantis und Syene, die damaligen Grenzen des römischen Reiches, die unermeßlichen Trümmerfelder von Theben. Zwei Kolosse, jeder aus einem Blocke gehauen, sechzig Fuß hoch, nackt bis auf den Schurz, die herabfallenden Arme an den Leib geschlossen, die Hände auf den Knieen, saßen als Tempelhüter vor den Pylonen eines längst zerstörten, aber in seinen Trümmern noch riesigen Tempels. Wenn die Sonne aufging und ihre ersten Strahlen über die Ko-

losse warf, vernahm man aus einem derselben einen leise aber deutlich vibrirenden Ton, wie den einer menschlichen Stimme, mit dem, wie man meinte, der Erbauer dieser Tempelmauern, Memnon, ein Sohn der Morgenröthe, seine Mutter begrüßte. Das unerklärliche Phänomen des tönenden Steinbilds beschäftigte die Gemüther der alten Welt auf's lebhafteste. Auch Hadrian mußte diese Erscheinung kennen lernen. Unter den unzähligen griechischen und römischen Inschriften, welche die beiden Beine des nach Norden zu sitzenden Kolosses bedecken, von neugierigen und devoten Pilgern als Andenken zurückgelassen, liest man heute noch den Namen des Kaisers und seiner Gemahlin.

Hier nun, wo so viel Wunderbares die Phantasie und alle Sinne bestürmte, muß der Kaiser, in welchem jedenfalls ein Faust'scher Drang lag, tief in die Netze jener egyptischen Magier und Priester hineingerathen sein, die schon von den Zeiten des Pharao her in der Kunst des Hokuspokus ihres Gleichen nicht hatten. Es verlangte ihn, den Augen der Welt Verhülltes zu schauen, vermuthlich auch Zukünftiges zu erfahren, und man war ihm zu Willen. Es müssen ihm Erscheinungen vorgegaukelt worden sein, welche die Abwendung großer Gefahren von seinem Haupte oder die Verlängerung der ihm von den Göttern beschiedenen Lebensfrist davon abhängig machten, daß sich ein junges schuldloses Geschöpf freiwillig für ihn opfere.

Seit der Verbreitung des Christenthums war mitten in der gebildeten Welt das lange zurückgedrängte Urelement der Religionen wieder hervorgetreten: Das Opfer. Nicht nur heimliche Christen, auch viele andere vermeinten, Men=

schenblut sei ein besseres Opfer als das Blut der Stiere und es könne das Heil der Sünder durch den Opfertod eines Reinen erkauft werden. Aber — als habe man dem scheinbar unbeschränkten Herrscher die Grenzen seiner Macht zeigen wollen — das Opfer sollte ein freiwilliges sein! Ein freiwilliges, ja, hier waren wirklich die Grenzen seiner Macht. Er konnte Menschen opfern, wie dies andere Cäsaren vor ihm gethan und wie dies bei den Mysterien des Mithrasdienstes öfter geschah — aber nein, der Spruch verlangte, daß Einer freiwillig ende. Und hier trat nun Antinous für Hadrian ein. Ich kann nur annehmen, daß dieser bei den Geistererscheinungen oder den Orakeln, die den Spruch verkündet hatten, anwesend gewesen und an deren Wahrheit nicht weniger fest glaubte, als sein Herr. Da ging er aus dem kaiserlichen Gemache fort und ließ wohl eine Tafel zurück, die Alles erklärte. Er hatte das Opferkleid angelegt, rief die Götter feierlich an zu Zeugen seines Thuns und — sprang mit geschlossenen Händen in den Nil.

Als die Morgennebel dem Strome entstiegen, war der schöne Knabe nicht mehr!

Jedenfalls hatte er zu denen gehört, die inmitten alles Glanzes und Reichthums innerlich darben und für die das Leben wenig ist. Vielleicht litt er an Heimweh, sehnte sich heim in die Berge von Bithynien, aus denen man ihn, einen Sklavenknaben, von Vater und Mutter gerissen. Vielleicht aber hatte er auch kein Heim und sein Vater hatte ihn verkauft, um besser zu leben. Vielleicht war er eine edelangelegte Natur, es drückte ihn in seiner vielbe-

neideten Stellung ein Gefühl der Schande, es war ihm unerträglich der Favorit des Kaisers zu sein, es ekelte ihn vor seinen Küssen. Vielleicht erstickte er an Langeweile an diesem üppigen, prunkvollen Hofe, er fühlte sich zu Grunde gehn in seinem innersten Leben. So wäre sein Tod, mit welchem er seinen Herrn und Kaiser zu retten vermeinte, zugleich ein Akt der Befreiung gewesen.

Je mehr ich über ihn nachdenke, je mehr ich seine von einer schwärmerischen Traurigkeit vergeistigten Züge betrachte, um so mehr erscheint mir diese letzte Hypothese über seinen Hingang die einzig richtige. Es ist allerdings wahr, daß der in den vornehmen Klassen der römischen Welt herrschende Geisterglaube und die damit in Zusammenhang stehenden Versuche, Geister zu beschwören, häufige Veranlassung zu grauenhaften Thaten an Kindern und Knaben waren. Es sollte ein Zauber in ihrem Blute liegen, der Macht über hingeschiedene Seelen gab. Hadrian aber war, wenn man sein ganzes Naturell erwägt, unfähig, zu solchen Thaten zu schreiten und seine unendliche Liebe zu dem Knaben Antinous hätte ihn sicher vor einer solchen bewahrt. Auch mit dem Mithrasdienst konnte sein Opfer nicht im Zusammenhang stehen. Hadrian war nicht der Mann, an Antinous zu handeln, wie Tiberius an dem Knaben Hypatos. Von dessen Schicksal hat erst die neuere Zeit Kunde gebracht und das Wesentliche davon ist Folgendes:

Auf Capri befindet sich eine Grotte, jetzt von ihrem Schutte befreit und heute noch im Munde des Volkes Matromonia genannt. Dieser Name ist zurückzuführen auf

magnum Mithrae antrum, die große Höhle des Mithras. Ein dort aufgefundenes Basrelief stellt den Sonnengott Mithras in persischer Tracht vor, knieend vor dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund denselben verwunden. Eine Tafel aber, die man ebenfalls dort gefunden, trägt eine griechische Inschrift, die in der Uebersetzung von Gregorovius, der sie gesehen, folgendermaßen lautet:

„Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,
Den nicht Moira's Gebot fortraffte, den Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manche der Cäsar,
Aber er hat mir nun und den Eltern entrissen die Hoffnung.
Noch nicht fünfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach, und schaue das Licht nicht mehr des erleuchtenden Tages!
Hypatos bin ich genannt. Dich ruf' ich noch an, o mein Bruder,
Eltern, ich fleh' zu Euch, o weint nicht länger, ihr Armen!"

Das Räthsel, das in diesen Versen enthalten, ist leicht zu errathen. In jener Höhle auf Capri hatte Tiber einen Lieblingsknaben, Hypatos, der Sonne geopfert; den Stein mit der Inschrift weihten Eltern oder Bruder, nachdem das opfernde Ungeheuer gestorben war.

Nein, ein solch gewaltsamer Tod ist der des Antinous gewiß nicht gewesen. Er starb freiwillig. Die asiatische Idee des Opfertodes, wie sie auch im Christenthum lebt, des vikarirenden, für einen andern eintretenden Todes schwamm in der Luft, lebte in den Gemüthern zu jener Zeit und in dieser Idee gab sich Antinous hin. Dafür spricht unwiderleglich die überschwengliche Empfindung

Hadrian's, wie sie sich nach dem Tode des Lieblings kundgiebt.

Er errichtete dem Todten Statuen in der ganzen Welt, verkündete im ganzen Reiche seine Gottwerdung, und setzte ihm einen ordentlichen Kult mit besonderem Ritus und besonderen Priestern ein. In Mantinea und sonst noch an vielen Orten wurden dem Gotte Antinous Tempel geweiht. Münzen, Büsten und Bilder stellten ihn dar als Bachus mit Panther, Greif und Thyrsus, als Harpokrates mit Mond und Sternen, bald auch zusammen mit Apoll oder Merkur.

Die Schmeichelei, die sich an die Fersen der Großen heftet, war natürlich gleich da, aus dem Schmerze des Kaisers ihren Vortheil zu ziehen. Hier brachte ihm ein Dichter Verse auf den Verstorbenen, um dafür ein reiches Gnadengeschenk entgegenzunehmen, dort kam ein sogenannter Gelehrter, in der Hand einen Lotuszweig neuer Spezies, von dem er behauptete, er sei dem Blute eines gewaltigen Löwen entsproßt, den Hadrian in Lybien erlegt und dem er den Namen des antinoischen beilegen möchte. Die Mode that das ihrige hinzu; so wurden Kränze von rosenfarbenem Lotus fortan antinoische Kränze genannt.

Wie die Phantastik des Kaisers mit dem neuentdeckten Stern ihr Spiel trieb, das hat uns bereits das vorangestellte Citat aus Dio Cassius erzählt. Nicht nur für den Kaiser allein, für alle Welt war Antinous zum Himmel gefahren. Ein Sternbild zwischen dem Adler und dem Thierkreis wurde Antinous genannt.

Die größten Ehren aber sollten dem Knaben dort

zu Theil werden, wo er seinen Tod gefunden. Am östlichen Ufer des Nil, in der Landschaft Heptanomis, wo vordem der kleine Ort Besa gestanden, erhob sich eine Stadt, Antinopolis genannt.*) Sie bildete ein längliches Viereck, von einer Hauptstraße durchschnitten. Am Nordende will man das Mausoleum des Antinous, am Südende die Reste eines vermuthlich demselben geweihten prachtvollen Tempels entdeckt haben. Noch ragen Säulenhallen empor und durchschneiden die Stadt nach ihrer Breite. Am Hafen ragen Trümmer eines Triumphbogens mit korinthischen Säulen, ferner Ruinen eines Gymnasiums und eines Cirkus, Alles Erinnerungen an den Knaben, der sich an dieser Stelle als Sühnopfer hingab.

In Hadrian's Gemüth muß es mit den Jahren immer düsterer geworden sein. In seiner herrlichen Villa zu Tibur — man nennt es eine Villa, eigentlich ist es eine ganze Stadt gewesen — ließ er, so heißt es, die Unterwelt darstellen. Noch sieht man den Eingang zu unterirdischen Gewölben, welche, in labyrinthischer Weise angelegt, den Hades veranschaulichten. Es heißt auch, Hadrian habe, um die Täuschung voll zu machen, Verbrecher dort geißeln lassen, damit ihr Schreien und Heulen ihm die Klagestimmen des Tartarus vergegenwärtigen. Wahrlich, Erfindungen eines kranken Gemüths, in das man nur mit Grauen hinabsieht!

Die Verehrung des Antinous kann, mindestens in Egypten, nicht lediglich durch Hadrian erzwungen worden

---

*) Später Antinon, Antino.

sein und in der Schmeichelei ihren Grund gehabt haben. Der Kaiser war bereits hundert und mehr Jahre todt, als der Cultus des Antinous noch immer bestand. Ja, hundert und mehr Jahre waren um und noch immer wirkte Antinous Wunder, heilte Kranke, half Bedrängten, verkündete Orakel. Celsus hatte die Verehrung Christi mit der des Antinous verglichen. Origines aber, der diese Vergleichung als eine unzulässige zurückweist, zweifelt nicht im Mindesten, „daß ein Dämon unter dem Namen des Antinous in den Tempeln desselben sein Wesen treibe." „Wenn man," sagt er,*) „die Sache mit Wahrheitsliebe und parteilos prüfe, so werde man wohl finden, daß von dem, was Antinous in Antinopolis und anderswo nach seinem Tode angeblich vollbringe, egyptische Zaubereien und Mysterien die Ursache seien. Auch an anderen Tempeln, so werde erzählt, hätten egyptische und andere Zauberer Dämonen festgebannt, welche prophezeiten, Kranke heilten, und die Uebertreter der Speiseverbote und anderer religiöser Vorschriften marterten. „Ein solcher," sagt er, „ist auch der, welcher in Antinopolis in Egypten als Gott geachtet wird, dessen Macht Manche, die in den Tag hineinleben, leugnen; Andere aber, theils von dem dort gebannten Dämon bethört, theils von ihrem Schuldbewußtsein angeklagt, glauben eine von der Gottheit des Antinous verhängte Strafe zu erleiden. Von dieser Art," schließt der Kirchenvater, „sind ihre Mysterien und die angeblichen Prophezeiungen von den Weissagungen Jesu weit entfernt."

*) Origines c. Cel. III 36.

Der Typus des Antinouskopfes bleibt sich in allen bildlichen Darstellungen gleich, zum Zeichen, daß wir es mit einem idealisirten Porträt zu thun haben. Der Ausdruck des Gesichtes ist immer der sinnig schwermüthiger, unschuldsvoller Sentimentalität. Es sind zarte, milde Züge, mit dem Hauch stiller Trauer übergossen. Das Haupt, welches das schönste Oval bildet, umwallen volle Locken. Die Augen liegen tief und haben halbgeöffnete Lider. Die Nase zeigt die reine griechische Linie, die Lippen sind schwellend und voll. Brust und Schenkel sind zart gebildet und haben mehr vom Bacchus als vom Apoll. Zuweilen trägt Antinous auf seinem Scheitel den mystischen Pinienapfel, den Hadrian riesengroß aus vergoldetem Metall auf die Spitze seines Grabmals setzen ließ, manchmal hat er den Nilschlüssel oder eine Lotusblume in der Hand. Die Figur hat in dieser letzten Auffassung oft etwas von der Steifheit der egyptischen Bildwerke an sich, der Bildner hat den Charakter griechischer und egyptischer Kunst zusammenfließen lassen: der Gesammteindruck ist dennoch ein äußerst harmonischer. Doch wie die Kunst den schönen Knaben Hadrian's auch vorführe, allenthalben erkennt man ihn auf den ersten Blick und wird gemahnt an eine geheimnißvolle Geschichte, in welcher Hingebung, religiöse Schwärmerei, edle Treue und sanftes Verzichten poetisch zusammenspielen.

Bilder aus dem mittelalterlichen Rom.

I.

Synodus horrenda. Die Zeit der Papstweiber.

Ganz Rom war auf den Füßen. Von den Höhen des Quirinal und dem capitolinischen Hügel ergossen sich die Menschenströme und nahmen die Richtung gegen das rechte Tiberufer. Leute aus den vornehmen Ständen, schmucke Frauen, Handwerker jeder Art und beschäftigungsloses Volk wogte die Straße hinab, die gegen die Brücke von St. Angelo ausläuft. Es war keine so gleichartige Bevölkerung, wie das heutige Rom sie hat. Die Stadt war eine Freistatt für die verschiedensten Völkerschaften geworden. Karl der Große hatte Sachsen hinverpflanzt, dazu kamen Lombarden von mächtigem Wuchse mit goldbraunem Haar, kleine schwarzbraune Corsen und weißblonde Friesen, alle von einander wie im Wesen, auch in der Tracht gesondert. Die Römer tragen einen Leibrock, welcher bis auf die Knöchel hinabgeht, den Kopf deckt eine Kapuze, welche zum Theil in die Höhe gestülpt ist, zum Theil herunterfällt. Alle .waren in Aufreguug verschiedener Art, denn Manchen war's ein Gräuel, was geschehen war und noch weiter geschehen sollte, Manchen eine hohe Genugthuung, Vielen nur Anlaß zu Lärm und Unfug.

„Also der verstorbene Formusus ist wirklich vor Gericht geladen? Seine Heiligkeit Papst Stephanus, der Neugewählte, hat Seine Heiligkeit Papst Formosus aus dem Grabe nehmen lassen und nun wird über ihn Gericht gehalten? In Rom giebt's doch immer Wunderbares."

„Sage lieber: immer Scandal. Die Sache ist unerhört. Viel hat die Sonne gesehen, doch solch ein Gericht noch nicht."

„Narr, die sieht's auch nicht. Sie processiren in dunkler Kammer. Freilich — auch Aeacus, Minos und Rhadamantus haben im Dunkel ihr Tribunal."

„Was wirft man eigentlich dem verstorbenen Papste Formosus vor?" fragte ein stattlicher Mann, als Fremder durch seinen geschorenen Bart kenntlich, ein Patricier aus Toulouse, seinen bärtigen Begleiter.

„Ich will Dir's ausführlich sagen, weil Du ein Fremder bist," erwiderte der Gefragte. „Das Geschlecht Karl des Großen ist ausgestorben, aber noch immer wollen sich Fürsten in Rom die Kaiserkrone holen, weil die Welt draußen in der römischen Kaiserwürde den Mittelpunkt weltlicher Größe erkennt. Die Päpste sind um schnöden Lohnes willen auf diese Wünsche eingegangen und so haben verschiedene Fürsten Burgunds und Italiens in den letzten fünfzig Jahren dieses Schattenkaiserthum gewonnen. In jüngster Zeit haben zwei longobardische Herzöge, Berengar von Friaul und Wodi von Spoleto um die Herrschaft in Italien gestritten. Wido gewann den Sieg und durch diesen die Kaiserkrone für sich und seinen Sohn Lambert, aber sie saß nicht fest auf dem Haupte des Kaisers und glänzte

nicht. Da rief Papst Formosus den Arnulf, König der Ostfranken, gegen Wido herbei. Er ist ein unehelicher Sohn Karlmanns, des letzten Karolingers. Das erstemal gelangte er nur bis Piacenza, die erhoffte Kaiserkrone entging ihm. Als aber Swatopluk, Arnulfs langjähriger Feind, der Herrscher im großmährischen Reiche, gestorben war, konnte Arnulf wieder Italien, sein altes Ziel, in's Auge nehmen. Wido war inzwischen gestorben, die Macht seines Anhangs wurde gebeugt, Arnulf eroberte Rom und empfing von Formosus die Krone. Das hat nun in der Gegenpartei, deren Haupt der jetzige Papst Stephanus ist, die größte Erbitterung hervorgerufen und heute holt Stephanus seinen Vorgänger aus dem Grab heraus, um ihn zur Rede zu stellen."

„Nun, was sagst Du dazu, daß die Tage der Auferstehung bereits da sind?" fragte an den Römer herantretend ein Dritter.

„Mögen sich die erweckenden Engel dabei die Nase zuhalten."

So und ähnlich ging es durcheinander. So kamen die Leute zur Brücke. Diese gab noch ganz das architektonische Bild, wie es die Denkmünzen ihres Erbauers wiedergeben. Die großen Bogen in der Mitte hatten drei kleinere Bogen auf jeder Seite; rechts und links trug die Brücke zwei Reihen Buden auf dem Rücken, wodurch der Durchgang sehr verengert ward. Hinter und über ihr erhob sich das Hadrianische Grabmal, ein runder Thurm von ungeheurem Durchmesser auf quadratischem Unterbau, jetzt eine Citadelle, in welcher die Orsini hausten. Die

oberen Stockwerke mit den offenen Säulengallerien waren nicht mehr da, die Mauer zeigte aber noch theilweise die heutigen Tags verschwundene blendend weiße Verkleidung von pentelischem Marmor.

Neuaufgeführte Mauern reichten von diesem Castell bis zum Heiligengeist-Hospital und umfaßten den Leoninischen Stadttheil, so genannt von Leo III., der ihn mit dem Schwert vertheidigt hatte. Aber an den Thoren angekommen, stockte der Zug. Die Zugänge zur Basilica von St. Peter waren von geharnischten Reitern abgesperrt, da lärmten und tobten die Leute, manche entschlossen sich zur Rückkehr, andere entschädigten sich, so gut es ging, mit Zusehen aus der Ferne. Züge von Geistlichen bewegten sich über den weiten Platz, Kreuze und Fahnen tragend, dumpfes Psalmgebet erklang aus den Reihen.

Mit der mächtigen Basilica, die sich über das angebliche Grab des Apostelfürsten erhoben, war schon seit Kaiser Constantins Zeit ein ungeheurer Palast verbunden. Dieser war heute noch bevölkerter als sonst. In der Conciliumshalle, deren Wölbung kurze Säulen mit würfelförmigen Knauf trugen, waren die höchsten Würdenträger der Kirche, Cardinäle, Bischöfe und Diacone zu Gericht versammelt. Es befanden sich darunter die Bischöfe von Orta und Valese, sodann Johann von Velletri, Petrus von Albano, Sylvester von Portus. Ein ganzes Heer von weißen Infuln saß im Halbkreis zusammen.

Die Rückwand des Saals zeigte eine riesenhafte Mosaik im byzantinischen Styl, den Heiland mit seinen Aposteln, barbarisch und von furchtbarem Ausdruck.

Im Mittelpunkt des Halbcirkels sah man im vollen päpstlichen Ornat, auf dem päpstlichen Stuhle sitzend, den Angeklagten: nämlich den aus dem Grabe gerissenen Formosus. Zu seiner Zeit ein bedeutender, ja ein großer Mann, der erste Vertheidiger deutscher Politik in Italien! Seine Leiche hatte während der Regierung Bonifaz' ruhig im Sarge gelegen, da hatte sie Formosus' Todfeind Stephan VI. vor sein Tribunal citirt. Acht Monat alt war die Leiche und die Würmer hatten indeß Seiner Heiligkeit arg zugesetzt. Das Antlitz des Papstes war schwarz geworden, wie das eines Mohren, der Mund war breit aufgerissen, die Haare starrten struppig unter der Tiara hervor. Auf heiße Asche geworfene Weihrauchkörner vermochten nicht den übelriechenden Grabesduft zu vertilgen. Es war ein wüster, abscheulicher Anblick, der alle mit Grausen erfüllte. O Formosus, Formosus! Wie wenig verdientest du jetzt noch deinen Namen!

Papst Stephanus war eingetreten. Das wilde, gewaltsame Naturell dieses Mannes sprach sich in seinen Zügen aus, welche hart wie die eines Lastträgers waren. Er gab sofort das Zeichen zur Eröffnung der Verhandlung und nach Anrufung des heiligen Geistes und einem längeren Gebete wurde die Anklage durch den Advokaten der päpstlichen Kammer erhoben.

In erster Reihe wurde Formosus privater Verbrechen geziehen. Er sollte bei Lebzeiten seiner ersten Gattin eine zweite Ehe eingegangen sein. Ferner wurde geltend gemacht, daß er — ganz uncanonisch — sich vom Bischofs-

stuhl von Portus*) auf den päpstlichen Thron gedrängt. Nur durch die Greuel der Simonie könne solches zu Stande gekommen sein. Zum dritten wurde ihm vorgeworfen, daß er Arnulf, dem der Norden gehorchte, dem Erstürmer Roms, die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt.

„Du hast die Anklage vernommen, Formosus,“ hieß es schließlich, „vertheidige dich!“

Ein Diacon, zum Anwalt des Todten designirt, erhob sich und stammelte ein paar Worte. Aber er sah Stephanus' wildblickende Augen auf sich gerichtet und seine Vertheidigung ward zur unzweideutigen Preisgebung. Die Bigamie wolle er nicht läugnen, aber er erinnere an die Patriarchen, die nicht blos zwei, sondern mehrere Weiber gehabt. Daß Jemand unmittelbar vom bischöflichen zum päpstlichen Stuhl gestiegen, sei allerdings ohne Beispiel, wenn man nicht etwa auf Petrus hinweisen wolle, der nie den Cardinalshut getragen. Wenn man ihm aber die Krönung Arnulfs zur Last lege, so müsse man auch halb Rom in Anklagestand versetzen, das dem Einziehenden Adel, Clerus und Schulen entgegen geschickt und diesen mit Zujauchzen empfangen habe.

Als der Diacon so weit gekommen, gerieth Stephanus in unsägliche Wuth. „Wohl wisse er, daß Formosus vollauf Helfershelfer gehabt bei der Krönung des deutschen Barbaren, der, wiewohl unecht von Geburt, sich einen Karolinger genannt. Genug Helfershelfer bei dem abscheulichen Ansinnen, Deutschland wieder zum Mittelpunkt der

*) Portus, die einst berühmte Hafenstadt Roms, später versandet, seitdem wieder aufgerichtet.

Staaten zu machen! Sie mögen sich ducken, diese Helfershelfer, die, wie einst der feile Senat Roms, sich durch das Gold dieses neuen Jugurtha kaufen ließen! Sie mögen ihre Häupter, wiewohl mit Infuln geschmückt, in Acht halten und nicht seinen Zorn herausfordern! Und Du, rief er, zur Leiche seines ehemaligen Gegners gewendet, willst Dich mit den Patriarchen vergleichen, ja mit Petrus? Deine Wahl ist ungiltig, mit Unrecht hießest Du Papst, ein Ketzer bist Du! Ich spucke Dir ins Gesicht! Ich rufe über Dich das Anathema Maranatha! Sei verflucht! Unendliche Höllenpein über Dich! Möge der Zorn aller heiligen Engel Dich treffen. Mögen sie Dich werfen in den Pfuhl, der ewig brennt. Mögen sie Dich ausliefern den Teufeln, daß diese Dich durch alle Höllen stäupen!"

Wenn sich jetzt ein Wunder ereignet, wenn sich jetzt die Leiche im Ornate erhoben und den Krummstab über den Wüthenden geschwungen hätte — welcher Schreck, welches Entsetzen! Aber die Leiche blieb ruhig sitzen und Stephanus fiel mit beiden Fäusten über sie her, daß sie schließlich vom Stuhl, auf dem sie saß, zu Boden fiel.

„Ich trage darauf an", begann Stephanus wieder, „daß Formosus, Bischof von Portus, der sich die Tiara angemaßt, die Strafe seiner Verbrechen empfange! Die Finger, mit denen er die Bischöfe geweiht und den Feind Italiens gesalbt, werden ihm abgeschnitten und alle Weihen für ungiltig erklärt, die er ertheilt. Sein Leichnam werde als Aas in den Tiber geworfen!"

Die eingeschüchterten Richter stimmten dem Antrag bei. Auf einen Wink des Papstes ergriffen Henkersknechte die

Leiche, schlugen ihr die Finger der Rechten ab und rissen ihr die päpstlichen Kleider vom Leibe. Endlich stießen sie, wie es die Circusknechte von ehedem zu thun gewohnt waren, dem nackten Leichnam einen Haken in die Brust und schleppten ihn an einem Seile über die Treppe des Vaticans dem Flusse zu.

Das war das posthume Gericht über den todten Papst Formosus, welches ganz Rom in Staunen setzte. Der Wilde selbst steht vor dem Grabe seines Feindes still und läßt die Waffe fallen, der Statthalter Christi hob sie auf gegen den Halbverwesten, seinen Vorgänger. Aber kein Wunder geschah, kein Blitz schlug ein, kein Märtyrer stieg aus den Katakomben! Verwundert blickten die Trümmer der alten Cäsaren, die doch des Gräuels schon so viel gesehen, auf die Thaten eines Wahnwitzes, der in den ärgsten Zeiten nicht seines Gleichen gehabt.

Ein paar Wochen später saß seine Heiligkeit zu Nacht im Patriarchium mit Gästen zu Tisch. Man speiste von goldenen Tellern, im Kreise gingen die Becher und Trinkhörner voll funkelnden Samosweins. Im Hintergrunde sitzende Musiker spielten eine „Symphonia,“ während im Vordergrund schöne Griechenmädchen ihre Reize in üppigen Tänzen zeigten. Bischöfe, von der Jagd heimgekehrt, Sporen an den Füßen, das Dolchmesser an der Seite, spielten Würfel: es war eine Scene im Gange, wie sie Ratherius, der Chronist dieser Zeit, geschildert.

Aber Seine Heiligkeit waren düster und unruhig. Gestern war unfern von seiner Wohnung die Basilica des Vaticans mit fürchterlichem Gekrach zusammengestürzt. Das

war wohl sehr erklärlich. Die Kirchen, die vor Schmutz und Ruß starrten, wurden baufällig, während die Fürsten der Kirche sich in Luxus überboten. Dennoch nahm es Stephanus als ein Omen, als ob die Kirche Christi selber zusammenstürzen wolle. Zudem war es eine böse Zeit und die Aufstände nahmen kein Ende.

Da erscholl es plötzlich draußen von Waffenlärm und Stimmen. „Flüchtet! flüchtet!“ — „Herbei! herbei!“ rief es durcheinander.

Der heilige Vater wandte sich zu einer Hinterthür und floh über den Hof in den kleinen Garten des Vaticans. Da rauschte und raschelte ein hochgewachsenes Schilfgebüsch. Er wollte sich darin verstecken.

Aber die Feinde waren ihm auf der Ferse.

„Grabthier! Hyäne, die selbst die Todten nicht in Ruhe läßt, habe ich Dich?“ rief ihn eine Stimme an, indeß eine unbarmherzige Hand seine Gurgel packte.

„Hund! Teufel! Leichenschänder!“ erschollen andere Stimmen und er sah sich von Feinden umringt.

Kriegsknechte warfen ihn zu Boden. „Sieh da, ein prächtig Halsband!“ rief Einer, warf ihm eine Bogensehne um den Hals und erdrosselte ihn.

Die an Formosus verübte Schandthat hatte selbst die durch den Anblick aller Verbrechen abgehärteten Römer empört.

Nun wird Romanus auf den Thron gesetzt, der sogleich alle von Stephanus ausgegangenen Handlungen für ungiltig erklärte. Die Leiche des Formosus hatten Tiber-Fischer aufgefangen. Man trug sie in eine Kirche und

die herbeigelaufene Menge behauptete zu sehen, daß sich alle Heiligenbilder vor ihr verneigten.

Indessen wurde auch Romanus als Eindringling erklärt und der Gegenpapst Theodorus II. von den Cardinälen anerkannt.

So ging es um's Ende des neunten Jahrhunderts in der Statthalterei Christi zu. Doch waren dies keineswegs noch die ärgsten Zeiten. Es folgte noch weit Schlimmeres. Als das Jahrtausend seit Christi Geburt seiner Vollendung entgegenging, wie sah es da in der heiligen Stadt mit dem Papstthum aus?

Die alte Bildung des Heidenthums war zerstört, aber von dem, was wir heute Christenthum nennen, war kaum eine Spur zu erkennen. Alle sittlichen Ordnungen waren aufgelöst, Religion Gaukelspiel und Aberglaube geworden. Starb ein Papst, so traten die Cardinäle zusammen und ihre Wahl wurde entweder durch den Beifall des römischen Volkes bestätigt oder durch dessen Mißfallensäußerungen cassirt. Wer aber beeinflußte diese Cardinäle, die im Conclave zusammen saßen, wer lenkte die Volksmassen zu den gewollten Zwecken?

Erscheinungen, welche die altrömische Zeit nicht kannte, nahmen in dieser Periode tiefster sittlicher Fäulniß im neuen Rom überhand. Eine Zeit der Weiber, der schlimmen, herrschsüchtigen Weiber, der verschlagenen Buhlerinnen brach über Rom herein. Wehrhafte, energische Messalinen standen auf. Sie begnügen sich nicht mehr damit, die Männer für privaten Sclavendienst zu fesseln, sie streben nach der Macht; zum Geiste der Intrigue, den

ihresgleichen von jeher besessen, tritt ein verwegener Muth, das Bild der römischen Virago, des Mannweibs, zu vollenden. Frauen, in denen sich die ganze Sinnlichkeit eines entarteten Heidenthums austobt, umgeben den päpstlichen Stuhl, sie gehen in einer wilden Geschlechtslust auf, die weder Treue noch Liebe kennt, aber alles ist ihnen nur Mittel zum Zweck. Sie wissen mit Gift umzugehen und den Dolch zu führen, aber ihrer Hand ist auch das Schwert nicht zu schwer. Ihre Genußsucht baut an Abgründen Thürme, deren Grundmauern man noch zeigt, und das Weichbild derselben bevölkert sich bald mit grausenhaften Sagen: es heißt, sie lassen die Männer, derer sie überdrüßig geworden, in die Tiefe werfen. Dann eilen sie wieder nach Rom und verfügen dort über alles. Sie bemächtigen sich durch ihre Buhler der Staatsgewalt und durch diese der Kirche. So sah man im zehnten Jahrhundert Dinge in Rom, welche die Sonne vorher noch nie geschaut und die jetzt fast wie Fabeln erscheinen.

Inmitten der Dunkelheit, welche auf den staatlichen Verhältnissen Roms im zehnten Jahrhundert liegt, unterscheidet man noch die Benennungen: Consul, Senator, Tribun, als Namen heimischer Obrigkeiten; die Municipalverfassung schmückte sich noch mit diesen alterthümlichen, erhaben und sonor tönenden Titeln. Da erscheint ein gewisser Theophilactus, Graf von Tusculum, als Consul und Herzog der Römer. Die Geschichte erwähnt erst seiner, als er eine berüchtigte Courtisane, Theodora, von der Straße in seinen Palast nimmt und sie zu seiner Gemahlin macht. Außergewöhnliche Schönheit, energischer Muth und die aus-

gebildetste Kunst der Intrigue mußten ihr sicher zu eigen sein; bald darauf gerirt sie sich als Herrin Roms. Ihre gewöhnliche Residenz ist das feste Tusculum. Auf cyclopischen Grundmauern, welche schon den Angriffen Hannibal's widerstanden, auf einer vulkanischen Anhöhe des jetzigen Monte Albano erhob sich die Burg der tusculanischen Grafen. Heute noch sieht der Wanderer die mächtigen epheuumrankten Ruinen, mißt die Tiefe der Gräben an der Menge des Schuttes, bevölkert in seiner Phantasie die Räume mit erzgepanzerten Männern und wundert sich dabei, daß man „Tusculum" als Synonimum eines freundlichen Ruhesitzes gebraucht. Aber die Welt ist classisch geschult. Sie denkt an Cicero und an seine von hier datirten Abhandlungen und nicht an die wilden Grafen und noch wilderen Gräfinnen und den Sitz der Pracht und Gewalt, den sie an diesem selben Orte aufgestellt.

Zahlreiche römische Patricier waren die Liebhaber Theodora's gewesen, sie wußte sich ihrer zu bedienen und eine feste Partei aus ihnen herzustellen, somit den Krieg beendigend, den sich zwei Fractionen in Rom fortwährend geliefert. Bisher war die Tiara das fortwährende Ziel der in Rom kämpfenden Adelsparteien gewesen, doch keine wurde stark genug, um dauernde Oberhand zu gewinnen und die Tiara wanderte von Haupt zu Haupt. Seit dem Todtengericht über Papst Formosus hatten die Päpste, welche die eine Partei wählte, fortwährend die Päpste der andern abgesetzt und deren Decrete cassirt. Nachdem nun Theodora, die Senatrix, welche der Partei des Stephanus anhing, die

Großen Roms und der Kirche sich durch List, Liebe und Bestechung unterthan gemacht, wurden die Zustände ruhiger.

Nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre, bereits Mutter einer erwachsenen Tochter, der berühmten Marozia, welche ihrerseits Geliebte des Papstes Sergius III. war, verliebte sich Theodora in den schönen Presbyter Johannes, den der Erzbischof von Ravenna, Petrus, öfter in kirchlichen Angelegenheiten nach Rom zu senden pflegte. Kühner als jeder Mann, wußte Theodora den Erzbischof bald zu stürzen und brachte den Buhlen an dessen Stelle. Dieser verstand es aber auch Theodora mehr zu fesseln, als je ein Mann zuvor. Sie bereuete bald, ihn nicht mehr in der Nähe zu haben, und schon begann sie mit solcher Geschicklichkeit und solchem Einfluß auf ihren Gemahl zu manövriren, daß Johannes im Frühling 914 — allerdings unter manchen canonischen Unzukömmlichkeiten — auf den päpstlichen Thron erhoben wurde.

Er nannte sich Johann X.

Aber Johann war nicht der Mann, Weibergünstling zu bleiben. Er war stolz und ehrgeizig, seine Liebe zu Theodora war nur ein Mittel zum Zweck gewesen, sein Streben ging dahin, die Kräfte Italiens zu vereinigen. Seit 880 hatten sich arabische Freibeuter am rechten Ufer des Garigliano festgesetzt, wo sie Burgen erbauten und befestigte Ansiedelungen. Von hier aus schweiften sie einerseits bis zum adriatischen, andererseits bis zum tyrrhenischen Meere. Kaum eine Stadt widerstand ihnen auf die Dauer, die einsam liegenden Klöster wurden von ihren Bewohnern preisgegeben, selbst die Umgegend Roms war nicht mehr

sicher. So hatten sie dreißig Jahre lang das mittlere Italien beherrscht. Johann X zieht gegen sie, verbündet mit Alberich, Herzog von Camerino. Er stellt sich in Stahl und Eisen an die Spitze seiner Truppen, — seine Concubine Theodora zu Pferde an seiner Seite, — der erste Papst, den man bewaffnet im Heerlager gesehen und überfällt in siegreicher Schlacht die Mohamedaner am Garigliano. Unterstützt von einer griechischen Flotte umzingelt Alberich die Burg der Muhamedaner, die meisten fallen, die, welche dem Schwert entrinnen, gerathen in Gefangenschaft. Es war um's Jahr 916; Mittelitalien wurde von seinen ärgsten Feinden befreit.

Alberich wird nun unter Zuruf des Volkes gekrönt und gesalbt.

Marozia, Theodora's Tochter, noch energischer, aber auch gewissenloser als ihre Mutter, hatte sich in Alberich verliebt. Der ehemalige Markgraf von Camerino, jetzt der mächtigste und einflußreichste Mann Roms, erhebt die ehemalige Concubine Sergius III. zu seiner Gemahlin.

Johann hatte mit Festigkeit und gerechtem Sinn regiert, die rivalisirenden Fürsten vereinigt, Kriegsruhm geerntet und Rom einen Herrn gegeben. Nun erheben sich abermals die Großen Toscana's und der Lombardei. An ihrer Spitze den Markgraf von Ivrea, Adalbert, Schwiegersohn Berengar's, wenden sie sich in Waffen gegen den Alberich.

Johann sieht sein Werk scheitern. In Verzweiflung ruft er die furchtbaren Magyarenhorden herbei. Erst er-

weisen sich diese Truppen als ein trefflicher Schutz gegen die Versuche der Aufständischen, dann bringt ihre Grausamkeit alles Volk zur Empörung. Die Schrecklichen verbrennen Pavia, das selbst Rom an Schönheit übertrifft, den alten Sitz des Lombardenreichs. Ihr wildes „Hui! Hui!“ tönt in die Wehrufe der Erschlagenen. Anarchie, Mord, Kampf, der Qualm brennender Städte erfüllen die Scene.

Theodora war gestorben, auch Alberich, der sich Consul der Römer nannte, war in einem Aufstand gefallen, aber seine Wittwe Marozia hatte noch immer Gewalt über die römischen Barone wie ihre Mutter. Schön und kühn, schlau und gewaltsam, gebot sie als Zwingherrin in Rom, trotzdem sie so ungebildet war, daß sie nicht ihren Namen zu schreiben verstand. Sie fand Mittel und Wege, sich des hadrianischen Grabmals zu bemächtigen, des gewaltigsten Ueberrestes des alten Rom, bereits als Engelsburg hergestellt und den ganzen Lauf der Tiber, die Verbindung von Vatican und Marsfeld beherrschend. Unangegriffen stand die Burg seit jenen Tagen, wo sie die Gothen unter Vitiges hatten stürmen wollen und von Belisars Truppen durch Herabschleudern der Marmorbildsäulen zurückgeschlagen worden waren. Man muß die ungeheuern Räume, dies Labyrinth von Gängen, Höfen, Treppen durchwandelt haben, um zu begreifen, was der Besitz dieser Burg wog. Marozia hatte den Schlüssel Roms in ihrer Hand. Nachdem sie sich dort noch befestigt, bot sie Wido, Markgrafen von Tuscien, dem ehemaligen Herrn ihres verstorbenen Gemahls, ihre Hand. Er nahm sie an.

Die beiden Gatten standen, seitdem sie ihre Kräfte vereinigt, als unbestrittene Herren Roms da: Papst Johann sollte es demnächst empfinden. Marozia, die den Liebhaber ihrer verstorbenen Mutter haßte, ließ zuerst seinen Bruder, seinen Vertrauten, ermorden, sperrte dann den Papst selbst in den Kerker. Das war eine andere Papst-Gefangenschaft, als die, welche Napoleon über Pius VII. verhängte, eine andere, als die, über welche heutzutage ultramontane Blätter jammern! In einem eklen Kellerloch der Engelsburg saß der Statthalter Christi bei Wasser und Brot. Er konnte nun nachdenken über Weibergunst, die ihn so hoch erhoben, und über Haß des Weibes, der ihn so tief herabgeschleudert. Eines Morgens fand man ihn todt. Marozia hatte den Geliebten ihrer Mutter erdrosseln lassen. (930.) So sehr er in seiner Jugend ein Liebling des Glücks gewesen, so sehr verfolgten ihn im Alter Mißerfolg und Unheil.

Nun ließen die Gatten die Tiara auf zwei ihrer Creaturen, zuerst auf Leo VI., dann auf Stephan VII. übergehen.

Im Jahre 931 ward Marozia zum zweitenmale Wittwe und stand stark genug da, um ihren zweiten, mit Papst Sergius III. erzeugten Sohn im Alter von einundzwanzig Jahren unter dem Namen Johann XI. auf den päpstlichen Stuhl zu bringen. Baronius und die übrigen Annalenschreiber haben ihm viel Böses nachgesagt, doch ein eigentliches Verbrechen können sie ihm nicht zur Last legen. Ihm waren nur die kirchlichen Verrichtungen überlassen, während

seine energische Mutter das Regiment in den übrigen Dingen führte.

Kurz, Johann XI. war ein bloßer Scheinpapst, seine Mutter Marozia der wirkliche Papst und Herrscher in Rom. Die inzwischen in Lüsten gealterte Frau schaute abermals nach einem Gatten aus und ersah sich ihren Schwager, den Stiefbruder ihres verstorbenen Gemahls, Hugo, König von Niederburgund. Dieser, um seinen Besitz in der Lombardei zu befestigen, verschmähte nicht den Bund mit einer Frau zu schließen, die wohl durch ihre Liebeshändel berüchtigt, aber reich und mächtig war. Der Papst mußte versprechen, dem neuen Gatten seiner Mutter die Kaiserkrone im Dom St. Petri aufzusetzen und Hugo eilte herbei.

Hugo von Niederburgund war von kaum minder ausschweifenden Sitten als Marozia. Er lebte öffentlich mit Buhldirnen aus der niedersten Hefe des Volkes; drei dieser Weiber, vom Volksmund Venus, Juno und Semele getauft, waren zu gleicher Zeit seiner besonderen Auszeichnung gewürdigt und schwelgten in Reichthümern.

Er wurde in der Engelsburg von Marozia empfangen und wiewohl die Kirchengesetze den Bund untersagten, weil Hugo und Wido Söhne einer und derselben Mutter waren, wurde die Heirath geschlossen. Aber die Sachen ließen sich schlimm an. Der junge Alberich, Sohn Marozias aus ihrer Ehe mit dem ersten Alberich, war gezwungen worden, beim Hochzeitsmahle gegenwärtig zu sein und hatte, der Sitte der Zeit gemäß, seinem Stiefvater

nach der Tafel Kanne und Waschbecken darzureichen. Mit Widerstreben und Abscheu ging der trotzige Junge an diesen Act der Huldigung und unabsichtlich oder mit Absicht — er begoß seines Stiefvaters Kleid. Dieser schlug ihm dafür ins Gesicht. Da empörte sich im Jüngling das wilde mütterliche Blut.

„Römer,“ rief er die Umstehenden an, „Ihr seid Zeugen des Schimpfes, den ich erlitten, helft mir ihn mit Blut sühnen! Ihr wart dereinst die Herren des Erdkreises, diese Burgunden die mindesten Eurer Knechte. Jetzt herrschen sie über Euch. Die Schmach, die Ihr mich erdulden saht, bezeichnet den Anfang Eurer Erniedrigung. Um der Lüste eines Weibes willen soll Roms Freiheit zu Grabe getragen werden. Rafft Euch auf, Römer, und schüttelt das Joch dieser fremden Hunde von Euch!“

Die Worte zündeten, im Nu griff alles zu den Waffen, Blut floß, Sturmglocken wurden gezogen. Hugo mit seinen Burgunden entsank der Muth, als er die Volksmassen herbeistürmen und die Engelsburg umschließen sah. Er ließ sich an einem Seile von der Mauer herab und eilte seinem in der Nähe Roms lagernden Heere zu.

Alberich hatte gesiegt. Im Besitz der Stadt ließ er seine Mutter Marozia und Johann XI., seinen Halbbruder, ins Gefängniß werfen; sie fanden dort ihren Tod.

Theodora und Marozia, die beiden furchtbaren Frauen, blieben noch lange im Gedächtnisse der Römer. Der Zeitraum ihrer Herrschaft erhielt von den Geschichtschreibern einen Namen, der sich nicht einmal anständigerweise übersetzen läßt, sie nennen ihn die Periode der Pornokratie.

Höchst unheilige Frauen, verfügten sie schier vierzig Jahre lang über den heiligen Stuhl und waren mit dem Papstthum selbst so innig verflochten — Marozia schon dadurch, daß sie die Geliebte eines Papstes, Mutter zweier Päpste und Großmutter eines dritten Papstes war — daß sie mit demselben identisch schienen. So kam es, daß sich die Erinnerung an ihre Herrschaft in der Phantasie einer späteren Zeit abschattete im Bilde einer Päpstin Johanna, papessa Joanna, die allerdings nie gelebt hat. Diese Johanna ist nur die in der Volkserinnerung lebende Marozia, Mutter Johanns. Man versetzte sie in eine hinter der Regierung Theodora's und Marozia's liegende Zeit und schob sie in die Papstliste zwischen Leo IV und Benedict III. ein. Aber trotz der Behauptungen von Martin Polonus, Sigebert von Gimblours und Mar. Scotus ist die Päpstin Johanna doch nur eine mythische Person, der zurückgeworfene Schatten einer Theodora-Marozia.

Ein verläßlicher Bürge, Anastasius, sagt ausdrücklich, daß auf Leo IV. Tod die Erhebung Benedicts auf den päpstlichen Stuhl unmittelbar (mox, illico) folgte und die genauen Papstlisten von Papi und Muratori stellen beide Ereignisse in's Jahr 857, so daß für Johanna gar kein Platz übrig bleibt. Ueberdies hätte sich Luitprand die Erwähnung eines solchen Scandals nicht entgehen lassen. Es thut aber wirklich nicht noth, noch in der Gestalt einer messalinischen Päpstin Johanna das Papstthum jener Zeit zu personificiren; die beiden Weiber, die von 906 bis 933 in allernächster Beziehung zum Papstthum stehen, ja de

facto auf dem päpstlichen Stuhl sitzen, thun dies schon zur Genüge.

Nun hatten die Römer das Joch der Weiber, der Päpste und der Könige abgeschüttelt, sie vermeinten die altrömische Freiheit wiedergewonnen zu haben und die Republik aufgerichtet zu sehen, weil Alberich sich Consul nennen ließ. Zweiundzwanzig Jahre führte er die Regierung und hinterließ das Principat schließlich seinem Sohne Octavian, der im siebzehnten Jahre stand. Alberich hatte bei seinen Lebzeiten verschiedene Päpste ernannt und in völliger Abhängigkeit gehalten; nachdem nun Octavian den letzten derselben gewaltsamen Todes hatte sterben lassen, beschloß er, die „beiden Schwerter geistlicher und weltlicher Gewalt in Eines zusammenzuschweißen“ und ließ sich unter dem Namen Johann XII. die Tiara aufsetzen.

Er war eben neunzehn Jahre alt geworden!

Alte Sculpturen und Münzen zeigen uns den jugendlichen Heliogabal, den römischen Kaiser, als Hohepriester des Gottes, dem er diente. Alljährlich einmal wurde der Gott, der in Gestalt eines großen Steines Rom bewohnte, auf einen mit Gold und Edelsteinen gezierten, von sechs milchweißen Pferden gezogenen Wagen gesetzt und von einem Tempel zum andern geführt. Der Kaiser in Frauentracht hielt die Zügel, rückwärts schreitend, um den herrlichen Anblick des Gottes fortwährend genießen zu können. Jetzt sah man wieder einen ebenso jugendlichen Fürsten, weltliche und geistliche Macht, Gewalt auf Erden wie im Himmel vereinigend, dieselben Straßen in Processionen dahinschreiten, die jener durchaus ähnlich sahen. Der Wahn der Men-

schen fällt immer wieder zu Formen, denen man ihn längst entwachsen wähnte, zurück!

Indessen waren die Verhältnisse in Italien immer schwieriger geworden. Das Volk, das das ersehnte Ziel seines Strebens, die Unabhängigkeit aus den Augen verloren, rief Otto I. um Beistand an. Die Paniere mit dem Reichsadler setzten sich in Bewegung und überschritten den Kamm der Alpen.

Es wäre, wir bemerken dies nebenbei, höchst ungerecht, wenn man die Verfolgung der abendländischen Kaiseridee nur der Ehrsucht und der Eroberungslust der deutschen Dynasten auf Rechnung schriebe und den Theil, den die Römer selbst an den Römerzügen hatten, unterschätzte. Wohl suchte das Kaiserthum seine letzte Sanction und seinen höchsten Nimbus in Rom, aber die Politik der römischen Bischöfe kam dieser Ehrbegier mächtig entgegen. Diese Bischöfe begünstigten den römischen Cäsarismus, um unter seinen mächtigen Adlerfittichen die „Interessen der Kirche" zu pflegen, die noch vielfach gefährdet waren. Erst nachdem die Hierarchie die Höhe ihres Wachsthums erreicht, also unter Gregor VII., begann der römische Stuhl das Verhältniß umzukehren und wollte im deutschen Kaiser nur seinen ersten Lehnsmann sehen.

Die lombardischen Fürsten hatten sich ohne Widerstand in die neue Herrschaft ergeben, Berengar, bis jetzt souveräner König, ließ sich's gefallen, sein Reich vom Kaiser als Lehen zu haben. Nun setzte Johann XII. dem Kaiser die Krone auf's Haupt.

Ein Urbild deutscher Kraft, war Otto wie eine höhere

Erscheinung in diese corrupte Welt getreten. Gläubig, und als Deutscher in den Anschauungen seiner Zeit lebend, erschrack er nun vor dem, was er gewahrte.

In der Hauptstadt hatte die Volksstimmung inzwischen eine totale Umwandlung erfahren. Johann XII. merkte, daß er sich selbst ein Joch auferlegt und wurde des Kaisers Feind. Er verbündete sich mit Berengar, aber es war zu spät, der Papst, der sich eine Zeitlang in der leoninischen Stadt vertheidigt, wurde gefangen. Abermals zog Otto in Rom ein; dem Papst gelang es, mit Berengar's Sohn Adelbert nach Capua zu entfliehen.

Otto versammelte nun in Rom ein Concil, das Johann XII. zur Rechenschaft ziehen sollte. Es trat zusammen, und Cardinal Petrus begann die Aufzählung aller Sünden und Verbrechen des Papstes.

Eine kurze Summirung derselben findet sich in einem Briefe, den Otto der Große an Johann schrieb und der folgendermaßen lautet:

Otto, Kaiser der Deutschen, an Seine Heiligkeit Papst Johann XII.

„Angekommen in Rom im Dienste Gottes, haben Wir Bischöfe, Cardinäle, Geistliche, Diakone und das ganze Volk der Römer über die Ursache der Abwesenheit Ew. Heiligkeit befragt, sowie über den Grund, der Euch verhindert, uns zu begegnen, dem Schutzherrn der Kirche, sowie Eurer Person, und haben so schandbare Dinge vernommen, daß, wenn man sie von einem Comödianten erzählte, sie den Zuhörer schamroth machen würden. Da-

mit Eurer Heiligkeit nichts verborgen bleibe, wollen Wir in Kürze Einiges anführen; ein Tag würde nicht hinreichen, Alles umständlich aufzuzählen. Wisset denn, daß Ihr beschuldigt seid, nicht von einer kleinen Anzahl Personen, sondern von Allen, Geistlichen sowohl als Laien: des Kirchenfrevels, des Mordes und des Todtschlages, des Meineides, der Blutschande mit zweien Mitgliedern Eures Hauses. Wir fügen hinzu, was schrecklich anzuhören, daß Ihr bei offener Tafel die Gesundheit des Teufels ausgebracht, beim Spiel Jupiter, Venus und andere Dämone angerufen. Wir beschwören Euch dringlich, vor uns zu erscheinen und Euch von diesen Beschuldigungen zu reinigen. Und wenn Ihr die Gewaltsamkeit verwegener Volkshaufen fürchtet, so leisten Wir Unseren kaiserlichen Eid, daß nichts geschehen werde, was den heiligen canonischen Regeln zuwider. Rom, am 8. der Iden des Nov. 963."

In seiner Antwort weigerte sich Johann, die Autorität des versammelten Concils anzuerkennen und bedrohte deren Mitglieder mit der Excommunication, wofern sie zur Wahl eines anderen Papstes schreiten wollten. Er wurde nochmals, aber vergeblich vorgeladen, sodann vom Concil für abgesetzt erklärt und Leo VIII. als Papst gewählt, ein vornehmer und würdiger Römer, nicht Priester, aber Protoscrinar der Kirche.

Indeß erregte es den Zorn der Römer, daß die Deutschen den päpstlichen Lotterpfuhl hatten reinigen wollen. Der der Familie Alberichs anhängliche Adel, die Bürger Roms, welche das Recht, ihren Bischof zu ernennen, wahren wollten, und die Gegner jeglicher Fremden-Einmischung

vereinigten sich, die Absetzung Johann's und die Wahl Leo's für ungiltig zu erklären. Otto wurde vom Pöbel in seinem Palaste belagert und hätte ohne den heldenmüthigen Widerstand seiner deutschen Krieger den Tod gefunden. Schließlich wurde der Aufstand niedergeworfen. Aber sobald Otto Rom verlassen, kehrte Johann XII. zurück und schlug Leo VIII. in die Flucht. Sogleich ließ er zwei Cardinäle, die am heftigsten gegen ihn gesprochen, zu Castraten verstümmeln und setzte Rom in Vertheidigungszustand.

Ein unerwarteter Zufall steckte allen diesen Unternehmungen ein Ziel. Der Papst, in Liebe zu einer Frau von niederem Herkommen entbrannt, schlich eines Abends, da ihr Mann auf's Land gegangen, zu ihr. Unerwartet kam dieser zurück, überfiel den Betrunkenen und bewies so wenig Respect vor dem Vater der Christenheit, daß er ihn mit einem Axtschlag auf die Schläfe um's Leben brachte.

So mußte Johann XII., Marozia's Enkel, das nicht weit vom Stamme gefallene Früchtchen, in seinen jungen Jahren Thron, Herrschaft und seine Heerde verlassen; er hatte acht Jahre, vier Monate und sechs Tage regiert.

II.

Benedict IX.

Umsonst hatte Paulus in seinem Briefe an Timotheus, drittes Capitel, geschrieben: „Dreißig Jahre sei der Bischof alt, eines Weibes Mann.“ Hatte Johann XII. im neunzehnten Jahre sich selbst die Tiara aufgesetzt, so wurde Benedict IX. von den im Lateran versammelten Cardinälen als Vater der Christenheit ausgerufen, da er erst zwölf Jahre zählte.

Auch er stammte aus der Familie der Grafen von Tusculum und nannte Alberich und Marozia seine Vorfahren. In der heiligen Taufe hatte er den Namen Theophylactus erhalten zur Erinnerung an den vielgehörnten Gatten Theodora's. Dieser byzantinische Name kam in der Familie öfter vor.

Ein Knabe, zwölf Jahre alt und schon Vater der Christenheit, Statthalter Gottes auf Erden, unfehlbar, das kann einen gesunden Kopf verrückt machen! Als der Jüngling heranwuchs, amüsirte er sich in der Weise Caligula's und Heliogabal's und liebte Alles, was schön war. Ein Fischer wie Petrus sollte er sein, warf aber seine Netze nur nach Mädchen und Frauen aus. Da es ihm nicht selten an Geld mangelte, gab er seinen schönen Freundinnen Kreuze, Kelche und Monstranzen, die er aus den Kirchen nahm, je nach dem Maße seiner Gunst. Sein Lieblingsschriftsteller war Ovid, besonders verehrte er dessen Buch „de arte amandi“. Er veranstaltete Feste und Bacchanale in fackelerhellten Hainen, bei welchen Männer und Frauen,

Töchter der Senatoren und der Auswurf des Volkes vermischt schmausten, zechten und sich belustigten, wie bei den berüchtigten Gastmalen des Tigellin. Ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber, hielt er sich meist in seinen prachtvollen Stallungen und in der Reitschule auf und pflegte sogar die Einsegnung zu höheren Priesterstellen in den Pferdeställen zu ertheilen.

Zum Glücke sind es keine solchen Schriftsteller, die man heutzutage „böswillige Federn,“ „Freimaurer und Juden“ nennen würde, die über solche Gräuel des päpstlichen Regiments berichten. Im Gegentheile, es sind eben die gläubigsten Seelen ihrer Zeit, die ihrem Unwillen Luft machen. Der eine Chronist dieser Zeit ist Rather, Bischof von Verona, (in den Jahren 931—935 und 946—948) aus Lüttich gebürtig, der in jungen Jahren nach Italien kam und nach manchen Wechselfällen des Glückes sich nach Namur zog, wo er seine Briefe und Chroniken schrieb, angenehm untermischt mit Citaten aus den lieben Alten. Der Andere ist der wackere Liudprand von Cremona. Dieser, in Pavia geboren, war Secretär König Hugo's, welcher ihn auch bei sich behielt, nachdem er durch Berengar, Marquis von Ivrea den Thron verloren, und ihn in einer Mission nach Constantinopel sandte. In Ungnade gefallen, zog sich Liutprand endlich nach Deutschland zurück und schrieb da die Geschichte seiner Zeit, die sich über die ganze zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts verbreitet: Liutprandi Ticinensis Historia,“ in welcher die Belege zu Allem zu finden, was ich in den vorhergegangenen Blättern mitgetheilt. Endlich ist auch Leo's von Ostia „Chro-

nicon montis Cassinensis" (das Manuscript von Monte Cassino) als unanfechtbare Quelle zu nennen.

Rom ein Sodom ärgster Art, ein Lotterbube Stellvertreter Gottes und Statthalter Christi — der apostolische Sitz ein Haus der Unzucht geworden — das konnte nicht immer so dauern, man dachte an Abhilfe. Selbst die Cardinäle, die am meisten Benedict's IX. Wahl begünstigt, weil sie unter einem Knaben unbeschränkt und uncontrolirt walten zu können meinten, waren erschrocken, als sie die Krallen des jungen Unthiers immer länger wachsen und immer wilder zugreifen sahen. Sie verschworen sich, ihn zu ermorden. Es war nur die Frage, ob sie mit Gift, Stahl oder Feuer vorgehen sollten? Manche riethen zu Gift, aber man entgegnete ihnen darauf, daß der Heilige Vater mit Gegengiften wohl versehen sei, auch sei dieser Weg ein zu langsamer. „Besser mit geharnischter Hand den Hund niederwerfen!" rieth der alte Cardinal von Roncaglia. Eben bot sich eine schöne Gelegenheit: beim Feste Petri und Pauli sollte Seine Heiligkeit aus seinen Gemächern herabkommen und die Messe in der Basilica St. Petri celebriren; an diesem Tage wollte man ihn am Altare erdolchen.

Und hier beginnt eine Lebensgeschichte voll seltsamster Zufälle, unerhörter Wendungen und unglaublicher Vorgänge, welche sich ganz von selbst in fünf Acten zum Trauerspiel gruppiren ließen, wenn eine Reihe wilder gewaltsamer Handlungen, auf die kein Lichtblick fällt, wenn Charaktere, welche nur Entrüstung hervorrufen können, für

die Tragödie paßten, die doch auch einen sympathischen Zug braucht.

Der 29. Juni 1037 war herangekommen. Den Dolch im Gewande fanden sich die Cardinäle im vaticanischen Gebäude ein. Da geschah etwas Merkwürdiges, was man damals für ein Zeichen des Himmels hielt — es zog sich eine dunkle Scheibe von Abend gegen Morgen vor die Sonne, so daß von dieser nur ein blasser Ring zu sehen war. Mitten am Tage schien es Nacht werden zu wollen und ein furchtbarer Wind, der sich gleichzeitig erhob, fegte wie ein Besen die vor der Basilica gesammelte Menge auseinander. Da erschracken die Verschwörer und gaben ihr Werk auf. Die Sonnenfinsterniß hatte des Papstes Leben gerettet, er erfuhr aber, wie er bedroht gewesen sei und entfloh nach Cremona, wo Kaiser Konrad eben eingetroffen war.

Der große Kaiser befand sich zum zweitenmale in Italien. Gerade vor zehn Jahren war er in Rom gekrönt worden. Er wußte, wie lasterhaft und erbärmlich der vor ihm erscheinende, um seine Hilfe bettelnde Knabe war und schätzte ihn richtig. Doch sein Grundsatz war: Jeglichem nach seiner Art. Wie tief er ihn verachtete: als Werkzeug gegen Schurken seiner Sorte war Benedict doch zu brauchen. Eben waren die Bischöfe Oberitaliens in offener Empörung gegen den Kaiser. An ihrer Spitze stand Heribert, Erzbischof von Mailand, einst der deutschen Partei zugethan, jetzt ihr heftigster Gegner. Er spielte den obersten Schutzherrn der Lombardei. Setzte sich ein Herzog oder Markgraf in widerrechtlichen Besitz eines Erb-

gutes und der Beraubte wandte sich an Heribert, so schickte dieser seinen Hirtenstab, ließ ihn im Felde aufstellen und Niemand wagte Hand an den Besitz zu legen, bis die Sache anderweitig entschieden war. Damit bezweckte Heribert die Unterwerfung aller Lehnsträger, welche sich auf's Reich stützten, um sich dann unabhängig zu behaupten. Jetzt hatte er dem Grafen Odo von Champagne die lombardische Krone angetragen, ganz Oberitalien, damals ein selbstständiges Gebiet der appeninischen Halbinsel, gerieth in Empörung. Inmitten dieser Bewegung war Konrad erschienen. Als Benedict ihn anging, nach Rom zu kommen und ihn wieder einzusetzen, versprach er ihm Gewährung der Bitte, wofern er die Excommunication der Bischöfe ausspreche, die Konrad widerstrebten. Dazu war Benedict herzlich gern erbötig.

Konrad ging nun nach Perugia weiter und setzte Benedict wieder auf den päpstlichen Stuhl.

Dieser excommunicirte nun Heribert und seine Anhänger. Aber es half nicht viel. Der stolze Kirchenfürst verachtete hinter den festen Mauern Mailands das Anathema des unreifen Buben.

Indeß war Konrad nach Monte Cassino gegangen. Eine ansteckende Krankheit riß in sein Heer große Lücken. Er kehrte nach Deutschland zurück, wo er 1039 starb.

Abermals erhoben sich die Römer und verjagten Benedict, der wie ein Teufel wirthschaftete und den päpstlichen Stuhl mit allen erdenklichen Gräueln befleckte. Aber die Transteverer hielten zu ihm und seine Anhänger behaupteten die leoninische Stadt.

Benedict war in die zauberisch schöne und unschuldvolle Tochter des Hauptmanns Gerardo de Saßo verliebt. Als er auf keine Weise in ihren Besitz gelangen konnte, versprach er dem Vater sie zu heirathen, nachdem er die Tiara abgelegt. Er wollte sie zur Gräfin von Tusculum erheben. Der einflußreiche Römer schien einzuwilligen. Er stand auch bereits in Unterhandlung mit Johann von Sabina, um diesem nach der Abdankung Benedict's zur Tiara zu verhelfen.

Während dieser Vorgänge wurde Transtevere gestürmt. Erdbeben traten hinzu, Schrecken in die Gemüther zu jagen. Ganz Rom sagte sich von Benedict los und Johann von Sabina kam auf den Thron als Sylvester III.

Gerardo de Saßo hatte es indessen mit dem Handel nicht aufrichtig gemeint, sobald Benedict gestürzt war, änderte er seine Sprache und verweigerte dem Bewerber hohnlachend die Hand seiner Tochter.

Indeß bemächtigte sich Benedict wieder des leoninischen Stadttheils. Sylvester wurde verjagt, nachdem er nur neunundvierzig Tage Statthalter Christi gewesen. Nun herrschte Benedict noch ein Jahr und einundzwanzig Tage in Rom, während Sylvester auf seiner Burg im Sabinerlande gleichfalls fortfuhr sich Papst zu nennen.

„Ich schaudere zu wiederholen" schreibt Papst Victor III., der vierzig Jahre später auf den päpstlichen Stuhl gelangte, in dem Manuscript vom Monte Cassino, „ich schaudere zu wiederholen, welches das Leben Benedicts war, wie schändlich, scheußlich und fluchwürdig; auch werde ich meine Erzählung erst von der Zeit ab wieder beginnen, wo der

Herr sein Gesicht der Kirche wieder zuwandte. Nachdem er lange genug das römische Volk durch Raub, Mord und unnennbare Scheußlichkeiten betrübt hatte, vereinigten sich die Bürger, die seine Verruchtheit nicht länger ertragen konnten, verjagten ihn und verbannten ihn aus der Stadt sowohl wie vom päpstlichen Stuhle. Sie erhoben darauf, jedoch durch schlechte Mittel, Johann, Bischof von Sabina" u. s. w.

Benedict fühlte indeß, daß die Tage seiner Herrschaft gezählt seien. Er schickte sich an, aus seiner Stellung den Vortheil zu ziehen, der sich eben ziehen ließ und — bot die Tiara zum Kauf aus! Der Kauflustigen waren mehrere. Als annehmbarster Kunde erschien ein reicher Erzpriester Johannes Gratianus, denn — er war der Dümmste, sozusagen ein Idiot. Benedict gab vor, abdanken zu wollen und man ward einig. Ein Contract wurde aufgesetzt. Benedict sollte eine Rente von 1500 bis 2000 Pfund Goldes, aus dem Peterspfennig Englands zu schaffen, erhalten.

In der That zog er sich als Rentier nach Tusculum, wo er sein Schandleben weiter führte.

Man sagte von ihm, daß er die Frauenzimmer durch Magie an sich zu ziehen verstehe und in den Wäldern mit Teufeln verkehre. Daß er es auf den Verkehr mit diesen abgesehen, geht daraus hervor, daß man in seinen Gemächern im Lateran Zauberbücher gefunden hatte.

So war die Papstwürde förmlich verkauft worden, die Revenüen flossen an Benedict. Doch ein Mensch, wie er, sinnt nach geschehenem Handel noch darauf den Käufer zu betrügen. Benedict nahm wieder den Papsttitel an und

so gab es zu jener Zeit drei Päpste: Johann von Sabina (Sylvester III.) Johann Gratianus (Gregorius VI.) und Benedict IX. Tria teterrima monstra, tres diaboli sagen die Geschichtschreiber jener Tage.

Damals war wohl nur ein einziger Schritt noch bis zur völligen Abschaffung der Päpste! Die Reihe von Lüstlingen und Schandmenschen auf dem Throne Petri übte höchstens auf Rom und dessen Umgegend einen Einfluß aus. Der Einfluß der Päpste auf die Geschicke der Welt schien dahin. Welches Glück für die Welt, wenn der Baum, der so schnöde Früchte trug, schon damals umgehauen worden wäre! Der Giftbaum war auszurotten und in seinen Wurzeln auszubrennen. Doch nein, die Papstwürde sollte erhalten bleiben. Ein höherer Schiedsrichter schlichtete das Wirrsal der Factionen. Kaiser Heinrich III., Konrad des Zweiten Sohn, ging über die Alpen und berief 1046 eine Kirchenversammlung nach Sutri. Joh. Gratian trat, sich selbst für unwürdig erklärend, freiwillig zurück, die andern Zwei wurden abgesetzt. Der Kaiser bezeichnete den, der den päpstlichen Thron besteigen solle: es war Suidgar, Bischof von Bamberg unter dem Namen Clemens II.

Aber kaum war ein neuer Papst da, wußte sich ihm schon Benedict drohend zu nähern. Clemens II. hatte kaum Zeit gehabt, den Kaiser zu krönen und eine Synode gegen die Simonie abzuhalten, als er schon, 1047, plötzlich zu Pesaro, an Gift sterben mußte.

Unmittelbar darauf dringt Benedict in die Stadt. Hohnlachend, mit den Worten: Unser Bruder Lazarus

lebt wieder! setzt er sich auf den Thron. Zum drittenmale hat er Rom in Besitz genommen.

Aber er wurde wieder verjagt.

Er war inzwischen sechsundzwanzig Jahre alt geworden. Einige Schriftsteller sagen, daß er nach Tusculum zurückkehrte und fortfuhr, „wie ein Thier zu leben,“ andere behaupten, er sei lebenssatt in ein Kloster bei Grotta Ferrata gegangen.

Und hier können wir von den Päpsten aus dem tusculanischen Hause Abschied nehmen. Es sind diese „Väter der Christenheit“ die sittenlosesten Exemplare des damaligen römischen Adels. Ihnen folgen nach vier Deutsche, sämmtlich von Heinrich III. ernannte Päpste. Der deutsch-römische Kaiser bezeichnet sie fortan, wiewohl ohne Inspiration durch den heiligen Geist, nach Gutdünken. Bei der Erledigung der höchsten päpstlichen Würde erscheinen die römischen Abgeordneten nicht anders als die Gesandten anderer Bisthümer am kaiserlichen Hoflager, um sich den Nachfolger bestimmen zu lassen. Der Kaiser verfügt über das Papstthum und dies gehört mit zu den Attributen obersten Ansehens, das er in Europa genießt.

Die Kirchenväter sagen zwar: alle römischen Päpste zusammengenommen seien als die fortgesetzte Person des heiligen Petrus zu betrachten, in welchen der Glaube nie untergeht. (Accipiendi pontifices romani tamquam una persona Petri in qua fides Petri nunquam deficit.) Auch nach der Meinung der neuesten katholischen Theologen stören solche Erscheinungen, wie die der von uns geschilderten Päpste den Zusammenhang nicht. Aber was würde

wohl der biedere Fischer aus Galilea sagen, wenn man vor ihm diese Schandgesellen als eine Fortsetzung seiner Person ausgeben wollte? Als Pio Nono in der prachtvoll renovirten Basilica von San Paolo fra le mura die Bilder aller Päpste zur Erbauung der Christenheit malen ließ, trug er kein Bedenken, uns auch diese „Stellvertreter Christi" mit den Attributen ihrer Würde zu zeigen und so ist es denn nur natürlich, daß man sich veranlaßt fühlt, sie dem Andenken der Getreuen in ihrer wahren Gestalt vorzuhalten.

Dominikaner und Franziskaner.

I.

Nach einem längern Aufenthalte im Gebirge war ich in eine gößere, aber finstere und alterthümliche Stadt Süddeutschlands gerathen, in der mich Geschäfte wochenlang festhielten. Ich hatte mein Quartier in einem Hause von fast klösterlichem Aussehn. Die Fenster meines Wohnzimmers sahen auf eine alte schwarze Kirche hinaus. Ueber einer Seitenthüre derselben, die mir gerade gegenüberstand, prangte ein sorgfältig in grauen Marmor gemeißeltes Wappen, auf dem in Ermangelung eines andern Gegenstandes meine Augen täglich mehrmals verweilten. Auf einem Felde desselben sah man ein Buch, auf welchem ein Hund stand, der seine Pfote auf die Weltkugel legte. Er trug in seiner Schnauze eine Fackel, mit welcher er sie in Brand zu stecken willens war. Auf dem anderen Schilde war eine Herzogskrone, eine Tiara, ein Cardinalshut, ein Bischofstab und eine Inful, endlich ein Patriarchenkreuz zu sehen. Ueber den beiden Feldern verschränkten sich kreuzweise eine langstenglige Lilie und ein Palmbaum, über beiden blinkte, mit einem Rest von Vergoldung, ein Stern.

Unterhalb des Ganzen waren die Worte: misericordia et justitia“ zu lesen.

Diese uralte Steinmetzarbeit, nur wenige Klafterbreiten von meinem Fenster entfernt, regte mich oft zum Nachdenken an. Die Kirche war eine Dominikanerkirche und das Wappen das der Dominikaner. Der Hund mit der brandlegerischen Fackel spielte auf den Traum der Mutter des heiligen Dominicus an, den sie geträumt, als sie den zukünftigen Stifter des Predigerordens unter dem Herzen trug. Er hatte sie sehr erschreckt. Ihr war, als gebäre sie einen großen, gewaltigen Hund, der mit einer brennen Fackel im Maule die ganze Welt anzünden wollte.*) Der Stern mit matter Vergoldung zu Häupten der beiden Schilder war eine weitere Anspielung auf den Stern, den die Pathen bei dem Taufact über dem Kopfe des kleinen Dominicus gesehen. Die Herzogskrone, die Tiara, der Cardinalshut, der Bischofstab, die Inful und das Patriarchenkreuz bedeuteten die Insignien, Trophäen und Würden, welche die Dominikaner sich im Laufe der Jahrhunderte geholt, nachdem ihr Meister, der Stifter ihres Ordens, — von ihnen domini canis, der große Hund der Schaafheerde Christi genannt — lange das Zeitliche gesegnet hatte und canonisirt war. Wirklich hatte er die ihm prophetisch beigegebene Brandfackel tüchtig geschwungen und mit ihr nicht nur Scheiterhaufen, sondern die halbe

*) Von den Legendenschreibern dem trojanischen Sagenkreise entnommen. Auch Hekuba, da sie mit Paris schwanger geht, träumt, daß sie eine Fackel gebäre.

Welt in Flammen gesetzt. Die Unterschrift: „justitia et misericordia“ endlich wollte sagen, daß, wenn die Dominikaner die Ketzer aus justitia, d. h. aus Gerechtigkeitsliebe dem Tod übergeben, dies doch nur aus misericordia, aus Mitleid, geschehen sei, damit deren Seelen aus den Flammen geläutert hervorgehen.

Wie alt sah das alles aus, wie vergessen und vernachlässigt! Staubiges Spinngewebe umzog das ganze Wappen, oberhalb der Herzogskrone hatte eine Mauerschwalbe ihr Nest gebaut; es konnte eigentlich nur ein kundiges Auge die Einzelheiten der beiden Schilder recht erkennen. Wie gut, dachte ich mir, daß dieser ganze grauenhafte Spuk einer bösen, grausamen, geistesverwirrten Zeit dem Verfall überlassen bleibt und der Erinnerung allmählich entschwindet. Welche Bedeutung haben eigentlich noch diese Mönchsklöster und Mönchskirchen, wie sie heute noch auf einsamer Höhe stehen oder grauen Burgen gleich aus dem Häusermeer großer Städte emporragen? Einst waren sie Citadellen, in denen sich die Armeen sammelten, die zur Bethörung der Geister auszogen, und sie beherrschten die halbe Welt. Jetzt sind sie halbe Ruinen. Ihre Insassen schwanken in ihren grotesken Trachten noch wie verspätete Gestalten eines Mummenschanzes herum, doch schüchtern und unbeachtet, denn ringsum befestigt sich der Geist der Bildung, und der menschliche Durchschnittskopf wird immer klarer . . .

Eben dachte ich noch so bei mir, als die Stimmen mehrerer, dicht unter meinem Fenster stehender Personen

mich auf Vorgänge draußen aufmerksam machten. Ich erblickte zwei Ordensleute, die einem alten Manne, einem Handwerker, Befehle ertheilten. Es war ein Maler, wie der neben ihm auf dem Pflaster stehende Farbenkasten mit den vielen Töpfchen, in welchen immer ein Pinsel stak, zeigte. Nun hatte er auch die Leiter angelegt und stieg hinan. Das Erste, was er that, war, daß er das Schwalbennest auf die Gasse warf, dann begann er das Wappen abzuschaben und abzuwaschen und vom Staub zu säubern. Nun trug er den Farbenkasten hinauf und ging an die Arbeit, die ihn den ganzen Tag beschäftigte. Das eine Feld, in welchem der Hund auf dem Buche stand, malte er schwarz, das andere silberweiß. Der mattschimmernde Stern wurde mit neuer Goldfarbe überstrichen, der Hund braun, die Fackel hellgelb bemalt. Ein wahres Kunstwerk aber lieferte der Alte an den Flammen der Fackel, die er nicht einfach roth anstrich, sondern liebevoll mit allerhand gelben und violetten Strichen ausstattete.

Da änderte sich meine Stimmung.

Wie thöricht, dachte ich, zu glauben, daß die Mitglieder der mancherlei Mönchsorden ihren Traditionen und ihrem Wappenstolze Ade gesagt! Diese Leute haben wirklich jetzt noch, sechshundert Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, ihr Publikum, wenngleich ein anderes als ehedem! Strömen denn nicht Hunderte von Menschen zu ihren Predigten? Die Zeit muß sogar ihren Ansprüchen wieder als eine günstigere erscheinen, da sie, wie das Beispiel zeigt, die Spuren ihrer Existenz wieder auffrischen — dieser Existenz, an welche von ihrer Seite wirklich nicht gemahnt

werden sollte . . Wie, wenn ich nun auch zu den Farbentöpfen griffe und ein paar Illustrationen zur Geschichte des Ordens skizzirte? Es gab eine Zeit, in welcher ich eifrig Studien nach dieser Richtung machte, mit immer neuem Erstaunen, daß soviel Lug und Trug, Verblendung und beabsichtigte Scheußlichkeit auf Erden möglich war — es gälte nur, das liegengebliebene Material hervorzusuchen.

Und um über die vielen einsamen Stunden hinwegzukommen, die ich in der mir fremden Stadt, im alten Hause der schwarzen Kirche gegenüber vor mir hatte, malte ich die nachfolgenden Skizzen.

II.

Es ist bereits erwähnt worden, welchen schrecklichen, ja scheußlichen Traum die vornehme Dame Frau Johanna Guzman 1170 zu Calaroga in Altcastilien geträumt, als sie ihr Kind unter dem Herzen trug. Auch des die ganze Welt erleuchtenden Sternes, den die Pathen über dem Haupte des Täuflings gesehn, ist gedacht worden. Der Knabe, welcher unter solchen, Großes verheißenden Zeichen in die Welt getreten, war nun herangewachsen und reifte, nachdem er den Studien mit „Feuer und Talent" obgelegen, zum Mann. Er wurde Canonicus und Diaconus zu Osma in Castilien. Als er auf einer Reise durch das Languedoc von den Gräueln der Albigenser Kunde erhalten hatte, welche die Herrschaft des Papstes für verwerflich hielten, entschloß er sich zur Bekehrung derselben, wurde zuerst den päpstlichen Legaten beigegeben, stiftete dann selbst einen geistlichen Orden zur Vertheidigung des Glaubens und reiste nach

Rom, um sich dort die Bestätigung desselben abzuholen.

Dort saß eben das vierte lateranische Concil zusammen (1215). Zweiundsiebzig Erzbischöfe, an vierhundert Bischöfe, und mehr als achthundert Aebte und Prioren der Klöster waren zu einer Berathung über die Interessen der Kirche versammelt. Das Concil verurtheilte die Irrthümer verschiedener Häretiker, welche unzulässige Ansichten über das Wesen der Dreifaltigkeit geäußert und bestätigte Friedrich II. gegenüber Otto IV. Aber das wichtigste Statut, das von der Versammlung ausging, war das bezüglich der Beichte. Es wurde den Christen befohlen, fortan mindestens alljährlich ihre Sünden dem Priester zu bekennen. Damit war der feste Ring der Kette geschmiedet, an welcher fortan die Geistlichkeit die Laienwelt gängeln sollte.

Unter den Mitgliedern dieses Concils befand sich außer Dominicus merkwürdigerweise noch Einer, dem es vorbehalten war, Stifter eines Ordens zu werden, der die ganze Welt umspannen sollte. Auch Franz von Assisi war damals in Rom. Der Sohn eines Kaufmanns, im Geschäfte seines Vaters aufgewachsen, sodann Soldat, der mehrere Kriegszüge mitgemacht, war er jetzt schon, wo er im dreiunddreißigsten Jahre stand, ein Meister in der Selbstpeinigung und Weltentsagung. Er hatte seit 1207 Schüler um sich. Als er sich, ohnehin „schwächlich und elend von Aussehen" in seinen schmutzigen Kleidern mit verwildertem Haar und struppigem Bart zuerst dem Papste vorstellte, hatte dieser mit sanftem Verweise gesagt: Geh', mein Sohn, zu den Schweinen, mit denen Du mehr

gemein zu haben scheinst, als mit den Menschen. Ihnen predige Deine Lehre und wälze Dich mit ihnen im Koth.

Darauf hatte sich Franz verbeugt und war hinausgezogen. Aber wie kam er zurück! In einem Aufzug, der den vorigen an Unfläthigkeit noch hundertmal übertraf.

Er hatte gethan, wie der Papst ihm befohlen und sich mit den Schweinen herumgewälzt. Innocenz, voll Bedauern einen ihm so folgsamen Mann gekränkt zu haben, ging nun mit sich zu Rathe, ob er nicht doch den Wunsch des jungen Menschen erfüllen solle? Ein Traum, in welchem er Franz und Dominicus erblickte, wie sie beide den mit Einsturz drohenden Lateran stützten, that das Weitere.

Ein Held der Ascetik, von Dante als Bräutigam der Armuth gefeiert, ist Franz von Assisi doch eine Erscheinung, die von einem Geisteskranken kaum zu unterscheiden. Wenn er Fliegen und Lämmer, ja selbst Wölfe seine Brüder nennt, so mag das hingehen, aber wenn er den Fischen predigt und sie selig nennt, weil sie der Sündfluth entgangen, so geht das doch über das Maß des Gestatteten hinaus. Unbedingt muß man annehmen, daß der Arme an Satyriasis gelitten, denn sein erster Biograph, der heilige Bonaventura, spricht weitläufig davon, wie Franz von Assisi in den ersten Zeiten nach seiner Bekehrung sich in den Schnee habe werfen müssen, um „das Kleid seiner Keuschheit vor der Feuersbrunst seiner Lüste zu bewahren," wie er ein Weib aus Schnee geformt und noch viel Anzügliches mehr, was die Wiedergabe in unserer weniger kirchlichen, doch darum auch weit sittlicheren Zeit nicht verträgt. Manche seiner Streiche — denn anders kann

man kaum sagen — sind hochburlesk, wie für einen komischen Roman à la Don Quixote geschaffen. Einmal sieht er vornehme geputzte Damen herankommen und will auf ihr hoffärtiges Gemüth wirken. Was thut er? Er zieht sich splitternackt aus und stellt sich so vor ihnen auf, zu ihrem nicht geringen Entsetzen. Die Theologen sind darüber uneins, ob er Christum am Kreuze oder Adam vor dem Sündenfalle habe darstellen wollen.

In Palästina fordert er die moslemischen Theologen zum Kampfe heraus und erbietet sich, einen brennenden Holzstoß zu besteigen um die Wahrheit der von ihm behaupteten Lehre darzuthun. Der Sultan verbittet sich das Schauspiel, und so kommt Franz mit dem Leben davon.

Indeß war Methode in seinem Wahnsinn, und diese wirkte in dieser Zeit wunderbar. Seine Anhänger vermehrten sich mit der Schnelligkeit der Schmarotzerthiere, schon 1219 konnte der Meister fünftausend seiner Jünger zu einem Generalcapitel versammeln. Auch Dominikus war bei diesem Feste anwesend, und hier tritt zuerst die Spannung zwischen beiden hervor, die später in den zwei Orden als wilde Eifersucht auflodern sollte. Franz hatte den Seinigen verboten, für irgendwelchen Unterhalt des Leibes zu sorgen, Dominicus erklärte dies als Versuchung Gottes. Als darauf von allen Seiten Nahrungsmittel zukamen, soll sich Dominicus entschlossen haben, das Beispiel Franz' nachzuahmen und den Seinigen gleiche Armuth zur Pflicht zu machen.

Das Vorgehen der 1216 gestifteten Dominicaner und der Franziskaner war aber ein verschiedenes. Die ersten

hatten sich von Anfang an einen Namen beigelegt, den jeder gesund fühlende Mensch für einen Schandnamen gehalten hätte, sie nannten sich Inquisitori, Spione des Glaubens, und übernahmen das Amt, die Geister, welche in's Freie durchbrechen wollten, innerhalb des Pferches des Glaubens zurückzuhalten. Aber sie erstreben diese Suprematie durch Wissen, Beredsamkeit, Macht, Reichthum und herrschen durch Gewandtheit, Geist, Energie. Sie studiren, sie schreiben Bücher, in welchen Methode und die scrupulöseste Achtung vor den Dogmen der Kirche vorherrscht, sie sind Kanzelredner und verstehen es, die Massen für die Einheit des Glaubens zu entflammen. Die Franziskaner dagegen laufen als unwissende, halbnackte Praedicanten umher, den Sufi's der Perser ähnlich, oder sie sitzen in der Zelle, tragen einen Stachelgürtel, geißeln sich, bald in wilder religiöser Extase, bald wieder stumpfsinnig wie ein übersättigtes Thier, in einer Art geistiger Trunkenheit, die aber anstatt der Schnapsflasche den Todtenkopf neben sich liegen hat.

Die Dominicaner mischen sich, ihrem Namen als Inquisitori treu, in Staats- und Familiengeschichten und besorgen das Polizeiamt der Kirche. Scire volunt secreta domus, atque inde timeri. Mathias Paris, fast noch ein Zeitgenosse beider Ordensstifter, entwirft ein Bild von ihnen, das dem der späteren Jesuiten sehr gleich sieht. „Diese Leute sind eine Plage der Länder," schreibt er, „sie werden allgemein als Heuchler, falsche Prediger, Schmeichler und Unglücksräthe der Fürsten und Könige, als Verächter der Bischöfe, an deren Stelle sie treten wollen,

als Schänder fürstlicher Ehebetten und Begünstiger der Sünde bezeichnet, welche die Beichte zu ihrem Vortheil mißbrauchen."

Die Franziskaner dagegen wissen sich populär zu machen und beherrschen die unteren Stände. Ein Repräsentant derselben ist Giovanni di Vicaya, der fast unbeschränkte Macht in der Lombardei besitzt und durch das Autodafé der eigentliche Herrscher über Stände und Provinzen wird.

III.

Fünf Jahre nach Bestätigung seiner Ordensregel, 1221, war Dominicus gestorben, acht Provinzen und in diesen sechszig stattliche Häuser hinterlassend.

Nun begann innerhalb seiner Brüderschaft ein Streben, den Ordensstifter als einen Rivalen Christi darzustellen, man machte Parallelen, Dominicus wurde in allen Punkten seines Lebens, in seinem Wandel und in den Wundern, die er verrichtet, mit Christo verglichen, und es stellte sich dabei heraus, daß er diesem sogar voranstehe. Die Punkte, in denen Dominicus nach der Meinung der Gelehrten des Ordens Christum übertroffen, waren folgende:

Maria hat den Herrn auf bloßer Erde geboren, aber damit das Kind nicht Schaden leide, in die Krippe gelegt. Dominicus aber ist als Säugling an der Mutter Brust immer wieder aus den Windeln hervorgekrochen und hat sich auf die bloße Erde gelegt, zum Zeichen des Abscheus, den er vor weltlichem Wohlsein empfinde.

Bei Christi Geburt leuchtete ein neuer Stern, er aber

blieb am Himmel. Als Dominicus geboren wurde, kam er herab und die Gevattern sahen ihn zu Häupten des Kindes.

Christus begab sich in eine wirkliche Wüste. Als aber, da Dominicus ein Knabe war, eine Zeit der Noth und der Theuerung in Spanien eintrat, rieth der heilige Geist dem Dominicus, Bücher und Hausrath zu verkaufen und das Geld den Armen zu schenken; somit sich in eine geistige Wüste zu begeben, welche mehr als eine irdische ist.

Christus hatte einen Säckel, worin er das zu legen pflegte, was die Frommen beigesteuert. Dominicus schaffte sogar den Säckel ab, d. h. den Einzelnsäckel, den großen Ordenssäckel behielt er natürlich bei.

Christus wurde nur vor Pilatus verhöhnt. Dominicus ertrug sein ganzes Leben lang Spott, Hohn und Verfolgung. Er lächelte nur, wenn man, was oft geschah, ihn mit Koth bewarf oder Stroh an seine Kutte hing.

Christus hatte nur drei Todte erweckt. Dominicus erweckte eben so viele allein in Rom, von welchen zwei durch Beschädigung ihrer Gliedmaßen beim Einsturz einer Mauer gestorben. Vierzig Personen, die im Flusse Tolosa ertrunken und mehrere Tage im Wasser gelegen, brachte er lediglich durch sein Gebet und zwar zu gleicher Zeit ins Leben zurück. Aber auch noch nach seinem Tode gab er sechs Personen, um deren Wiedererweckung er angerufen worden war, das Leben wieder. (Wie mußte damals die künstliche Todtenerweckung im Schwung sein!) Christus ging nur zweimal durch Verschlossenes. Bei Dominicus hingegen war es etwas ganz Gewöhnliches, sich durch eine

wohlverschlossene Thüre zu seinen Brüdern in die Kirche zu begeben.

Um die Bedeutung des Heiligen den Gemüthern einzuprägen, wurden — nach der Angabe, die visionären Ordensmitgliedern zugekommen — Bilder gemalt, welche den Empfang des Dominicus im Himmel vorstellten. Ein solches war noch unlängst zu Bologna in der Kammer zu sehen, in welcher er seinen Geist aushauchte. Ein Engel stieg auf einer Leiter hinauf und trug den Dominicus mit allen Zeichen der Ehrerbietung auf dem Rücken. „Der Engel — so beschreibt Kayssler das Bild, welches er gesehen — steigt hinterwärts, vermuthlich, um nicht seine und des Heiligen Posteriora dem Zuschauer zuzukehren. Das Sonderbarste aber ist, daß Christus und Maria oben stehen und die Leiter halten."

Solcher Empfang nach dem Tode darf uns nicht wundern, wenn wir erwägen, welcher Ehren Dominicus schon bei Lebzeiten theilhaft geworden. Bericht darüber giebt der Dominicanermönch Alanus, welcher, wie er sagt, treulich nach der im Orden von Mund zu Mund fortgepflanzten Tradition erzählt. Einmal hatte sich die Zelle des Heiligen ungeheuer erweitert, eine nicht endenwollende Schaar himmlischer Erscheinungen drang herein, den Gottesmann zu besuchen. Maria, die Mutter Gottes, war leicht zu erkennen, schwieriger war es aber, zu errathen, wer die drei kostbar in Gold und Juwelen funkelnden Damen waren, von denen jede einzelne ein Gefolge von fünfzig Engeln in Gestalt schöner Jungfrauen bei sich hatte? Diese drei Damen waren die Personen der heiligen Dreifaltigkeit!

Ueber dies Gedränge hereinbrechender Erscheinungen entsetzt, war Dominicus ohnmächtig geworden. Die Engel aber brachten ihn rasch wieder zu sich, Dominicus wurde zu Maria geführt und feierlichst mit ihr getraut.

Es war somit nur Gattin und Stiefsohn gewesen, welche dem in den Himmel Eintretenden die Leiter gehalten.

Und hier, wo wir von der Person Dominicus Guzmann's Abschied nehmen, sei es uns noch erlaubt, das Urtheil eines berühmten Predigers des vorigen Jahrhunderts, des noch von echtem katholischem Geiste beseelten Paters Berghauer über den Ordensstifter anzuführen:

„Staunet über die wunderbaren Anstalten Gottes!" ruft Berghauer aus. „Als Lucifer und alle höllischen Geister mit ihm zur Vermehrung seines Reiches die albigensische Ketzerei hervorgerufen, da eben entschloß sich Gott, einen Mann zu erwecken, der ein Ausrotter aller Laster, ein Vertilger der Ketzer und ein Erneuerer der Welt sein sollte! Da träumte der Johanna Guzmann, daß sie ein Hündlein im Leibe trüge, welches im Munde eine brennende Fackel hielt, mit welcher es, da es geboren, die ganze Welt anzünden und in Brand stecken sollte. Warum aber hatte das Kind in der h. Taufe den Namen Dominikus erhalten? Existimo, sagt der gelehrte Aug. Paoletus, (Sermo de S. Dom.) id factum esse, quia hoc nomen nil aliud vult dicere quam: domini canis. (Ich vermeine, daß dies geschehen ist, weil dieser Name nichts anders sagen will, als: der Hund des Herrn.) Dominicus, sagt schon der heilige Vincentius Ferrarius aus dem Orden der Dominikaner, est canis magnus ex ovili Christi. Domi-

nicus ist ein sehr großer Hund aus dem Schaafstalle Christi. Der Hund hasset die Diebe, Dominicus beißet die Ketzer. Der Hund ist mit keiner Speise heikel, sondern nimmt mit allem vorlieb, was ihm sein Herr vorwirft, bekommt er etwas zu fressen, ist es ihm recht, bekommt er zuweilen nichts, so leidet er mit seinem Herrn Hunger, empfängt er Schläge, so verläßt er seinen Herrn doch nicht, ebenso Dominikus. Er wurde wider alle Anfälle der höllischen Ketzerwölfe munter und wachsam befunden, und daher wurde auch dem Wappen der Dominikaner, dem Hunde mit der Fackel die Inschrift: incorrupta fide (mit unverrückter Treue) beigefügt."

IV.

Die Franziskaner mochten hinter ihren großen Brüdern nicht zurückbleiben. Die Glorie, welche die Dominicaner ihrem Stifter woben, regte sie an, ein Gleiches, wo möglich ein mehreres zu thun.

Wie alle Wunderthäter hatte sich Franz von Assisi selbst nicht helfen können. Er erlag — fünf Jahre nach dem Tode des Dominicus Guzmann — der qualvollen Krankheit, die er sein halbes Leben lang mit sich geschleppt und die in früheren Jahren bereits die Anwendung des Glüheisens an den Schläfenknochen nöthig gemacht. Die Heilkraft, die er an Tausenden erprobt haben sollte, hatte ihm selbst gänzlich den Dienst versagt.

Nun hieß es, daß er der Größte im Himmelreich sei. Seine Mönche lehrten, ihm sei jener Thronstuhl im Himmel zu Theil geworden, den Lucifer ehemals innegehabt.

Zu Ehren seiner Wundmale wurde ein eigenes Fest angeordnet, die übernatürliche Kraft derselben offenbarte sich sogar an Gemälden, die ihn mit diesen darstellten, mehr als an anderen ohne Wundmale.

Das liber conformitatum (Buch der Aehnlichkeiten, oder vielmehr „der Gleichartigkeit“) zählte alle Aehnlichkeiten auf, die zwischen ihm und Christus bestanden, es waren vierzig Punkte; und wenn die Dominicaner in sieben Punkten schon Dominicus vor Christus den Vorzug gaben, so wurde dieser jetzt in noch weit mehreren von Franz übertroffen. Man wies nach, daß die Apostelgeschichte sein Erscheinen angekündigt, das Erscheinen eines zweiten, noch größeren Heilands.

Seine Mönche, die echten Sansculotten des Katholicismus, diese Prediger des crassesten Pöbelglaubens, erfanden eine ganze Mythologie von schwebenden Mönchen und Jungfrauen, wunderthätigen Medaillen, Bildern, Statuen und verpesteten die ganze geistige Athmosphäre mit dem Mist ihrer Mystik. Sie riecht noch immer davon.

Wie man über ihr Treiben in Italien schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts denkt, ist aus dem Decameron zu ersehen, doch Boccaccio, der heitere Lebemann, läßt sich nie zu sittlichem Zorn hinreißen und bleibt beim gelegentlichen Spotte stehen. Anders drückt sich schon Massuccio aus, der sein Buch unter den Schutz des Königs Ferrante und des Prinzen Alfonso von Neapel stellt. Er macht zwischen Dominicanern und Franciscanern keinen Unterschied. Die Nonnen „gehören“ nach ihm „ausschließlich den Mönchen; sobald sie sich mit Laien abgeben, werden

sie eingekerkert und verfolgt, die andern aber halten mit Mönchen förmlich Hochzeit, wobei sogar Messen gesungen, Contracte aufgesetzt und Speise und Trank reichlich genossen wird.“ „Ich selber,“ sagte Massuccio, „bin nicht immer, sondern mehrere Male dabei gewesen, habe alles gesehen und mit Händen gegriffen.“

Ganz besonders auf die Franciskaner gemünzt, erscheint 1543 das Buch: De stigmatisato idolo, quod Franciscum vocant, etc., es wird übersetzt als Alcoran des cordeliers und besteht aus einem Notencommentar zu dem Buch conformitatum. Die Stigmata anbelangend giebt der Verfasser eine burleske Version. Es sei, sagt er, einmal ein Streit zwischen Franz und Dominicus ausgebrochen. Der Erstere als der Schwächere, habe sich unter das Bett versteckt, Dominicus habe einen Bratspieß ergriffen und ihm mit diesen die Wunden beigebracht.

Hier greift die Erbitterung allzuweit aus; eine böse Erfindung wird der traurigen Wahrheit substituirt. Wie groß auch die Rivalität zwischen Franz und Dominicus gewesen sein mag, zur Rauferei ist es zwischen Beiden gewiß nicht gekommen.

* *
*

Und soweit war ich gekommen und wollte weiter erzählen, wie der innere Gegensatz zwischen den beiden großen Mönchskörpern immer schärfer zum Ausdruck kam und in offene Feindschaft umschlug — trotz aller Höflichkeiten, die beide Ordensgenossenschaften in Rom einander erweisen, wo an den Festen ihrer Stifter beide noch heutzutage mitein-

ander zum Hochaltar gehen, Altar- und Chordienst verrichten ꝛc. — Ich wollte erzählen, wie die Macht beider Orden wuchs, wie sie sich in die Ehre theilten, Kirche und Staat zu regieren und zwei großen Rattenarten gleich in jedem Haushalt ihre unterwühlende Arbeit trieben, bis die noch bösartigere Raubthiergattung der Jesuiten herankam und Dominicaner und Franciskaner aus den Schulen und von den Höfen der Fürsten verdrängte. Freilich nicht allzusehr; denn noch im vorigen Jahrhundert zählte der Orden des heiligen Franciscus 115,000 Mitglieder in siebentausend Klöstern, der des heiligen Dominicus 30,000 Mitglieder in tausend Mönchs- und Nonnenklöstern.

Ich war im besten Zuge und gedachte fortzufahren, doch ein geringfügiger Umstand schnitt meine weitere Arbeit ab und störte mich in meinem gewiß gottgefälligen Werke. Ein Brief brachte eine Aenderung in meine Lage. Ich durfte die Nachbarschaft der schwarzen Dominicanerkirche verlassen und als das Beispiel des alten Wappenmalers nicht mehr auf mich wirkte, verging auch mir der Schaffensdrang.

Die Folge davon ist, daß ich dem Leser nur eine höchst fragmentarische Arbeit biete.

Der Proceß der Hostienpeiniger von Brüssel.

Im mächtigen Dome von St. Gudula in Brüssel bildet die Kapelle zum h. Sakrament eine eigene Kirche. Der Reisende stand da an einem sonnigen Tage, sah die edlen achteckigen Säulen schillern in aller Pracht der Regenbogenfarben und blickte weiter hinauf zu den schmalen hohen Fenstern, aus welchen all die tausend Tinten quollen. Allmählich traten aus diesen Juwelenfarben Gestalten hervor. Hier gab es Gruppen von Menschen, die vor einem über sie schwebenden, weißschimmernden Gegenstand erschraken, aus welchem Blutstropfen auf sie herabschossen, hier wieder lagen dieselben auf Folterbetten geschraubt, während in der Höhe Engelein mit beiden Händen ähnliche weiße Scheiben triumphirend emporhielten. Das war seltsam. Der Reisende wandte sich um Erklärung an die ihn begleitenden Kirchendiener. Diese Bilder, war seine Antwort, beziehen sich auf den Raub und die Errettung von Hostien aus den Händen der Juden, ein Ereigniß, das sich im grauen Alterthume hierorts zugetragen. Zur Erinnerung daran hat auch diese Kapelle ihren Namen. Ein paar Bilder, welche Sie in den Seitenschiffen des

des Domes finden werden, beziehen sich gleichfalls auf diese Vorgänge; andere hat der Herr Erzbischof wegschaffen lassen.

Der Reisende fing an zu combiniren. Den Abend zuvor, als er im Garten des Herzogs von Aremberg herumgegangen, war ihm gesagt worden: „Hier, wo Sie jetzt sind, war einst ein merkwürdiges Naturspiel zu sehen, der sogenannte Dreijudenbaum. Ein Baum — ich glaube eine Linde — war ganz nahe am Boden in drei gleich starke Stämme auseinandergegangen — zur Erinnerung an die drei Aeltesten der Judenschaft, die auf derselben Stelle hingerichtet worden sind. Wir, so weit wir auch zurücksehen, haben den Baum nur als halbzerstörten Stumpf gekannt, vor einigen Jahren ist er ganz abgestorben und an der Stelle ist nun der Brunnen da."

Standen beide Dinge miteinander in irgend welchem Zusammenhange? Der Reisende, zur Klasse der Neugierigen und Inquisitorischen gehörig, begab sich, da ihm weiter keine Erklärung gegeben wurde, auf die Stadtbibliothek, ließ sich mehrere Stadtchroniken hervorlangen und aus einer sorgfältigen Vergleichung ergab sich ihm die folgende Geschichte, in welcher sich allerdings ein seltsames Convolut von Gräueln und Schrecken aufthut.

Es war in der ersten Dämmerung eines Octobertages des Jahres 1369, als Herr Peter von der Heede, Pfarrer zu St. Katharina, da er zur Frühmesse eilte, gewahr wurde, daß ein arger Frevel verübt worden sei. Ein Fenster der Kapelle war eingedrückt, das Tabernakel erbrochen und das Ciborium entwendet. Der Dieb war

offenbar während der stockfinstern Nacht eingestiegen. Näheres erfuhr man nicht.

Es war aber keineswegs der Werth des Gefäßes, den man beklagte. Dieser war sehr gering und dies eben gab der Sache den geheimnißvollen Charakter: es schien den Dieben nur um die Hostien selbst zu thun gewesen zu sein. Das Gefäß hatte deren fünfzehn kleine und neun große enthalten. Die Phantasie stieg sogleich aus ihrem finstersten Abgrund herauf und dichtete ihre seltsamen Vermuthungen. Ob Jemand die Hostien zu Zwecken der Hexerei und schwarzen Kunst geraubt? Ob nicht gar Juden die Räuber gewesen, um ihren Haß am Leibe Christi auszulassen? Von Deutschland her kamen traurige Geschichten. In Regensburg hatten zwei alte Weiber, welche vom Charfreitag auf Charsamstag 1299 beim heiligen Grabe gewacht, zwei große Monde über dem Hause eines Juden stehen sehen. Sie waren zum Pfarrer gelaufen und hatten ihm die Kunde davon gebracht. Man brach in's Haus des Juden. Wirklich, er hatte eine Hostie gestohlen. Zuerst hatte er sie durchstechen wollen, da floß Blut heraus und ein Schrei ließ sich hören, wie von einem Kinde, das man tödten will. Da hatte sie der Unhold in einem Mörser zerstampfen wollen. Vergebliche Mühe! Darauf hatte er sie vergraben, aber sie ließ sich nicht halten, sie stieg in den Himmel hinauf und stand in Gestalt zweier Halbmonde über dem Hause. Ein allgemeiner Judenmord war die Folge dieser Versuche gewesen, die Schätze der Judenschaft wurden vom wüthenden Pöbel theils weggetragen, theils in's Feuer geworfen.

So hatte sich's in Regensburg zugetragen. Hier dagegen ließen sich keine solchen Zeichen sehen, ein halbes Jahr verging, ohne daß man über die Vorgänge in der Octobernacht etwas Aufklärendes erfuhr. Und doch sollte die Sache nicht auf sich beruhen.

Im April 1370 kam der fromme Peter von der Heede zu seinem Vorgesetzten und machte unter dem Zeichen äußerster Bestürzung folgende Angaben:

Ein Weib, Namens Katharina, eine getaufte Jüdin, habe ihm die aus dem Tabernakel der Katharinakapelle entwendeten Hostien übergeben — er wies sie vor — und ihm dabei Folgendes gestanden: Diese Hostien seien wirklich bislang im Besitz der Juden gewesen. Am 12. April, als am Charfreitag, hätten sie sich in ihrer Synagoge versammelt und die Hostien auf den Tisch geworfen, um den sie saßen. Eine Zeitlang hätten sie damit sündigen Muthwillen getrieben, bis Einer sein Taschenmesser herausgezogen, um, wie er gesagt habe, Christum zum zweiten Mal zu tödten. Da rief Alles durcheinander, der und jener schaute weg, ein Ruchloser aber stach hin, und sogleich schoß Blut hervor, daß es ihm heiß übers Gesicht lief. Da wären die Einen entsetzt davon gelaufen, Andere wären geblieben, hätten sich aber dem Tische, wo das Wunder geschehen, nicht wieder nähern wollen. Man habe sie, die getaufte Jüdin, gerufen, habe ihr zwanzig Goldstücke geboten, falls sie die Hostien auflesen und zur Judengemeinde nach Köln tragen wolle. Sie habe den Vorschlag zum Schein angenommen, doch nur das Erstere gethan, da sie eine zu gute Christin sei, um ihre Hand zu einer neuen

Heiligthumsschändung zu bieten. Unmittelbar nach diesen Eröffnungen traten Johann von Woluwe, Rector zu St. Niklas, Michael von Backers, Vice-Pleban von St. Gudula und Johann von Ischa, Archidiacon vom Cambray in Berathung zusammen. Sie entwarfen einen Bericht über den Vorfall, den sie an Herzog Wenzeslaus von Brabant, Bruder des frommen Kaisers Karl IV. und der Herzogin Isabella, dessen Gemahlin, richteten. Ein großer Rath wurde versammelt, zu welchem mehrere Domherren von St. Gudula und die berühmtesten Gottesgelehrten von Brüssel berufen wurden.

Ein namenloser Schreck erfaßte die Brüsseler Judengemeinde.

Diese hatte ihr Quartier auf dem Abhang des Hügels, der Brüssel in eine obere und untere Stadt theilt, und der Molenberg, d. i. Mühlenberg, genannt wurde, weil vor Zeiten Windmühlen da gestanden. Da liefen enge, schmutzige Gäßlein zusammen, eine unverhältnißmäßig große Menschenmenge lebte in finstern Spelunken zusammengedrängt und weil das ganze stiegenartig hinaufging, nannte man es „auf den Judentreppen." Dort, wo heute die Kapelle St. Salazar, stand die Synagoge, ein niederes, unscheinbares, düsteres Haus. Es war ein Quartier, das an den ausmündenden Punkten große hölzerne Thore hatte, die sogleich nach Sonnenuntergang geschlossen wurden, und das von Christen fast nur dann betreten wurde, wenn etwas Böses gegen die Juden im Werke war.

Das Erste, was geschah, nachdem das Gericht zusammengetreten, war, daß der Befehl erging, alle Juden

in Haft zu bringen. Sämmtliche Familienhäupter wurden mit Weib und Kind in das große mit Thürmen versehene Gefängniß abgeführt, das über dem Steinthor, der Steenport, aufragt. Die Häuser der Juden wurden gerichtlich geschlossen.

Mit bebenden Gliedern, Angstschweiß auf der Stirne, traten die Aeltesten der Gemeinde vor Gericht und ihre Aussage lautete in Bezug auf den vorliegenden Fall also:

„Wir betheuern unsere Unschuld! Es ist uns nie in den Sinn gekommen, Hostien zu rauben, oder rauben zu lassen. Es sind dies, so viel wir wissen, die kleinen, weißen, runden Scheiben, aus ungesäuertem Weizenmehl gebacken, wie es scheint, nach dem Vorbild unserer Osterkuchen. Was sollten wir mit denselben anfangen? Wir dürfen nicht an deren Zauberkraft glauben und glauben, mit Permiß gesagt, nicht daran. Fiele, was Gott verhüten wolle, solch eine Scheibe aus Weizenmehl irgend Einem von unseren Leuten in die Hand und er wüßte nicht, was es ist, so könnte es ihm vielleicht einfallen, einen Brief damit zu siegeln, oder ein bitteres Medicament darin einzunehmen, aber das wäre das ärgste, was der Scheibe aus Weizenmehl widerfahren könnte. Aber zum Glück sind wir nicht so thöricht; wir wissen, welche Bedeutung diese Scheiben bei Euch haben und es warnt Jeden das Bild, das, wie wir hören, darauf geprägt ist. Nochmals, was könnten wir mit den Scheiben anfangen, wie könnte es uns einfallen, Mehlteig peinigen zu wollen? Was aber nun den vorliegenden Fall betrifft, so haben wir es hier nicht etwa, wie man zuerst glauben möchte, mit

der Aussage einer Irrsinnigen, sondern mit einer schauderhaften Verleumdung, einer Ausgeburt äußerster Verruchtheit zu thun. Dennoch ist ein Anlaß dazu gegeben und mit diesem verhält es sich folgendermaßen: Zu ebener Erde in unserer Synagoge ist eine niedere Stube, in welcher wir unsere Gemeindeangelegenheiten besorgen. Es steht ein großer Tisch aus Lindenholz in der Mitte, auf diesem pflegen zu liegen allerhand Bücher und Schriften, die sich auf die Gemeinden beziehen, auch ein Schreibzeug steht da und das Siegel, dessen wir bedürfen. Am Nachmittag des 20. April, Eures Aprils, Eures Charfreitags, von dem wir in unserer Stadt kaum etwas wußten, begaben wir Aelteste uns, da es noch hell war, in das Gelaß in Angelegenheiten der Gemeinde. Ein Brief sollte nach Köln geschrieben werden und eine Rolle von dreißig Goldstücken damit abgehen, zur Unterstützung der dortigen Gemeinde, die große Verluste erlitten. Die drei Aeltesten hatten am Tische Platz genommen, Rabbi Levi hatte die Feder ergriffen und setzte eben zum Schreiben an, Rabbi Ephraim war daran, die Rolle zu verwahren. Vier andere Männer standen hinter der Lehne der Stühle und sprachen Gleichgültiges miteinander. Plötzlich giebts ein starkes Geräusch über den Köpfen und zugleich fällt etwas mitten auf den Tisch, zum Theil auf das Papier des Schreibers. Es ist Kalk, Maueranwurf von der Decke und ein ganzes Nest junger Fledermäuse, das zappelt und quäkt und alle fahren überrascht, erschrocken zurück, die Kurzsichtigen fragen, was das ist, Andere rufen laut und fahren nach ihren Haaren, aber schon ist die Alte da, fährt knapp an unsern Ohren herum, um nach den

Jungen zu sehen. Uns ekelt vor der Brut, Samuel aber, der hier steht, zieht sein Messer hervor und will die Alte an den Tisch nageln. Es gelingt ihm, aber schon hat sie den Flügel wieder losgerissen, fegt umher und Samuel sticht wieder und tödtet das Thier. Und nun lachen wir Alle, daß wir so erschrecken konnten und Einer öffnet die Thür, um den Unflath zu entfernen, sammt dem Kalk, den Spinnweben und dem Mörtel. Doch siehe, der Sabbath hat bereits begonnen, die Sonne ist unter, wir dürfen nichts mehr verrichten. Da sieht Samuel, der noch das Messer in der Hand hat, das etwas blutig sein mochte, die getaufte Jüdin Katharina vorübergehen und ruft sie herein, den Tisch zu reinigen, weil bald Leute zum Abendgottesdienst kommen werden. Sie hört, was geschehen, sieht auch die Fledermäuse, alte wie junge, wundert sich, nimmt Alles in ihre Schürze und wirft es hinaus. Wir lohnen sie ab und sie geht ihrer Wege. Und da wir nun wieder nach den Papieren sehen, ist das Dintenfaß umgeworfen, das Blatt besudelt und von den drei Rollen Goldstücke, je zu zehn, ist nur noch eine da, die Verleumderin hat uns bestohlen und deckt nun ihre That durch solche greuliche Angabe."

„Aber wie erklärt Ihr," fragt der Vorsitzende, „daß die Hostien wieder da sind?"

„Sie können nicht da sein, da wir sie nie besessen haben!" riefen die Juden betheuernd, alle zugleich. „Möglich, daß einige Krumen vom Osterbrode auf unserem Tische gelegen, möglich ein paar Ueberbleibsel von Eierschalen, die wir bei einem Sterbenden gebraucht — sonst war nichts

Weißes da, nichts was einer runden Scheibe von Weizenmehl ähnlich gesehen haben kann. Wir betheuern unsere Unschuld, die Unschuld unseres unglücklichen Volkes. Wir rufen Eure Gerechtigkeit und die des Herrn Herzogs an, für uns, die ungerecht Verfolgung erleiden, für unsere Wittwen und Waisen!"

Also die Juden. Doch ihre Vertheidigung war schüchtern und griff nicht weit genug. Hätte die Furcht nicht ihre Zunge gefesselt, sie hätten weitergehen und Folgendes sagen können:

„Die Hostien sind jetzt — angeblich — da, weil sie da sein sollen, weil Ihr einen Anlaß braucht, gegen uns vorzugehen. Allenthalben wiederholt sich die vermeintliche Unthat und dasselbe vermeintliche Wunder! Warum? Weil Euere Priester dessen bedürfen. So lange Euch die Hostie nur ein Symbol war, habt Ihr uns nie vorgeworfen, eine gestohlen zu haben. Nun aber — seit einigen Jahrzehnten — ist Euch das Abendmahl keine Gedächtnißfeier mehr, wie sie es nach Christi Anordnung und der ausdrücklichen Versicherung der Apostel sein sollte. Innocenz III. hat das Dogma aufgestellt, daß der Priester das Brod in wirkliches Fleisch verwandle. Ihr habt die Lehre vom Meßopfer aufgestellt und verlangt den Glauben an die leibliche Gegenwart. Ihr habt ein Gedächtnißfest mit neuen magischen Schauern umgeben und in den substantiellen Genuß von Fleisch und Blut verwandelt: die Hostie hat ihren früheren sinnbildlichen Character verloren und einen stofflichen erhalten. Ihr seid aber auch noch weiter gegangen und habt eine neue Lehre geschaffen, die Ihr die Lehre von der Con-

comitanz nennt: das Blut soll beim Fleische sein. Daher muß sich das Wunder von Bolsena ereignen, daher müssen wir eines Frevels beschuldigt werden, bei dem sich erweist: das Blut sei wirklich beim Fleische . . ."

Indeß war es doch wirklich dämonisch, wie eine Zufälligkeit Anlaß gegeben, gegen die Juden vorzugehen. Ein seltsames Zusammentreffen von Umständen hat im Kopfe eines unwissenden Weibes erst Bedenken erzeugt, dann Schauer, wirre Bilder, einen scheußlichen Verdacht. Diesen hat sie ihrem Beichtiger mitgetheilt und dieser hatte ihn furchtbar zu benutzen verstanden.

Während hier das Gericht zusammensaß, hatte das Volk den Zugang zu den Judentreppen erstürmt. Räuberische Horden brachen in die kleinen schwarzen Häuser, eilten die engen Stiegen herauf, erbrachen Koffer und Spind, trugen Geld und was irgend Werth zu haben schien, davon, zerstörten das Uebrige. Von früh bis in die Nacht dauerte das Treiben, der angerichtete Schaden war ungeheuer.

Die alte getaufte Jüdin Katharina sollte indeß mit den Angeklagten confrontirt werden. Mehr um sie zu schützen, als aus anderen Gründen hatte man sie gleichfalls in die Feste am Steenport gebracht. Aber als man sie abholen wollte, fand man sie todt: sie hatte sich erhängt.

Die Geschichte schien jeder Klärung fern, aber sie sollte nicht ruhen. Vor einigen Monaten war ein reicher Jude, Jonathas von Enghien, ein in seiner Gemeinde hochangesehener Mann, auf räthselhafte Art ums Leben gekommen. Er war in Brüssel gewesen, hatte bei einem Handel zwei=

undsechzig „Goldschafe“ eingenommen und diese Summe in Anbetracht der herrschenden Unsicherheit nicht in seinem Hause verwahren, sondern in seinem Garten vergraben wollen. Bei dieser Arbeit hatte ihn der Tod ereilt. Sein Weib erwartete ihn vergeblich zurück und fand ihn schließlich leblos, mit dunkelrothem, aufgeschwollenem Gesicht, die Schaufel neben sich, bei der Hecke liegen. Man nahm an, daß ihn der Schlag getroffen, doch war es höchst auffällig, daß man von den Goldschafen, die er hatte vergraben wollen, nur zwei im Erdreich fand; die übrigen sechzig waren verschwunden.

Bald darauf wurde in Brüssel ein Mensch, der mehrere Goldschafe hatte wechseln wollen, angehalten, weil man sich bei ihm des Besitzes einer solchen Summe nicht versehen durfte. Es war ein getaufter Jude, Johann von Löven genannt. Man durchsuchte seine Taschen und fand in Allem sechzig Goldstücke bei ihm. Eins davon war genau gekennzeichnet, und es stellte sich heraus, daß es dem Jonathas von Enghien am Kauftage ausgezahlt worden war. Sogleich stand fest, daß Jonathas nicht vom Schlage getroffen, sondern erdrosselt worden sei, und daß man hier den Raubmörder ergriffen habe.

Johann von Löven sollte nun eben zum Galgen geführt werden, als er nach einem Geistlichen begehrte, um diesem ein aufrichtiges Bekenntniß abzulegen. Man führte ihm einen Geistlichen zu, und er sagte vor diesem Folgendes aus:

„Ich bin kein Mörder; doch fühle ich meine Seele nach einer andern Seite von einem schrecklichen Verbrechen

belastet, von dem mich nur die heilige Kirche freisprechen kann. Die sechzig Goldschafe rühren wirklich von Jonathas von Enghien her, doch habe ich sie ihm nicht geraubt, ich habe sie von ihm als Sold einer schnöden That erhalten. Wenn er inzwischen umgekommen, wovon ich bis zur Stunde der Verhaftung nichts wußte, so ist das die sichtbare Hand Gottes."

„Es war in der Nacht des 1. October 1369, als der reiche Jonathas, der die Christen und ihren heiligen Glauben verabscheute, an meine Thür pochte und in meine Stube trat. Er schien auf dem Heimwege vom Markte und überreichte mir einen Sack voll Pariser Sols mit den Worten: „Das ist das Handgeld für ein Geschäft, das wir mit einander machen wollen." Ich antwortete, daß ich eine Stube voll hungriger Kinder habe und seiner Befehle gewärtig sei."

„Ich möchte," begann nun Jonathas, „ein paar Hostien haben, die von den Priestern der Christen geweiht sind. Ich möchte ihre Kraft erproben. Du wohnst hier in der Nähe der Kirche, deren Fenster mir nicht besonders verwahrt scheinen. Ich warf ein, daß dies Kirchenraub der ärgsten Sorte sei, er dagegen bot Gold, immer mehr und mehr, erst fünf Goldschafe, dann zehn, und als ich noch immer mich sträubte, schließlich sechzig. Das funkelte so verführerisch, ich willigte ein, die Sache wurde ins Reine gebracht; die Summe sollte in die Hand des Rabbiners gelegt werden und ich, Johann von Löven, sie erhalten, wenn ich die Hostien bringe. In derselben Nacht, welche stockfinster war, stieg ich mit einer Leiter in die

Katharinenkapelle ein, holte das Ciborium heraus, das noch heute vermißt wird, brachte Alles dem Rabbiner und erhielt dafür die sechzig Goldschafe, die man bei mir gefunden."

Nun hatte man Alles beisammen, was man wollte. Jonathas von Enghien, der sich nicht mehr verantworten konnte, war der erste Urheber aller Greuel. Er war nicht erdrosselt und beraubt worden, es wurde angenommen, der Böse habe ihn geholt. Mehrere Leute hatten um dieselbe Stunde eine feurige Gestalt mit einer anderen schwarzen durch die Lüfte fahren sehen. Umsonst betheuerte der Rabbiner, der die sechzig Goldschafe ausgezahlt haben sollte, seine Unschuld, die Juden galten nun als der That überwiesen.

Der reuige Sünder dagegen wurde auf Fürbitte der Geistlichkeit absolvirt und in Freiheit gesetzt.

Am ärgsten gravirt erschienen Jene, die eingestandenermaßen um den Tisch im Vorzimmer der Synagoge gesessen, vor Allen Samuel, der mit dem Messer in der Hand gesehen worden war, sodann die drei Aeltesten und der Rabbiner, Ephraim, der Johann von Löven den Sündenlohn ausgezahlt haben sollte. Merkwürdigerweise leugneten sie die That und betheuerten ihre Unschuld unter allen Qualen der Folter.

Von einer unendlichen Menschenmenge begleitet, welche sie mit Beschimpfungen überhäufte und mit Koth bewarf, wurden die drei Hauptverbrecher am 22. Mai 1370, als am Vorabend des Himmelfahrtsfestes, auf einem Karren durch die Stadt geführt und, nachdem ihnen der Henker

mit glühenden Zangen das Fleisch heruntergerissen, lebendig verbrannt auf der Wollenwiese zwischen dem Thor von Hall und dem von Namur. Ihre Kinder hatte man gezwungen, dem entsetzlichen Schauspiele beizuwohnen; hierauf wurden sie getauft.

Die Köpfe der drei Unglücklichen waren noch lange nachher vor dem Versammlungshause der Juden aufgespießt zu sehen, was der Rue des trois têtes ihren Namen gab.

Einige Schritte vom Scheiterhaufen pflanzte man zur Erinnerung an diesen Act der Justiz einen Baum, dessen Stamm bald abstarb, aber, wie bereits gesagt, nahe dem Boden drei starke Aeste trieb, jedenfalls als Anspielung auf die drei Juden. Er war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im Garten des Herzogs von Aremberg zu sehen.

So waren denn die Juden gerichtet, die Hostien wieder da; der Clerus konnte zufrieden sein. Die geretteten Hostien waren unter Begleitung vieler tausend Menschen wieder in die Kirche gebracht worden und wurden an ihrer vorigen Stätte niedergelegt. Ein großer Ablaß wurde allen Sündern verkündet, welche da ihre Andacht verrichten würden und gegen 50,000 Menschen fanden sich täglich ein. Ein Fest wurde zur Erinnerung unter dem Namen des Saint Sacrement du miracle eingesetzt, es ist der Ursprung der großen Brüsseler Kirmeß, (la grande kermesse) welche am Sonntag nach dem 15. Juli gefeiert wird; ein sehr lustiges Fest aus grausiger Veranlassung erwachsen.

Das ist die Geschichte von den gepeinigten und wieder geretteten Hostien von Brüssel, eines der frappantesten Beispiele der Barbarei und des Glaubenshasses jener Zeit.

Doch es steht keineswegs vereinzelt da. Es wiederholten sich ähnliche Wunder noch öfter und zwar so oft der Priester erstlich die wahre Gegenwart Christi in der Hostie, zweitens das Beisammensein von Fleisch und Blut, die sogenannte Concomitanz, beweisen wollte. So, als der König Sigismund von Polen sein Volk bewegen wollte, von der Communion unter beiden Gestalten abzugehen, mußten Juden Hostien durchstochen haben, „wobei so viel Blut herausfloß, daß man ein Glas hätte füllen können," wodurch klar bewiesen, daß wer die Hostie empfange, des Kelches nicht mehr bedürfe.

Wieder stand der Reisende, nachdem er sich diese Geschichte vergegenwärtigt hatte, in der ungeheuren Halle mit gothischen Bogen und sah hinauf zu den juwelenglänzenden Fenstern, deren Farbenhieroglyphik den Commentar dazu liefert. Das weite Gebäude war spärlich gefüllt, da ertönt die Orgel, die Messe beginnt an einem Seitenaltare, der Weihrauch wirbelt auf, das Klingen des silbernen Glöckchens verkündet das Erheben der Hostie, die Gläubigen senken das Haupt und bekreuzigen sich. Aber der Ton des Silberglöckchens schnitt heute widrig in die Nerven des Reisenden und wie aufgeschreckt eilte er hinaus in die Frühe des Morgens . . . .

Euryalus und Lukretia, der Roman eines Papstes.

Aeneas Sylvius Piccolomini (geb. 1405, gest. 1464), in der Genossenschaft der Literaten von Fach der einzige, der es bis zur Papstwürde gebracht, ist eine Gestalt, die billigerweise jeden Schriftsteller interessiren muß. Zwar gewinnen wir bei näherer Betrachtung keine sonderliche Achtung vor seinem Character, oft will er uns nur wie ein Abenteurer bedünken, wenngleich einer im größten Style, aber daß er ein ganz ausgezeichneter Geist, ein Mann von größter Bildung und imponirendem Talent gewesen, muß unbestritten bleiben. Seine Vielseitigkeit ist eine solche, daß wir ihn immer wieder auf unserm Wege finden und die Berührung mit ihm gar nicht vermeiden können. Beschäftigt uns Böhmen im Zeitalter der Hussiten, so liest man nothwendigerweise seine Geschichte Böhmens, studirt man die Zeit der italienischen Renaissance, so bieten sich seine Briefe mit einer Fülle von Belehrung dar. Dies Alles führt uns auf ein Leben zurück, das romantisch ist im höchsten Grade; denn ist es nicht eine in ihrer Art einzige Laufbahn, wenn ein junger Mensch von zweifelhafter Herkunft, der Sekretair eines Kardinals, erst zum Ministerstuhl eines deutschen

Kaisers, dann zur Kardinals- und endlich zur Papstwürde hinanklimmt? Aeneas Sylvius' ganzes Leben ist eine Reihe von Sprüngen, von einem Herrn zum andern, von einer Partei zur andern; alle führen aufwärts, endlich ist auf der höchsten Höhe die Tiara erreicht. Um davon eine Idee zu geben, wird die flüchtigste Skizze genügen; zu weiterer Ausführung ist hier nicht der Platz.

Wir begegnen dem jungen Toskaner aus Siena zuerst in der altdeutschen Stadt Basel, wo seit Juli 1431 Berathungen gepflogen wurden, um die Griechen sowohl wie die widerspänstigen Böhmen mit der abendländischen Kirche auszusöhnen. Ueber dieser beabsichtigten Aussöhnung jedoch sind Papst und Konzil im bittersten Hasse zerfallen; der Papst hat das Konzil auflösen wollen, dieses hat mit einer Erneuerung des Dekretes von Konstanz geantwortet, nach welchem das Konzil über dem Papste steht. Der Prozeß geht weiter, das Konzil greift nach allen ihm zu Gebote stehenden Vertheidigungsmiteln. Alle Benefizien, die der Papst verliehen, seitdem er die Auflösungsbulle gegen das Konzil geschleudert, werden für ungiltig erklärt; man ist zur Wahl eines Gegenpapstes geschritten. Aeneas Sylvius, der Konzils-Sekretär, ist im Sinne der Reform thätig, der literarische Anwalt des vom Konzil gewählten Gegenpapstes Felix und beweist die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit seiner Wahl in einer Reihe von Streitschriften, deren Geist und Form noch heutzutage gleich bewunderungswürdig erscheinen.

Um diese Zeit stellt er sich uns als ein Mensch voll brausender Lebensluft dar. Er selbst erzählt später einmal

in einem Briefe, daß ihn die Liebe dazumal in tausend Gefahren getrieben. Er „müsse dem Himmel danken, der ihn aus so viel schlimmen Krisen unverletzt hervorgehen ließ, glücklicher als Gott Mars, den Vulkan im Netze gefangen und den Göttern zum Gelächter gezeigt.“ Einen Begriff davon, welcher Art diese Gefahren und kritischen Lagen waren, giebt uns die Erzählung seiner Liebesabenteuer mit der schönen Engländerin in Straßburg, die uns in einem Briefe an seinen Vater aufbewahrt ist. Hier wurden ihm zum erstenmale Vaterfreuden zu Theil; in späterer Zeit wird er mit Genugthuung dem Kardinal von Como die Geburt eines Sohnes, seines vierten Kindes, melden, ihn zum Gevatter laden und sich mit seinem „väterlichen Reichthum“ brüsten.

Im Jahre 1433 tritt er zuerst in Beziehung zu Böhmen, dem Lande, in dem er einst noch eine wichtige Rolle spielen wird.

Er lernt die Häupter der hussitischen Partei kennen. Die böhmischen Abgeordneten, dreihundert an der Zahl, ziehen in Basel ein. Die Gestalten der Männer in fremdländischer, hier noch nie gesehener Tracht, ihre wilden Gesichter und fanatischen Augen sind für die Bevölkerung ein Gegenstand eigenthümlichen Grauens. Da reitet Peter Payer, genannt der Engländer, Johann Rokitzana, der erste Prediger der Prager, vor Allem aber sind die Augen gerichtet auf eine Gestalt mit schwarzbraunem Gesicht und langer Habichtsnase: es ist Prokop der Große, der Mann, der die „Heere der Getreuen“ so oft geschlagen, so viele Städte zerstört und Tausenden den Untergang be-

reitet hat. Der Eindruck, den dieser Einzug und die darauf folgenden Verhandlungen auf Aeneas Sylvius machen, wird sich in seiner Seele festsetzen und ihn bestimmen, sich immer wieder mit der hussitischen Frage zu befassen.

Mehrere Jahre war Aeneas Sekretair des Konzils gewesen, als er 1442 als Bevollmächtigter Felix' bei König Friedrich in Frankfurt erscheint. Er hatte inzwischen verschiedene Komödien geschrieben, die Geschichte von Pyramus und Thisbe in elegischem Versmaß besungen, Oden und Satyren gedichtet, kurz sich als Poet hervorgethan. König Friedrich, ein Freund der klassischen Studien und weit eher ein Gelehrter als ein Staatsmann, findet bald das größte Wohlgefallen an ihm und hält ihn werth, die Ehren der Dichterkrönung zu empfangen. Er erhält den Lorbeer, und ein kaiserliches Diplom erklärt ihn als einen „Meister in Geschichte und Poesie." Und bald tritt Aeneas Sylvius aus den Diensten des Gegenpapstes, dessen Glücksstern allerdings gar zu sehr erbleichen begonnen, in die des Königs, mit dem Titel eines Geheimschreibers und Protonotars der römisch königlichen Kanzlei.

Als solcher begiebt er sich 1445 nach Rom, um, während sich die beiden schon bestehenden Konzile streiten, wegen eines neuen, neutralen Konzils zu unterhandeln. Jedermann ist der Ansicht, Eugen werde den ehemaligen Vertheidiger des Baseler Konzils, der dem Gegenpapst Felix die Feder geführt, gar übel empfangen. Aeneas hat auch, in seiner Vaterstadt angelangt, einen päpstlichen Abweisungsbefehl vorgefunden, nichtsdestoweniger wagt er sich in den Vatikan. Hier fällt er vor Eugen auf die Kniee und sagt

ein pater peccavi: er ist nun einmal ein Mann, der nie mit den auf der Weltbühne wirkenden Gewalten den Kampf aufnimmt, sondern sich schließlich immer dahin neigt, wo die reale Macht ist. Aber auch der Papst ist kein Principienmensch, ihm erscheint der Mann höchst brauchbar, der das Konzil, Felix, den König, die deutschen, böhmischen, ungarischen Angelegenheiten wie kein Anderer kennt, er nimmt ihn in Gnaden auf. Allerdings ohne seine Sendung erfüllt zu haben, kehrt Aeneas heim. Er wird den König mit Ausflüchten hinhalten und in dessen Kabinet für den Papst weiter wirken. . . . .

Doch ich verliere mich in die Geschichte, was nicht meine Absicht war. Ich wollte von Aeneas Sylvius' Roman Euryalus und Lukretia erzählen,*) der einst der Welt so sehr gefallen.

Ich las den Roman dieser Tage in der Stadtbibliothek von Zürich und er fesselte mich so, daß ich begriff, wie er einst ein so großes Aufsehen hatte machen können. Aber was, dachte ich, man hält den Ehebruchsroman für ein Product der neuesten Zeit, und zwar für eines der modernen Franzosen? Die Sentimentalität insbesondere, mit der ein Autor die treulose, falsche, verlogene Ehefrau einführt und ihr schließlich noch einen Heiligenschein um's Haupt zu flechten unternimmt, wird für ein ganz modernes Gebrechen erklärt? Nein, das junge Deutschland und die neuen Franzosen haben nichts gebracht, was nicht bereits vor Jahrhunderten da war! Hier sind bereits Ele-

*) Tractatulus de Euryalo et Lucretia, duobus se invicem amantibus, per Aeneam Sylviam, poetam imperialem, secretarium.

mente à la Paul de Kock, hier à la Balzac, hier schließlich Elemente à la George Sand da. Eine kurze Erzählung des Inhalts wird es verständlich machen.

Der Schauplatz der kleinen Erzählung ist Siena, Aeneas Sylvius' Vaterstadt. Sie ist zur Zeit die Gegnerin von Florenz, stolz und unabhängig, gut ghibellinisch gesinnt, mit einer reichen Signorie. Die furchtbare Pest des Jahres 1348, die ganz Italien, Südfrankreich und Süddeutschland heimgesucht, hat zwar auch sie entsetzlich entvölkert, doch trägt sie ihr Haupt noch hoch. Sie ist reich an herrlichen Bauwerken und stolz auf dieselben. Auf Hügeln gebaut, nach drei Richtungen hin von tiefen Thalgründen zerrissen, sehen ihre Gassen allerdings großentheils Treppen ähnlich. Auf dem Rücken eines schmalen Höhenkamms zieht sich die Hauptstraße hin, da thront der Dom, in gothischem Styl, prachtvoll mit abwechselnden Streifen schwarzen und weißen Marmors bekleidet. Sein Bau hat nicht fortgesetzt werden können, weil die Pfeiler des ungeheuren Mittelschiffes durch die Unebenheiten des Bodens gelitten, aber von der reichgeschmückten Stirnfronte leuchtet das Bild der über Wolken schwebenden Madonna weit hinaus. Auf einem zweiten Berge steht San Dominico, ebenfalls großartig. Steht man dort und überblickt die Stadt, da ragt ein viereckiger Thurm am andern, ein solcher dient fast jedem größeren Pallast als Warte.

Unter den Rittern, mit welchen König Sigmund zu Anfang Juli 1432 in Siena eingezogen, befindet sich auch ein junger, blonder Edelmann, Euryalus, der Liebling des Fürsten. Er hat bei den Empfangsfesten die schöne Lu-

cretia, die Frau eines angesehenen Bürgers, gesehn und sich sterblich in sie verliebt. Sie zählt zu den geachtetsten Frauen der Stadt und ist hübsch und bescheiden, wie man sich eine Mutter der Gracchen in ihren jüngeren Jahren denkt. Die griechische Helena ist nicht lieblicher gewesen.

Im August wird das Fest Mariä Himmelfahrt gefeiert. Da zieht jeder Sanese, der das Jünglingsalter erreicht hat, in feierlicher Procession zum Dom, der Madonna eine Wachskerze zu weihen. Wohin nur das Auge blickt, ein herrlicher Bau glänzt ihm, ein unendlicher Reichthum an Figuren und Verzierungen entgegen — selbst der Fußboden zeigt Darstellungen aus der Geschichte des alten Bundes in Mosaik, daß man Scheu trägt, auf ihm herumzugehen. Bei solchem Fest, beim Glanz von tausend Lichtern, unter Tausenden von Frauen sieht Euryalus Lucretia wieder, folgt ihr im Gedränge und redet sie endlich an.

Lucretia spricht nur toscanisch, Euryalus nur zwei Sprachen des Nordens — das thut nichts: Beider Augen haben vielsagende Blicke gewechselt, die Herzen verstehen sich. Mit Hilfe eines Freundes setzt der junge Ritter Briefe auf, die seine ganze Leidenschaft schildern, sie gehen durch verläßliche Boten ab und Lucretia, die lange mit sich gekämpft, muß sie endlich ermunternd beantworten.

Als Lucretia willens ist, dem Geliebten eine Zusammenkunft zu gestatten, stellen sich die verschiedenartigsten Hindernisse ein. Der Gatte bewacht seinen Schatz wie ein bösartiger Drache, es ist nun einmal ein verruchtes Geschlecht! Während die Mutter in der Messe ist, soll Eu=

ryalus, vom Halbbruder Lucretia's eingeführt, sich in der Wohnung einfinden; aber die alte Frau hat etwas gemerkt und bleibt zu Hause. Inzwischen hat Menelaus, der Gatte, in Geschäften nach Rom reisen müssen. Die Ungeduld der Beiden, sich zu treffen, wächst. Aber die Diener sind wachsam, ein Fremder kann nur äußerst schwer ungesehen Eingang finden. Da weiß Nisus, ein Freund des Euryalus, Rath. Im Hause, welches an das der Lucretia stößt, befindet sich eine Gastwirthschaft. Ein gewisses obscures Kämmerlein, wir mögen es nicht näher bezeichnen, ist zum Observatorium wohl geeignet.*) Dorthin versteckt sich Ritter Euryalus und erwartet den Aufgang seines Sterns. Endlich erscheint Lucretia drüben auf dem Hausgang — wie süß erschrickt sie, als sie sich jenseits der Mauer angerufen hört — ein Stelldichein wird verabredet und der Geliebte endlich in das Geschäftszimmer des Gatten eingeführt.

Aber kaum ist er dort und schwelgt in seliger Erwartung naher Freuden, da hat schon ein teuflischer Zufall den Gatten in Begleitung eines Freundes heimgeführt. Er bedarf dringend eines Actenstücks, das er in seiner Stube zurückgelassen und trägt seiner Frau auf, ein Licht zu holen, damit er es suchen könne. Euryalus wird hinter dem Vorhang übel zu Muth. „Nun werde ich gefunden," sagt er zu sich, „nun bin ich verunehrt, ich verliere die Gnade meines kaiserlichen Herrn. O die Liebe! Wie kurz sind ihre Freuden und wie trügerisch! O, daß wir nur

*) Media in utramque domum cloaca fuit, nec homini nec soli obvium.

annähernd soviel Mühsal und Gefahr für das Reich Gottes erdulden wollten, wir würden gewiß der Heiligenkrone theilhaftig!"*)

Er klagt die Bitterkeit der Liebe an: Heu amor infelix, qui plus fellis habet, quam mellis. Non tam absynthium est amarum, quam tu! Quot me discriminibus objecisti!

Lucretia war ebenso geängstigt, doch eine kluge Frau weiß sich zu helfen. Sie erinnert sich genau, wo das Papier liegt: auf dem Fensterbrett, dahin hat sie es selbst gelegt. Sie nähert sich dem Platze — ach, wie ungeschickt sie ist — nun hat sie das Papier durch das offene Fenster in den Hof fallen lassen! Menelaus und sein Freund eilen hinab und indeß kann Euryalus in ein besseres Versteck gebracht werden.

Als die Nacht fast um ist und nachdem Euryalus Zeit gehabt hat, manchen Monolog über die Fährlichkeiten, die sich der Liebende selbst bereitet, zu halten, hört er Schritte herankommen: die schöne Frau steht im Nachtgewande vor ihm. „Was stehst Du da?" flüstert sie. „Ich bin's, Deine Lucretia! Was säumst Du, Deine Lucretia zu umfangen?" — Er: „Wie Du schön bist! Wie werth, daß man Deinetwegen das Schwerste erträgt!" Sie war mit einem leichten Ueberwurf umhüllt (palla, membris absque ruga haerebat, nec vel pectus nec clunes mentiebatur); er umfaßt sie. „Ach es ist Sünde!"

*) Nunc deprehensus sum, nunc infamis fio, nunc Caesaris gratiam perdo. Brevis illa voluptas est, dolores longissimi. O si nos haecce pro regno coelorum subissemus!

ruft sie. Er dagegen: „Sünde ist es, des Guten nicht zu genießen, wenn man es in Besitz hat.“

Inzwischen hat sich auch der Ungar Pacormus in die schöne Bürgerfrau verliebt, täglich mehrmals reitet er an ihren Fenstern vorbei, die immer offen sind. Es ist Winter, — und dieser ist im hochgelegenen Siena beinahe nordisch rauh — Schnee liegt auf den Straßen, Pacormus verbirgt ein Billet, das er geschrieben, rasch in einen Schneeball und wirft ihn in's Zimmer.

Im Hintergrund des Gemachs, am Kamin, in welchem Feuer brennt, sitzt indeß Menelaus; der Schneeball rollt bis zu seinen Füßen, er ärgert sich über die muthwillige Gassenjugend, die solche Kurzweil treibt und hebt ihn nicht auf. Doch der Schneeball schmilzt, das Brieflein guckt hervor und wird gelesen. Es leitet des Gatten Verdacht fortan auf fremde Fährte; dies kommt den Liebenden mächtig zu Statten.

Inzwischen ist auch Sofia, das Kammermädchen, ins Vertrauen gezogen worden, die Zusammenkünfte werden immer kecker erdacht, denn Euryalus ist inzwischen Menelaus' Freund geworden, da läßt sich mehr wagen. Von Zeit zu Zeit reitet der Gatte auf sein Landgut hinaus — wohl im fruchtbaren Elsathal — und übernachtet dort. Dies „Er muß auf's Land“ wird von den Verliebten jedesmal wie ein Fest erwartet. (Qui dies tamquam Saturnalium ab amantibus expectabatur.)

Auch jetzt bleiben Fatalitäten nicht aus. Einmal wird Euryalus auf den Heuboden eingeschmuggelt, um dort die Nacht abzuwarten. Doch Dromo, der täppische Knecht,

hat einen regen Diensteifer und überrascht gern den heimgekehrten Herrn mit einer verrichteten Arbeit; diesmal will er fleißig im Heuboden aufräumen. Der junge Ritter hört ihn in seiner nächsten Nähe wirthschaften, schon ist die Heugabel mehreremale mit ihm in unliebsame Berührung gekommen, er darf sich nicht regen. Als die Noth am größten, kommt Sofia herbei und weiß den täppischen Diener durch Künste weiblicher Koketterie auf andere Gedanken zu bringen und zum Abzug zu vermögen.

Euryalus hat diesmal ernster als je über die Verwerflichkeit seines Treibens meditirt; erst, da er durch's Fenster in Lucretias Gemach geschmuggelt worden ist und am wohlbesetzten Tische der Geliebten gegenübersitzt, lichtet sich seine Weltanschauung und er vergißt rasch alle überstandenen Gefahren.

Wieder treten kleine Umstände störend ein. Der Gastwirth im Nachbarhause, dessen nicht zu nennendes Kämmerlein immer noch als Unterredungsplätzchen benutzt wurde, zieht aus; auch hat Menelaus, der den Pacormus nicht vergessen hat, ein paar Fenster, an denen Lucretia oft erschien, vermauern lassen. Ach! seuft Euryalus. Wie unglücklich bin ich! Nicht das goldene Vließ wurde tückischer bewacht!

Lange ist Menelaus daheim geblieben; da hat es auf dem Gute eine Prügelei der Bauern gegeben, er muß hinaus, um Ruhe zu schaffen. Mit einer spöttischen Bemerkung sieht ihm Euryalus nach, wie er auf dem Pferd, das er ihm selbst geliehen, wegreitet. (Tu equum meum ascendis, ego tuam uxorem equitabo.) Doch nur mit

getheilten Gefühlen geht der junge Mann heute zum Stelldichein.

König Sigmund wird in den nächsten Tagen Siena verlassen. Ein volles Jahr ist er bei den Bürgern, weniger als Herrscher, denn als ein beschwerlicher Gast gewesen, der aus Furcht, seinen Feinden in die Hände zu fallen, nicht einmal aus den Thoren hinausreiten durfte; nun aber sind die Hindernisse der Römerfahrt beseitigt, der Papst wird ihn krönen und dabei ist Euryalus' Anwesenheit unerläßlich. Wohl hat dieser geschworen, seine Lucretia nie zu verlassen, ihr Vaterland soll auch das seinige sein — aber das ist leichter gesagt, als gehalten. So schön erschien sie ihm noch nie wie heute, auch ist sie feuriger als je, von einer himmlischen Leidenschaftlichkeit. Beide strömen ihre Gefühle im Style des hohen Liedes aus, doch mit klassischer Färbung! — „O mein Mars! Mein schöner kriegerischer Mars!“ — „Meine Polyxena, Du!“ — „O Du mein Hyppolit!“ *) Kaum hat er ein Wort von bevorstehender Trennung gesprochen, als sie schon ausbricht: „O der bösen Liebe, die mehr Bitterniß hat, als Süßigkeit.“ Sie will den Tag der Abreise wissen; er nennt ihn; da löst sich ihr ganzes Wesen in Weh auf, denn sie weiß, es ist ein Scheiden für immer. Sie wird ohnmächtig; rathlos hält er sie in den Armen. Soll

*) O pectus decorum, o papillae praenitidae, vos ne tango, vos ne habeo? O teretes artus, o redolens corpus, anime mi, teneo te, an ne sommio? O suavia basia, o melliflui morsus etc Nemo me felicius vivit, nemo beatius. Mane Apollo, mane apud inferna, cur equos tuos tam cite in jugum cogis? Sine, plus grammis edant. Da mihi noctem ut Alcmenae dedisti.

er gehen? Soll er bleiben? Der Gemahl kann jede Minute eintreffen. Endlich erwacht sie, sie sind wieder glücklich, aber der Morgen graut. „Verweile noch, Apollo, Phöbus, bleibe bei den Göttern der Unterwelt! Warum spannst Du Deine Rosse so frühe in's Joch? Lasse sie noch an der Krippe, uns aber schenke eine Nacht wie Jupitern und Alcmenen.“

Hier, gegen das Ende, steigert sich der Ton des Buches und wird rührend, hochpoetisch. Vergeblich kämpfen die Herzen noch gegen den Zwang der Umstände an; schmerzgetränkte Briefe werden gewechselt, endlich muß Euryalus scheiden. Lucretia's auf's Aeußerste gespannten Kräfte reißen, sie erkrankt schwer. Als Euryalus mit seinem Herrn von Rom zurückkehrt, und Siena berührt, dort einige Tage zu weilen, kann sie nur mühsam am Arm der Begleiterin auf dem Balkon erscheinen — sprechen können sich die Liebenden nicht mehr.

Euryalus kehrt nach Deutschland zurück. Lucretia aber legt für immerdar ihre prunkvollen Kleider ab, sie geht wie eine Wittwe fortan nur im Trauergewand. Die Straße betritt sie nur, wenn sie ihren Kirchgang macht, in schwarzer Mantille und mit der schleierähnlichen Haube. Niemand sah sie mehr lachen, was ihr sonst so schön stand, Niemand hörte sie mehr singen, wie sie es doch gewohnt war.

Ein paar Jahre darauf heirathet Euryalus ein Mädchen aus herzoglichem Geblüte.

*
* *

Dies ist der Liebesroman des Aeneas Sylvius Piccolomini. Er erregte großes Aufsehen und ward ein Lieblingsbuch der Damen, die damals noch Latein verstanden. Es war kein Geheimniß, daß mit dem Ritter Euryalus des Autors Freund, Caspar Schlick zu Bassano gemeint war, der als junger Diplomat an des Kaisers Seite in Siena allzu bekannt gewordene Abenteuer erlebte. Euryalus war jetzt regierender Minister, Reichskanzler und ein gar mächtiger Staatsmann, und es war gar pikant, zu erfahren, wie er dereinst einer schönen Frau zuliebe sich in Speisekammern versteckt und auf Heuboden verkrochen habe.

Aeneas Sylvius aber war nach allen Wechselfällen seines abenteuerlichen Lebens Bischof in seiner Vaterstadt geworden. Hier führte er dem Kaiser Friedrich III. seine Braut Eleonore von Portugal zu; die Säule, die daran erinnert, ist noch zu sehen.

Vom Bischofssitz von Siena kam er auf den päpstlichen Stuhl.

Werden die Päpste noch einmal in kommender Zeit, wenn sie mehr Muße haben und die Steuer des Peterspfennigs nachläßt, Romane schreiben? Ich wage diese zarte Frage nicht zu beantworten; inzwischen aber nimmt sich ein Paul de Kock mit der Tiara auf dem Haupte sonderbar aus. Es bleibt das Büchlein vom Euryalus ein Unicum. Aeneas Sylvius hatte aber auch, nachdem er Pius II. geworden, keine Freude mehr an seinem Roman. Wie er in der bulla retractionum Alles widerrief, was er einst in Basel zu Gunsten der Kirchenfreiheit Treffliches und Beifallwürdiges geschrieben und gesprochen, und Alles für Irr=

thum erklärte, den er feierlich zurücknehme, so trat er auch in einem eigenen Breve gegen seinen „Euryalus" auf. Er untersagte dessen Besitz bei Strafe von zweihundert Goldgulden und ließ das Buch, wo er es vorfand, verbrennen. „Das Buch, das wir einst von der Liebe geschrieben," ruft er aus, „verabscheut ihr Sterblichen und weiset es fern von Euch! Glaubt dem Greise mehr als dem Manne. Gebt auf die Worte des Laien nicht mehr, als auf die des Papstes. Verwerft den Aeneas und nehmt den Pius an Euer Herz!" De amore, quem scripsimus, librum, contemnite, o mortales, atque respuite et seni magis quam juveni credite. (Aeneas schrieb das Buch erst im vierzigsten Lebensjahre.) Nec privatum hominem plus facite, quam pontificem. Aeneam rejicite, Pium suscipite.

Es ist doch ein wahres Sprüchwort:

„Le diable étant vieux se fit érmite."

Die Mitgift Adria's.

Auf den breiten Steinplatten der Einfassungsmauer der Seine pflegen von alter Zeit her die Büchertrödler von Paris ihre Schätze auszulegen. Dem Bücherfreunde, der die Quais entlang schlendert, ist's ein Genuß, diese bunt durcheinander gewürfelte Bibliothek zu mustern.

Eines Tages im Jahre 1854 hatte ich von da ein Exemplar von Aretin's „Talanta“ heimgebracht. Ich freute mich sehr darüber, denn ich hatte mich in letzter Zeit öfter mit dem Manne beschäftigt und das seltene Büchlein war wirklich ein glücklicher Fund. Ich hatte es in der Tasche, als ich Heinrich Heine besuchte und fragte ihn, was er von Aretin halte? Es war mir interessant, Heine's Meinung über einen Schriftsteller zu hören, dessen Talent und Styl, wie Manche behaupteten, den und jenen Zug mit dem seinigen gemein hatten. Aber die Antwort fiel anders aus, als ich erwartet hatte.

„Was ich von Aretin halte?“ war seine Antwort. „Daß er ein Lump, ein Schnapphahn war, der alle Welt anpumpte, ein gemeiner und ganz infamer Kerl, der sich ein=

bildete, ein großes Genie zu sein und aller Welt Staub in die Augen streute."

„Das ist ein hartes Urtheil," erwiderte ich, verwundert, dort bloß Verwerfung gefunden zu haben, wo ich mindestens einige In-Schutznahme erwartete. „So rasch möchte ich die Sache nicht abfertigen. Zugestanden, Aretin war ein verächtlicher Mensch; einer der geistreichsten Menschen war er auch. Zugestanden, er täuschte über den Umfang seines Talents, welches sich nach allen Richtungen versuchte; die Welt, die ihm in unerhörter Weise schmeichelte, hat ihren Theil an dieser Selbstüberschätzung. Aretin ist zornig, boshaft, nachstellerisch, geil und rachgierig wie ein Affe, aber wen hätten nicht eines Affen Sprünge und Fratzen schon belustigt, und wer möchte diesen Kumpan in der großen Menagerie des Schöpfers entbehren? Aretin's Comödien übersprudeln von Witz, seine Angriffe auf das Mönchsthum und die hohe Geistlichkeit seiner Zeit sind unübertrefflich, wer möchte nicht diesen Affen an den Kutten zausen und mit einem Kardinalshut davonlaufen sehen? Zugestanden, er war ein Pumper — aber — welcher Meister war er in dieser Kunst! Die Welt wimmelt von Leuten, die Attentate auf unsere Tasche machen wollen, jede Woche macht uns mit einem solchen Subject bekannt, aber ein Meister dieser Kunst, wie Aretin, kömmt wie ein großer Komet nur nach Jahrhunderten wieder. Wo eine Eigenschaft, welche immer, mit solcher Intensität hervortritt, erringt sie unsere Bewunderung, ja, unsere Verehrung. Und so denke ich denn auch nicht gering von Aretin."

„Aber wie kommen Sie dazu, sich so speziell für ihn zu interessiren?"

„Es ist mir in der letzten Zeit," erwiderte ich, „öfter der Gedanke gekommen, ob sich nicht eine Episode aus seinem Leben novellistisch oder als Lustspiel darstellen ließe . ."

„Ja so," sagte Heine. „Das ist freilich ein vortrefflicher Grund! Nun, erzählen Sie den Stoff."

„Wenn ich ihn je behandle," erwiderte ich, „will ich mich treu an die Vorgänge halten, die in Aretin's Briefen zur Sprache kommen. Ich mag keine sogenannte historische Novelle oder Comödie, die sich nicht aus wirklichen Thatsachen aufbaut. In frei erfundenen Stoffen schalte die Phantasie nach Lust und Belieben, aber auf historischem Boden, mit historischen Personen beschäftigt, muß sie auch historische Treue wahren."

„Auch meine Meinung. Doch erzählen Sie ohne weitere Vorrede, was Sie da zusammengebracht haben."

Ich zog ein Taschenbuch hervor, worin ich all die Notizen aufgezeichnet, rückte mir den Fauteuil an die Seite des Bettes zurecht, auf welchem der Kranke lag, und begann wie folgt:

„Es ist in der heiteren Zeit der Renaissance, da die Götter und Göttinnen Griechenlands noch einmal dem Menschengeschlechte das huldvolle Antlitz zukehren, und zwar in Venedig um's Jahr 1548. Da lebt Pietro Aretino, in der Mitte der Fünfzig. Er steht auf der Höhe seines Ruhmes, seine Pamphlete durchfliegen Italien, ja die ganze gebildete Welt; er hat, er allein, der einzelne Mann, so

viel Einfluß, wie heutzutage etwa ein großes gefürchtetes Journal. Alles nur Macht des Witzes und Macht des Styls, denn von Gesinnung ist gar wenig bei ihm zu finden! Was er heut in den Himmel gehoben, zieht er vielleicht schon morgen in den Koth; aber seine Worte treffen wie Pfeile, steigen auf wie leuchtende Raketen, theilen jetzt Ruhm und Lorbeerkronen, jetzt Schmach, Lächerlichkeit und unvergängliche Eselsohren aus. Nicht Börne zur Zeit seiner „Pariser Briefe," nicht Sie, edler Heine, zur Zeit des „Wintermärchens" genossen je eines Prestige, wie es ihm eigen, ja ich möchte meinen, daß seine Stellung jener gleichkam, die seinerzeit der Alte von Fernex einnahm. Tizian, der sich 1548 in Rom aufhält, schreibt ihm von dort: „Allewelt frägt mich hier nach Euch; Eure Meinung wollen sie alle wissen, Ihr gebt den Ton an."

Er führt den Namen, den das Alterthum dem Plato verliehen, und wird von seinen Bewunderern „der Göttliche" genannt. Als solchen bezeichnen ihn die Titel seiner Bücher und die Medaillen, die sie als Umschrift führen. Er heißt aber auch die „Geißel der Fürsten," und in der That, es giebt keinen kühneren, aber auch keinen giftigeren Schriftsteller.

Unnahbar sitzt er in der Stadt der Lagunen, die fast unabhängig von päpstlicher und kaiserlicher Gewalt dasteht.

Aretin ist der Hausfreund Tizian's, der genaueste Freund Marc Antonio's, des großen Kupferstechers, der Freund Sansovino's und Vasari's. Alle diese Künstler verehren ihm Bilder, Scizzen, Zeichnungen, die er aller-

dings wieder in schwachen Stunden den Fürsten, seinen Kunden, darbietet, denn er braucht immer Geld. Um so schlechter steht er zu Tintoretto. Einmal geht er zu diesem, den er oft verspottet hat, aus Muthwillen, um sich von ihm malen zu lassen, dieser aber zieht ein Pistol hervor, hält es ihm an den Kopf und sagt, daß er mit diesem Instrumente das Maaß zum Portrait nehmen wolle .... Aus diesem Bilde ist somit nichts geworden. Dagegen besitzen wir sein Portrait, von Tizian gemalt und von Marc Antonio gestochen auf einem der herrlichsten Blätter, ein Wunder der Kupferstechkunst. „Das Bildniß," sagt ein ausgezeichneter Kenner, trägt die feste Stirn des freien Geistes, der durch die Meinung der Welt nicht bestochen wird. Es ist der helle Blick, der alle Vorurtheile, alle Heucheleien durchschaut. Die kräftige Nase des Mannes ist es, der einer ganzen Welt den Krieg erklärt. Die weichen Wangen verrathen den Verfasser der berüchtigten wollüstigen Sonette und auf den schönen Lippen schwebt das anmuthige Lächeln des Satyrikers, der jedoch so gefürchtet wurde, daß Carl V. es für rathsam hielt, ihn durch eine schwere goldene Kette zu fesseln. Dies Lächeln hat etwas durchaus Argloses, nicht Hämisches, es ist demokritisch, heiter, ja fast gutmüthig, wie es denn auch besser ist, die Menschen zu belachen, als sie zu hassen ...."

Aretin hat drei Töchter, alle aus flüchtigen Bündnissen entsprossen, die älteste und schönste, Adria genannt von ihrem Geburtsort, ist sein Liebling, sein Augapfel. Ihre Mutter war Katharina Sandello. Wenn man Aretin frägt, warum allen seinen Töchtern noch der Makel un=

ehelicher Geburt anhaftet, sagt er: Was wollt Ihr? Meine Töchter sind ganz von ungefähr entstanden. Die Mütter sind gegangen, die Kinder sind geblieben. Die alten Schwalben sind fortgezogen, die junge Brut sitzt noch im Neste. Ich könnte sie legitimiren lassen. Wozu aber den Papst belästigen oder den Kaiser, der soviel zu thun hat? Meine väterlichen Gesinnungen ersetzen meinen Töchtern Alles, was vor ihrer Geburt und nachher an Ceremonien verabsäumt ward . . . ."

Adria liebt den Diotalevi Rota, einen schönen jungen Mann aus der Bergamaska, der sich im Herzogthum Urbino als Kauf- und Handelsmann niedergelassen. Aretin sollte eigentlich diese Wahl nicht dulden. Adria ist eines Fürsten würdig an Schönheit und Tugend. Aber Aretin ist in sein Kind ganz vernarrt und hat somit auch Nachsicht mit ihrer Herzensschwäche. So manche Göttertochter liebte schon einen einfachen Erdensohn, blos weil er hübsch und wohlgebaut war — warum sollte die Tochter des „Göttlichen" nicht den Kaufmannssohn Diotalevi lieben? Doch, daß sie gar so sehr an ihm hängt, ist schlimm; denn Diotalevi ist trotz seiner Jugend ein kalter berechnender Mensch, ein echter Bergamaske.

Mit Aretin's Vermögensverhältnissen hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Alle Fürsten und die meisten Großen Italiens sind ihm tributpflichtig und müssen, wie schon bemerkt, zu seinem Haushalte beisteuern. Kaiser müssen Ehrenketten, Herzöge und Prinzen Edelsteine darbringen; Künstler zahlen für eine Reclame aus Aretin's Feder mit Bildern, Statuetten, Skizzen. Nicht immer

aber geht es bei diesen Tributzahlungen glatt und ohne Schwierigkeiten ab. Aretin sieht sich oft genöthigt, die Sammtpfote, die noch eben gestreichelt, in eine Kralle zu verwandeln, die dann über das Opfer tigerartig herfällt. Allerdings läßt er sich wieder wunderbar schnell besänftigen. Er überbietet Alles, was von ähnlichen Erscheinungen im modernen Paris an den Tag getreten.

Wie früher auf sich selbst, hat Aretin auch eine Goldmünze auf Adria prägen lassen. Sie zeigt die vereinigten Bildnisse von Mutter und Tochter mit der Umschrift: Catharina mater und daneben: Adria, Divi Petri Aretini filia. Auch hat der Vater sich verpflichtet, seinem Kinde tausend Ducaten als Aussteuer zu geben. Viel Geld in damaliger Zeit, namentlich für einen Menschen, der nie ein Sparmeister war, der große Soupers zu geben gewohnt ist, in denen er die Schöngeister, die Künstler und die schönsten Frauen Venedigs um sich versammelt, der Goldmünzen von eigener Prägung verschenkt und von Tribut leben muß! Es will ihm nie gelingen die Summe voll zusammenzubringen.

Diotalevi Rota dagegen ist ein practischer Junge, den man nicht etwa auf das Honorar eines künftig erscheinenden Werkes verweisen kann, wie Aretin das, beiläufig gesagt, bei anderen Gläubigern zu thun pflegt, er kennt nur komptante Rechnung, und will erst dann die Schöne zum Altar führen, wenn ihm zuvor die tausend Ducaten baar auf den Tisch ausgezahlt werden. Nun aber beginnen die Sorgen, Wirren und Schwierigkeiten, welche den Inhalt der Erzählung, oder sagen wir lieber des Lustspiels, aus-

machen. Sein eigentlicher Gegenstand soll der Widerspruch sein, in welchem die Göttlichkeit des Helden den kleinlichsten Misèren gegenübersteht! Ein Gott, der kein Geld hat, ein Gott, der sich vor Prügeln fürchtet, ein Gott, der schließlich heimlich tief verwundet weint — ist das nicht komisch und traurig zugleich? Diesen Konflikt nun soll die Handlung darstellen.

Die Mitgift, von der es immer scheint, sie sei auf dem Punkt, zusammengebracht zu werden — sie will leider nie vollständig zusammenkommen, und es ist, als ob ein Fatum über ihr schwebe. So hat Aretin seinen jungen Freund Eusebio nach Rom geschickt, um sechshundert Scudi vom Fürsten Farnese zu erheben — als klingenden Dank einer Dedication. Er erhebt sie auch. Aber was will das Unglück! Eusebio kommt in das Haus des Cardinals Gaddi, wird eingeladen, sich an den Spieltisch zu setzen und verliert zuerst sein eigenes Geld, dann das des göttlichen Aretin. Titian, der sich eben in Rom aufhält, verräth es dem Meister, denn Eusebio selbst wagt nicht, sich wieder in Venedig sehen zu lassen.

Aretin ist wüthend. An wen soll er sich halten? Offenbar nicht an Eusebio, der nichts besitzt, vielmehr an den Cardinal, unter dessen Augen solche Aussäckelung stattfinden konnte. Hochauf flammt der Zorn und sein wilder Grimm gegen Alles, was dort den rothen Strumpf trägt. „Ich höre," schreibt er an Gaddi, „daß mein Schüler Eusebio einen beträchtlichen Verlust in Euerem Hause erlitten, und daß Ihr die Hand dazu geboten habt. Solche Handlung, die abscheulich wäre bei einem Räuber, ist wirk-

lich würdig eines Kardinals. Ich kann es mir, wenn Entschädigung nicht stattfindet, nicht versagen, gerechte Rache zu nehmen, und meine nächste Publikation wird Euch davon in Kenntniß setzen . . . ." So lautet der Brief, und da Gaddi allgemein für feig und furchtsam gilt, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß er zu Kreuze kriechen wird. Er ist aber auch sehr geizig und sein Geiz giebt ihm einen heroischen Muth. „Ich habe," erwidert er, „Euren unverschämten Brief richtig erhalten. Ich gehöre nicht zu Jenen, welche sich von Euren Drohungen einschüchtern lassen. Thut, was Euch beliebt, Meister Aretin, Geld werdet Ihr von mir nicht erhalten, dagegen soll sich demnächst ein Mann auf die Reise nach Venedig begeben, dessen Stock mit Eurem Rücken Bekanntschaft machen dürfte. Habt Ihr denn Achill Volta ganz vergessen und die Züchtigung, die er Eurer Frechheit zukommen ließ?"

Ob Aretin sie vergessen hat! Sie ist der noch immer ungesühnte, wilde, düster brennende Schmerz seines Lebens. Er hatte, als junger Mann in Diensten Clemens VII. stehend, ein satyrisches Gedicht auf die schöne Wirthschafterin Mathias Ghiberti's, Erzbischofs von Verona und päpstlichen Raths, verfaßt,* und war in Folge dessen von Achill Volta, dem Geliebten dieses Weibes, meuchlings überfallen worden, fünf Dolchstiche hatte man ihm in die Brust versetzt, Gesicht und Hände verwundet. Im Blute schwimmend war er liegen geblieben. Er genas langsam, sein erster Gang war zum Papst, um Klage zu führen, aber Clemens, von Ghiberti beeinflußt, hatte jede Genugthuung verweigert. Ja, die Creaturen des Prälaten hatten den

Verwundeten noch hinterher mit Spottgedichten verhöhnt. Da hatte Aretin Rom den Rücken gekehrt mit einer Seele, die nach Rache schrie und seitdem auch an der Curie Rache genommen . . . . O, warum ihn an Achill Volta mahnen!

Einige Tage nach Empfang dieses häßlichen Briefes steht Aretin auf der Riva, als die Valdaura, die berühmteste Courtisane Venedigs, von zwei Mohrenknaben gefolgt, aus ihrer Gondel steigt.

„Sieh da, Meister Aretin. Man hört seit einiger Zeit gar nichts von Euch. Warum laßt Ihr die Verehrerin Eurer Muse gar so lang auf ein neues Werk von Euch schmachten? Wann laßt Ihr dem ersten Bändchen Eurer „Caprici“ ein zweites folgen?“

„Madonna, es liegt angefangen da, aber mir ist inzwischen aller Humor, weiter zu schreiben, vergangen. Meine häuslichen Sorgen nehmen mir alle Stimmung. Mein Freund Eusebio, den Ihr wohl kennt, und der für mich in Rom Geld einkassiren sollte, hat dieses im Spiel durchgebracht. Ich bringe die Mitgift meiner Adria nicht zusammen und bin darüber trostlos.“

„Ich denke, göttlicher Meister, Ihr beendigt das Büchlein und widmet es mir. Ich übernehme es dagegen, den Schaden zu ersetzen, den Euch der leichtsinnige Eusebio verursacht. Wie hoch beläuft er sich?“

„Auf achthundert Scudi.“

„Ein nettes Sümmchen. Doch ich bedenke mich nicht. — Gilt der Handel?“

„Madonna, ich bin beschämt! Ich habe — zum Beweise, daß nur Sympathie und Achtung des Charac-

ters mich bei der Wahl meiner Dedicationen leiten — das erste Bändchen der „Caprici“ meinem Affen Scipione gewidmet! Wie sollte nun Euer leuchtender Name dem zweiten Bändchen voranstehen?“

„Dedicirt nur immer zu,“ erwidert die Valdaura. „Daß ich da neben Euren kleinen Freund zu stehen komme, thut gar nichts. Scipione genießt auch meine Achtung. Und soll die Summe dazu dienen, die Mitgift Eurer Adria zu vermehren, so wird hier der schöne Fall eingetreten sein, daß die Leichtfertigkeit und das Laster der Tugend und Unschuld ihren Tribut dargebracht haben werden.“

Nach solchem Gespräch ist offenbar alle Hoffnung vorhanden, daß die tausend Dukaten vollzählig zusammenkommen. „Ich nehme das Geld unbedingt an, murmelt Aretin vor sich hin auf dem Heimwege, ohne viel zu fragen, auf welche Weise es erworben ist. Welche dummen Kerle waren die alten Thebaner, die das Geld der Phryne zurückwiesen, die sich erboten hatte, ihre Stadtmauern wieder aufzurichten, unter der Bedingung, daß sie die That durch eine Aufschrift verewigten! . . Non olet sagt schon Vespasian“ . . . .

Aber was treibt der tückische Zufall! Valdaura hat wenige Stunden, nachdem sie nach Hause kam, die Pocken bekommen. In wenigen Tagen wird es klar, daß ihre Carrière für immer zu Ende. Sie braucht jetzt ihr Geld auf ihre alten Tage, die Widmung bleibt unhonorirt; kaum genesen, hat sie auch Venedig, den Schauplatz ihrer Triumphe, plötzlich und auf immer verlassen.

So trifft das Unglück Schlag auf Schlag ein, Adria

sitzt da wie ein krankes Täubchen und ihren schönen Augen entquellen die hellen Perlentröpfchen. Der stummen Beredsamkeit dieser Thränen hat der zärtliche Vater noch nie widerstanden. Er entschließt sich, da der prosaische Diotalevi von seinen Forderungen nicht weicht, ihm die berühmte goldene Ehrenkette zu verpfänden, die Aretin, der Göttliche, seinerzeit vom Erzherzog Philipp, Prinzen von Spanien, Sohn Karl des Fünften, zum Geschenk erhalten.

Wahrlich es ist ein Jammer und eine Schmach, dies Kleinod, den Stolz seines Besitzers, auch nur eine Stunde lang in den Händen dieses banalen Burschen zu lassen! Aber was thun — der junge Diotalevi ist zäh wie der alte Shylock und so lange die Summe nicht voll ist, geht er nicht zum Altar. Ja die Kette muß dran, Aretin legt sie hin und die Trauung findet statt.

Doch — o der Unverschämtheit! Da kömmt der Bengel zum Hochzeitsschmaus und hat die Brust mit der Kette geziert! Da kennt Aretin's Zorn keine Grenzen! Auf seine Dichterbrust gehört sie, nicht auf den plumpen Brustkasten des Krämers. Er nahm sie als Pfandstück, hat sie als Pfandstück taxirt und die Huld des fürstlichen Gebers nicht einmal eines Agio's gewürdigt. Er soll sie im Kasten haben, tragen darf er sie nicht! Aretin reißt sie ihm herunter.

Und nun wird seinerseits Diotalevi wüthend. Also so hält man, wozu man sich kontractlich verpflichtet? So glaubt man mit ihm spielen zu können? Er war so coulant, die Kette ein halb Procent höher als alle Goldschmiede von Florenz zum vollen Schätzungswerthe ohne

Abzug zu laufendem Cours zu acceptiren und jetzt nimmt man ihm das Pfandstück? Nun wartet! Verheirathet ist er allerdings, das läßt sich nicht ändern, aber er führt die Braut nicht in sein Haus, bevor die Summe baar und voll bezahlt ist.

Eine Stunde später ist Diotalevi abgereist. Hat die Welt je solch' einen Barbaren gesehen? Da sitzt Adria, wie ein Lämmlein, das man zur Schlachtbank geführt, hat den Kranz noch im Haar und hat keinen Gatten! Von Mousselin und Spitzen prangt ihr Hochzeitsbett und sie wird allein darin schlafen! O, es ist himmelschreiend! Und wer den Schaden hat, der braucht für den Spott nicht zu sorgen. Ganz Venedig wird höhnen: also ist der kluge Meister Aretin angeführt worden! Trauriger ist noch nie ein Hochzeitstag zu Ende gegangen!

Um diese Zeit trifft Aretin's alter Feind Achill Volta, der Elende, der ihn einst mörderisch überfallen, der Mensch, an welchen Aretin täglich die Narben an Händen und Gesicht erinnern, in Venedig ein, wohin ihn Geschäfte gerufen. Die Freunde fordern Aretin auf, die Klage gegen Volta vor den Magistrat zu bringen. Er weigert sich dessen. „Reden wir nicht von dem Unglücklichen," sagt er, „der mich einzelnen, unbewaffneten Mann dereinst an der Spitze von fünf oder sechs Banditen niederwarf. Ich verzichte auf jede Rache und danke Gott, daß er mir ein Herz gegeben, das keinen Groll nachträgt und nur Menschenliebe kennt. Ich weiß, daß die, welche nach Christi Beispiel ihren Feinden verzeihen, dadurch der Gnade würdig werden, daß auch Gott ihnen ihre Schuld erlasse.

Möge Gott in seiner Barmherzigkeit mir verzeihen, was ich gegen seine Güte gesündigt, wie auch ich aus dem Grunde meines Herzens die erlittene Unbill auslösche. Ich werde mich in diesen Tagen zum heiligen Abendmahl begeben und thäte dies nicht, wenn noch der geringste Wunsch nach Rache in meinem Busen wohnte."

Welche überraschende Sprache! Spielt uns der alte Religionsspötter eine Komödie vor? Oder haben ihn die Jahre und die Kränkungen so mürbe gemacht? Das gebrochene und zerknirschte Herz macht den Christen . . . .

Endlich rafft er sich doch ein wenig auf. Er faßt den Entschluß, sich in der großen Angelegenheit seines Herzens an den Herzog von Urbino zu wenden. O, wenn er es doch schon früher gethan hätte! Der Fürst von Urbino wünscht nichts sehnlicher, als sich Aretin zu verpflichten, er schmachtet nach dessen Lob, das ja, wenn er ihm hilft, dithyrambisch ausfallen muß. Tausend Dukaten langen an, die Mitgift und weit mehr noch ist da. Der Vater geleitet sein Töchterchen in das Haus ihres Gatten nach Urbino.

Hier umgiebt ihn die Fülle aller Ehren. Acht Miglien weit hat ihm der Herzog ein Corps berittener Garden entgegengeschickt; Aretin wird von einer Deputation empfangen, die Stadt illuminirt. Ist je so viel Ehre einem Dichter zu Theil geworden? Ja, Aretin ist ein Gott, Adria eines Gottes Tochter! Alle Nöthen und Bitternisse sind vergessen.

Aber leider zeigt sich bald, wie das wohl nicht anders möglich, daß die Verbindung unter ungünstigem Sterne

geschlossen. Kaum ist der Vater heimgekehrt, so hat Adria schon Zank im Hause. Der Gatte gesteht ihr den Besitz der Schlüssel nicht zu, er wirft ihr Putzsucht vor, er will sie zwingen, einen kostbaren Diamanten, ein Geschenk ihres Vaters, zu verkaufen. Das erträgt sie nicht. Eines schönen Morgens findet Diotalevi ihr Zimmer leer; Adria ist zu ihrem Vater zurückgekehrt!

Wie unglücklich ist nun dieser trotz seiner Gottähnlichkeit! Ach, es ist kaum zu glauben! Kaiser und Könige stehen unter der Gerichtsbarkeit seiner Feder, Alles fürchtet den schrecklichen Aretin, nur der nicht, der ihn fürchten sollte: Diotalevi. Dieser macht sich gar nichts daraus, vor der Nachwelt gebrandmarkt dazustehen! O, der Ironie! Am Hofe des Schah von Persien liest man Aretin's Werke — verehrt und bewundert seinen Geist, und so ein Ungeheuer von Schwiegersohn achtet nicht des Dichters eigenes Fleisch und Blut! Welcher Schmerz inmitten eines Lebens, das wie eine Ananas von Aroma, so von der Süßigkeit eines über die ganze Welt verbreiteten Ruhmes ganz durchtränkt sein sollte!

Umsonst beschwört die Herzogin von Urbino selbst den Diotalevi, seiner Frau nachzureisen, sie um Verzeihung zu bitten, umsonst ermahnt sie ihn, ihr, der Herzogin zu versprechen, künftighin glimpflicher mit Adria zu verfahren. Diotalevi sagt: er sei der beleidigte Theil und verlangt die Rückkehr seiner Frau. Sie findet statt, aber Adria weilt, nachdem sie nach Urbino zurückgezogen, nur kurze Zeit unter seinem Dache. Schließlich geht sie zum Vater

heim; die Mitgift, deren Zusammenbringen so unendliche Mühe gekostet, bleibt in Diotalevi's Händen.

Mit diesem Moll-Accord schließt die Geschichte . . . .

Es war ganz dunkel im Zimmer geworden, als ich zu Ende gekommen. Die Uhr pikte ihr monotones Tiktak. Heine schwieg eine Weile, dann sagte er mit seiner wehmüthig gedehnten Stimme:

„Diesem Lustspiele wird, wenn es geschrieben wird, ein gewisser philosophischer Gehalt nicht abzusprechen sein. Erstlich wegen des göttlichen Aretin . . . . Auch wir alte Hegelianer hatten eine Zeit, in welcher wir uns für gottähnliche Wesen, ja für wirkliche Götter hielten, und auch da war der Widerspruch der Illusion mit den Misèren, die uns betrafen, zuweilen sehr ergötzlich. Darüber ein andermal. Was erst den Stoff betrifft, vergessen Sie ja nicht, den Diotalevi auszumalen — Diotalevi ist ein Symbol. Er zeigt, wie für den prosaischen Menschen das gar nicht vorhanden ist, was die Mächtigen und Großen als der Erde Höchstes begehren oder als Schrecklichstes fürchten; das ideelle Ding, Ruhm oder Schande genannt. Wirklich, sehe ich mir diesen Burschen näher an — ich glaube an ihm die Züge so manches alten Bekannten zu erkennen. Auch ich verstand die Menschen in Aufregung und Schrecken zu versetzen, denn ich konnte durch mein Wort unsterbliche Ehre verleihen, oder auch ein unvergängliches Brandmal aufdrücken — aber einem Geldmenschen habe ich nie imponirt. Dem Dichter steht Zeus' Himmel offen — so oft er kömmt, er soll willkommen sein — aber vor jeder Comptoirthüre ist seine Macht zu Ende. Wenn ich denke,

welche geringe Meinung mein Onkel von mir hatte, und wie ihm darin der letzte Comptoirist nichts nachgab — — Nun, die Idee ist da, es gälte nur, dies Alles in Gestalten von Fleisch und Blut zu kleiden. Dann muß die Geschichte die „Mitgift der Adria“ heißen.“

Seitdem dies gesprochen wurde, sind einundzwanzig Jahre vergangen. Wie so vieles Andere, blieb auch dies liegen. Da hat ein altes Taschenbuch aus jener Zeit, in welches ich ein paar Notizen, Namen und Jahreszahlen hineingekritzelt, diese Rückerinnerung auferweckt.

Nicolaus de Vernulz,

ein vergessener Vorläufer Schillers.

Wir lesen gerne von jenen halb fabelhaften Schiffern, die noch vor Columbus diese oder jene Landspitze Amerikas entdeckt haben sollen. Wie gerne würden wir die Karten betrachten, die sie entworfen, und auf welchen sie ihren Entdeckungen Umriß und Gestalt zu geben versuchten. In ähnlicher Art muß es auch interessiren, den Mann kennen zu lernen, der fast zwei Jahrhunderte vor Schiller eine Jungfrau von Orleans und einen Wallenstein schrieb und gleichsam die Fahnenstange aussteckte auf den Landungspunkten, vor denen später ganze Flotten ankern sollten. Sein kindlicher Entwurf wird uns mehr fesseln, als manches wohlausgeführte Werk späterer Tage, denn es ist viel der Erste sein!

Ein solcher Mann ist Vernulaeus, mit seinem wahren Namen Nikolaus de Vernulz, einst hochberühmt, magnum universitatis Lovanensis fulcrum, der große Eckstein der Universität Löwen geheißen, jetzt so ganz verschollen, daß ich in keiner Literaturgeschichte und keinem Schriftstellerlexicon seinen Namen finde und mich mit dem seinen Werken beigegebenen Lebensabriße begnügen muß.

Er war zu Rubelmont im Herzogthum Luxemburg am 10. April 1583 geboren, studirte Theologie in Trier und Köln, trat in den geistlichen Stand, kam als Canonicus an die Collegiatskirche zu Löwen, wurde Universitätslehrer und erhielt die Lehrkanzel für Politik und Geschichte. Durch dreißig Jahre fungirte er als Rector und wurde von Sr. Majestät König Philipp IV. mit dem Titel seines Historiographen ausgezeichnet, was nicht befremden darf, da die Nachkommen Philipp II., nachdem sie die niederländischen Provinzen verloren, noch lange im Süden Hollands herrschten.

Die Zeit seines Schaffens war die bewegte Zeit der großen Religionskriege, Richelieu's, der Einnahme der Hugenottenfestung La Rochelle. Vernulz erlebte noch die Schlacht am weißen Berge. Ein eifriger Katholik, stand er auf Seiten Spaniens und Ferdinands von Oesterreich.

Nebst einem Lehrbuche der Politik und einer Theorie der Beredtsamkeit (de arte dicendi) hat er auch ein Werk über römische Alterthümer verfaßt und damit der Gelehrsamkeit seiner Zeit ein Opfer gebracht; aber der Schwerpunkt seines Schaffens liegt in einer Reihe von Trauerspielen. Die Liste lautet: „Konradin von Schwaben,“ „Crispus“ (Sohn Kaiser Constantins) „Theodorich,“ „Heinrich VIII. von England,“ „Johanna d'Arc,“ „Ottokar, König von Böhmen,“ „St. Eustachius,“ „die Märtyrer von Gorkum,“ „Maximus,“ „Bischof Lambertus,“ „Hermenegild,“ endlich „Wallenstein;“ es war seine letzte Arbeit. Krank und von Arbeiten aufgerieben, starb er im sechsundsechzigsten Lebens-

jahre im Januar 1649, gerade zur selben Zeit, als die Revolution in England das Schaffot Karl I. aufrichtete.

Es war die Zeit der wiedererwachten römischen Literaturkenntniß, da Latein die Sprache der Bildung geworden. Auch Vernulz dichtete seine Trauerspiele in lateinischer Sprache. In derselben Sprache schrieb Hugo Grotius sein Drama „Christus patiens,“ Daniel Hynsius seinen kräftigen und feurigen „Herodes infanticida,“ der geistvolle Jesuit Jakob Balde seine „Jephtias.“ Diesen reiht sich Vernulz an. Daß er nicht wallonisch oder vlämisch schrieb, mag ihm nicht verdacht werden, es mögen das damals allerdings zwei linguae volgare gewesen sein.

Zweierlei ist an seinen Trauerspielen characteristisch, daß er für seinen Zweck durchwegs moderne und nicht weit zurückliegende Stoffe mit Absicht wählt und sie in exclusiv katholischem Geiste behandelt. In den „Märtyrern von Gorkum“ hatte er die Unbilden geschildert, welche eine Anzahl von Franziscanern 1572 erduldet — Pius IX. hat diese Leute seitdem heiliggesprochen — in „Heinrich VIII.“ behandelte er die Geschichte des englischen Schisma, „Wallenstein“ vollends wurde unmittelbar nach dem Sturze des großen Feldherrn geschrieben. Immer verfolgte Vernulz denselben Zweck: Feier und Lob der katholischen Kirche in ihrem Kampfe gegen heidnische oder ketzerische Mächte. Es befremdet uns nicht, wenn wir bedenken, daß er ein Geistlicher war, im ultrakatholischen Löwen lebte und seine Stücke für die Darstellung durch Zöglinge der Hochschule berechnete. Die Universität Löwen im wallonischen Süden der Niederlande stellte schon damals das vor, was sie auch

ein Jahrhundert später und noch zu Joseph II. Zeiten war: den directen Gegensatz zur freidenkenden protestantischen Universität Leyden im friesischen Holland. Leyden, die Burg der gegen tridentinische Dekrete und Jesuitenthum kämpfenden Gewissensfreiheit, wo der mit Vernulz in gleichen Jahren geborene Hugo Grotius lehrt, der Begründer des neuern von der Kirche unabhänglichen Staatsrechts — Löwen, der Sitz eines finstern, unduldsamen Katholicismus — es kann keinen schärferen Contrast geben.

Doch seien wir auch gerecht. Es war damals noch nicht die Zeit, so klar in das Wesen der Reformation zu blicken, wie heute. Man sah eine ungeheure Bewegung Staaten umwerfen und Kriege entzünden. Alles kam in's Schwanken, Festes war noch nicht genommen. Wilde Volksaufstände, Thomas Münzer's und der Anabaptisten, die die Sache der Reformation entstellten, boten Anlaß genug, gegen die große Neuerung einzunehmen. So war das Haften am Alten wohl noch verträglich mit einem sonst edleren Gemüth. „Wir dürfen nicht glauben," sagt David Hume irgendwo, „daß, weil die Protestanten jetzt so brave Unterthanen sind, wie die Glieder anderer Staats-Genossenschaften, die Voreingenommenheit gegen sie zur ersten Zeit ihres Auftretens so ohne alle und jede Berechtigung war." Diese Erwägung wird uns auch gegen Vernulz gerechter stimmen, wenn wir ihn im einseitigen Widerwillen gegen den Protestantismus befangen sehen. Auch Jacob Balde frohlockt in seinem „Agathyrsus" über Wallenstein's Ende.

So interessant nun auch der Vergleich des Hein-

rich VIII. von Vernulz mit dem gleichnamigen Stücke seines Zeitgenossen Shakespeare wäre — in der ganzen Reihe von Vernulz' Dramen interessiren uns begreiflicherweise vor Allem jene, bei welchen eine Vergleichung mit den Schiller'schen nahe liegt. Sehen wir uns zuerst seine Johanna d'Arc an. Der erste Act beginnt in Chinon. Karl VII. hat alles Land bis zur Loire verloren. Orleans ist bedrängt und hat die Aufforderung zur Uebergabe erhalten. Eine Unglücksbotschaft folgt der andern.

Der Bischof von Orleans ist herbeigeeilt, er schildert die Hungersnoth der Belagerten und wie die Stadt kaum noch zu halten sei. Karl meint: die Belagerten mögen durchbrechen und sich Lebensmittel holen; der Bischof erwidert, die Bevölkerung habe die Kraft dazu bereits verloren. Die Noth des Reiches ist auf's Höchste gestiegen, ein Chor französischer Jungfrauen fleht zu Gott um Hilfe.

Nun wechselt die Scene in eine ländliche Gegend, Johanna erscheint, sie spricht:*)

Wohin mich Gottes Ruf, wohin der Himmel
Mich gehen heißet, geh ich meine Bahn.
Von kriegerischem Muthe glüht die Brust.
Lieb waren mir bis heut' die Thäler, lieb
Die Berge, wo ich ging, und kleine Heerden

Joanna.

*) Quo me Tonantis jussa, quo coelum vocat, venio puella pulsat hoc pectus Polus et intus ardet martiae mentis vigor. Placuere valles hactenus, placuit juga superare cursu montium, et parvos greges inter susurros amnium et rupes cavas ductare fuste. Vos oves quondam meae, et vos capellae, vos mihi noti greges et qui sonante fluitis ad numeros aquâ valete fontes! Hactenus volucrum mihi placuere cantus, nunc tubae et litui placent,

Trieb ich mit meinem Stab den Strom entlang,
Vorbei an wilder Schlucht. Ihr, meine Lämmer,
Ihr Zicklein und ihr wohlbekannten Heerden,
Und ihr, die ihr so wild melodisch rauscht,
Lebt wohl, ihr Quellen! Mir gefiel bis heut'
Der Vögel Sang, jetzt gilt mir nur der Zinken,
Trompeten, Trommeln und des Erzes Klang!
Die Matte tausch ich mit dem Feld, den Wald
Mit Pfeil und Wurfspieß. Meiner Rechten ziemt
Nicht mehr der Rocken und der Wolle Wägung,
Der Speer bewaffnet sie und um den Leib
Gürt ich das Schwert. Hin geh' ich, wo mich rufen
Himmelsorakel. Stahl bedeckt das Haar,
Die Brust der Panzer. Unter wilden Kriegern
Soll fürderhin ich leben. Gieb mir, Herr,
Zu solchen Waffen auch den Geist! Dein Feuer
Durchflamme mich! Schon fühl' ich Heldenstärke,
Es wächst die Kraft, der Brust entschwand die Furcht,
Die gegenstandlos oft das Mädchen ängstet.

Dies ist die Kraft des neuen Geist's, so regst
Du Dich in mir, o Herr, der Schwache oft.
Erhebest wunderbar! Frankreich, theure Erde,

et tympanorum, et aeris horrendi sonus. Pro valle campus, proque sylvarum comis vibrata placeant spicula, et subito volant ab igne glandes. Non decet nostras colus ignava dextras, pensa lanarum haud decent; armabit hasta dexteram, et nostrum latus jam cinget ensis. Ibimus, quo nos vocant oracla coeli; galea succinget comas, lorica pectus, milites inter feroces ducenda vita. Tu mihi hunc animum Tonans ad arma donas, et meas ignis fibras tuus perurit. Sentio Herois vigor impellit istas pectoris nostri fores, additque robur, cedit ex animo timor, qui saepe nullâ virgines causâ quatit. Vis ista mentis est novae, sic me movet qui saepe magno robore imbelles Tonans attollit animos. Francia, ô Tellus, tibi in hoc vocamur, feminae unius manus te vindicabit, pristinum reddet decus sceptrumque Regi. Ne meos annos tamen, ne temne sexum; bella conficiam tua Anglusque palmam porriget victus mihi.

Für Dich gerufen werd' ich. Frauenhand
Befreit Dich, giebt zurück Dir alten Glanz,
Dem Könige den Scepter. Meine Jahre nicht,
Nicht mein Geschlecht verachte. Deinen Krieg,
Ich führe ihn und dem besiegten England
Raub ich die Siegespalme, — — —

Die Scene wechselt. Ein Geistlicher kommt vor dem noch immer in Chinon weilenden König und meldet, daß eine vom Geiste getriebene Jungfrau sich für auserkoren hält, die Monarchie zu retten. Johanna tritt ein. Bourbon will sie täuschen, indem er sie an den Herzog von Anjou weist, der den Platz des Königs eingenommen.

„Nun Mädchen, grüße mir zuerst den König
Wie sich's geziemt!

Johanna.

Wen ich als König kenn' und schaue,
Den ehre ich! Herr, dieser ist der König!*)

und sie bezeichnet ihn aus den Reihen der Höflinge heraus. Nun wird sie den königlichen Räthen vorgestellt. Die

*) Bei Shakespeare:
Reigner, nimm du als Dauphin meinen Platz
Befrag sie stolz, laß streng die Blicke sein
So spähn wir aus, was sie für Kunst besitzt.
(er tritt zurück.)
(Die Pucelle kommt.)
Reigner.
Bist du's, die Wunder thun will, schönes Mädchen?
Pucelle.
Reigner, du bists, der mich zu täuschen denkt?
Wo ist der Dauphin? Komm hervor von hinten,
Ich kenne dich, wiewohl ich nie dich sah.
Bei Schiller:
Nehmt meinen Platz ein, Dunois
Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen.
Ist sie begeistert und von Gott gesandt,
Wird sie den König zu entdecken wissen u. s. w.

Theologen Marcellus und Bernardo — beiläufig, seltsame Coincidenz mit den Namen in „Hamlet“ — prüfen sie und werden von ihrer Sendung überzeugt. Johanna will den König zur Krönung nach Rheims führen, sie verlangt das Schwert, welches in der Kirche von Fierbois liegen soll, und die Oriflamme.

Der dritte Act führt uns in's englische Lager und zeigt die Heerführer Talbot, Suffolk und Glacidas in ihrem schrankenlosen Uebermuthe. Da überbringt ein Herold die Aufforderung der Jungfrau an die Engländer, Frankreich zu räumen. Solches erscheint als Wahnwitz, als Antwort darauf sollen die Sturmleitern an die Wälle von Orleans gelegt werden, der Herold wird in Ketten geschlagen.

Indeß erscheint die Jungfrau vor den Mauern, Kampfscenen werden drastisch gemalt, vor dem Schreckbild und dem Gorgonenblick der Jungfrau weichen die Heldenmüthigsten und Erprobtesten.

Glacidas.

Steht Krieger! Weicht nicht! O der Schmach! Ein Weib —
Ein einzeln Weib erschüttert Eure Reih'n,
Lähmt Eurer Waffen Kraft und bricht sich Bahn
Ueber gehäuften Mord —

Suffolk (herbeikommend).

Was gibt's, ihr Briten?
Wo ist das Mädchen?

Glacidas.

Jäher als der Blitz
Herabfährt, brach sie mitten in die Stadt,
Die sich ihr Schwert erschloß. Die Reihen warf sie
Und wandelt' einen Weg von Blut und Leichen!

Suffolk.
Schwachmüthig feiges Volk, du hältst nicht Stand?
Ein Mädchen ist's nur! Soll ein einzeln Mädchen
Den Ruhm dir rauben, uns're Banner höhnen,
Das Lager stürmen, niederwerfen, fällen!*)

Ein englischer Soldat, waffenlos herbeigeeilt, schildert schön und beredt den erhabenen Schrecken ihrer Erscheinung:

Der Schreck riß ein — daß fortan wie gelähmt
Die Faust das Erz hielt. Schneller schießt kein Falk
Von seinem Forste. Hundertfält'ger Tod
Ging aus von ihr, so über Leichen schritt sie,
Das Leben mähend rechts und links, wohin
Sie Augen wandt' und Hand! Ja Roß und Mann
Wie schaudernd, recht, als habe sie den Blitz,
Den Donnerkeil des Himmlischen zu eigen.
Auf den sie blickte, der sank hin, getödtet
Von ihrem Lichte, glühende Flamme ging
Von ihrem Munde und mit ihrem Anhauch

---

*) Glacidas.
Resiste miles! Vaeh pudor! castris tuis
Insultat una foemina et per funera
Calcata pergit per neces et per tua
Perrumpit arma
Suffolk.
Quid est, Angli, quid est?
Ubi est puella?
Glacidas.
Fulmine injecto acior
Irruit in urbem via media castrorum
Aperta ferro est. Subruit valla omnia
Latique fuso sauguine infecit viam.
Suffolk.
Effeminate miles, o vecors manus
Una est Puella! Vaeh pudor, tantum hinc decus
Una Puella referrat? Insultet meis
Puella castris, transeat, sternat, necet?

Wand't sie das Schwert! Pest, Löwin, Furie ist sie —
Und unser Untergang!

So, in abergläubischer Furcht sind die Engländer zurückgewichen, ihre Feldherrn wollen abwarten, bis sich der panische Schrecken gelegt. Sie räumen nach widerholten Niederlagen Orleans, da es nicht thunlich scheint, mit einem entmuthigten Heere den siegreichen Truppen gegenüberzustehen. Bisher hatte sich der schlaffe, mattherzige Karl dem Kriege ferngehalten, nun kömmt er in's Lager, läßt sich nach Rheims führen, wo er mit dem heiligen Oel, das eine Taube dem König vom Himmel gebracht, gesalbt wird. Die Jungfrau, ganz in Eisen, steht an seiner Seite.

Johanna hatte die Absicht, sich jetzt, nach erfüllter Sendung, zurückzuziehen, dennoch ist sie geblieben. Sie hatte Unrecht. Die französischen Heerführer, neidisch geworden, weil das Land ihr allein den Sieg zuschreibt, haben sie auf den gefährdetsten Punkt gestellt — sie fällt bei einem Ausfall in die Hände des Feindes. Diese sollten sie als Kriegsgefangene behandeln, aber Bedfort hat ihr Rache geschworen, sein Werkzeug, der Bischof von Bauvais, macht ihr den Proceß als Zauberin. Vor Gericht wird selbst ihre Jungfräulichkeit bestritten.

— — Ein Weib, das zieht in's Feld,*)
Ist schwerlich keusch! Nur Venus geht mit Mars!

Johanna.

Keusch bleibt das Mädchen, eingedenk der Pflicht,
Und eingedenk des Ruhms!

---

*) Quae potest bellum sequi
raro est pudica, Martis est comes Venus.

Zweiter Richter.
Doch eine Hexe
Nennt dich der Leumund und die Höll' erkennt
Dein Werk als ihres!

Johanna.
Dieses lügt der Neid!
Das Volk glaubt's nicht!

Erster Richter.
So mächtig Werk gelingt
Nicht Menschenkraft! dir dient die Höllenschaar,
Lenkt Deinen Rath, und giebt der Faust die Kraft!

Johanna.
Spricht das ein Priester? Waffnen kann der Himmel
Auch eine schwache Hand. Mir ward nicht mehr
Als Anderen zuvor!

Die Richter wollen ihre edle und zurückhaltende Vertheidigung nicht gelten lassen, es wird ihr angekündigt, daß sie den Feuertod werde erleiden müssen.

Joanna.
Semper pudica est, quae sui voti memor
Memorque laudis viget.

Judex.
At veneficam
Te fama dicit et tuum Stygii arguunt
Manes laborem.

Joanna.
Finget hoc livor scelus
Non fama vulgi.

Judex.
Gerere res tanta nequit
Humana virtus, stygia te juvit cohors
Concilia rexit, destrae robur dedit.

Joanna.
Dextrem imbellem potest
Armare coelum, fecit aliis et mihi.

Der Scheiterhaufen wartet deiner schon —
Ertrag dein Los!

Johanna.

Führ' aus, was dir geboten!
Mein König Karl, leb' wohl' lebt wohl, ihr Fürsten,
Ihr, unlängst meine Krieger, Welt, leb' wohl!

Sie hat ihren Feinden vergeben. Schergen führen sie fort. Ein Schlußchor beklagt ihren Fall und verspricht ihrem Namen ewigen Ruhm.

Von Seite der Dramatiker hat die Gestalt der Johanna d'Arc die verschiedensten Auffassungen erfahren. Zwei Auffassungen stehen sich diametral gegenüber, man kann sie die katholische und protestantische nennen.

Vernulz ist der schärfste Ausdruck der ersten, Shakespeare der letzteren, noch mehr als Voltaire. Bei Shakespeare ist Johanna eine Zauberin, mit bösen Geistern im Bunde. In einer crassen Scene mit ihrem Vater offenbart sie ein verhärtetes und verworfenes Gemüth. Ihre Tugend ist Lüge, wie ihre Jungfräulichkeit, sie ist eine Metze. Eine solche Auffassung dieser merkwürdigen geschichtlichen Erscheinung scheint auf den ersten Blick Shakespeare's unwürdig, wiewohl er auf diesem Wege zu einer im hohen Grade wirksamen Figur gelangt. Auch als Engländer und als Sohn seiner Zeit hätte er sich nicht auf diesen Standpunkt stellen dürfen, so lautet die allgemeine Ansicht, worauf zu entgegnen ist, daß die englischen Quellen alles bei Shakespeare gegen die Jungfrau Vorgebrachte angeben, und daß für den Dichter keine Veranlassung da war, gegen urkundlich und protokollarisch Beglaubigtes aufzutreten.

Seitdem haben beide Auffassungen einer dritten Platz gemacht. Schiller's dichterischer Instinct hat sich gerade darin groß gezeigt, daß er das Wunderbare in der Erscheinung der Jungfrau gegenständlich erfaßte und es zugleich psychologisch dem modernen Bewußtsein nahe brachte.

Wenn wir nun auf des Vernulz Wallenstein übergehen, so finden wir ein Drama von ebenso einfachem Bau als sicherer und kräftiger Führung. Die Handlung beginnt 1632 zu Pilsen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig ist das Commando wieder an den Friedländer übergegangen, er soll als Generalissimus der kaiserlichen Armee Böhmen zurückerobern. Er hat in der That die Sachsen zurückgeworfen, bei Lützen gesiegt und befindet sich nun im Winterquartier. Da wird ihm vom Kaiser, dessen Verdacht wachgerufen, der Befehl, seine Armee aufzulösen. Sechstausend Mann sollen nach den Niederlanden, ein Theil nach Passau, ein dritter nach Oesterreich gelegt werden. Wallenstein ist unschlüssig, sein Ablatus Lalgus (?) treibt ihn vorwärts, Seni (hier Senex genannt) warnt.

Friedland.

Unruhvoll ist mein Geist, der Schrecken schüttelt
Das Mark der Knochen, kalt schießt da und dorthin
Das Blut der Adern. Allerlei Gebild'
Des Wahns erfüllt mich. Ohne Sicherheit
Sind Aug' und Füße. Böser Ahnung voll
Ist diese Angst. Viel Ueberwindung kostet's,
Der Brust die sich're Ruhe aufzudrängen,
Daß rückwärts der Entschluß nicht geht und sich
Der Wille wendet. Sternenlenker, sieh
Das Toben dieser aufgeregten Brust,
Den Sturm im Geiste und die leere Furcht.

Kehr ich wohl um? Nein, nein es geht nicht mehr,
Des untergehn'den Vaterlandes Regung
Und meine eig'ne Stärke treibt mich weiter —
Es ist mir nicht vergönnt.

Seni.

Vergönnt ist's stets
Zu weichen, wenn die Sünde vor uns steht.

Friedland.

Brüt' ich ob einer ungewohnten That,
So ists kein Wunder, daß die Brust erbangt,
Das ist das Weh, Nothwendiges zu thun.
Nicht anders kehrt der Friede wieder, wenn
Habsburg regiert, wird unſ'res Vaterland's
Wunde nie heilen. Erlaubt ist es, durch das,
Was man Verbrechen nennt, das Vaterland
Zu retten, die gemeine Wohlfahrt, sie
Rechtfertigt es. Das kann nicht Unrecht sein,
Was wieder Ruhe heimbringt in das Land.
Was wäre meine Schuld? Den Kaiser will ich
Gebändigt. Nicht bei einem Herrscherhaus verbleibt
Der Scepter.

Seni.

Herr, durch Unrecht geht kein Weg
Zum Wohl des Vaterlandes, und kein Volkswohl
Entschuldigt ein Verbrechen. Unrecht bleibt des Herrschers
Demüthigung.

Friedland.

Welch' neuer Schmerz befällt
Mein stark Gemüth und welche Furcht die Brust?
Es ängstet sich der Geist mit Truggebilden
Und weicht erschreckt zurück.

Seni.

Von solcher Furcht

Ist nimmer frei die schuldbewußte Brust!
Sich selber geißelt ein erschreckt Gewissen.

Friedland.

Es ist gethan, ich kann nicht mehr zurück,
Es liegt der Würfel. Auf der Hoheit Gipfel
Ruft mich das Schicksal und des Landes Hilfruf.
Von mir spricht einst der Erdkreis.

Im zweiten Acte treten die Offiziere zusammen, um Wallenstein von der beabsichtigten Niederlegung des Commando's abzuhalten. Sie schwören, für den Feldherrn den letzten Blutstropfen vergießen zu wollen. Terzki, Kinsky, Illo, Neumann kommen darin überein, daß Wallenstein König von Böhmen werden muß, Bernhard von Weimar tritt in die geheime Verbindung.

Piccolomini soll herbeigezogen werden. Er kömmt an, durchschaut das Complot. Geahnt hat er es bereits. Er hat dem Kaiser gegenüber geäußert, daß die in der Nähe Wiens stationirten Truppen ihn in der Hofburg gefangen zu nehmen beabsichtigen. Daraufhin hat Ferdinand den Piccolomini mit der Vollmacht, Wallenstein zu verhaften, abgeschickt.

Im vierten Act bemüht sich Wallenstein, Piccolomini zu sich herüberzuziehen. Er mahnt ihn an alte Freundschaft, verspricht ihm große Vortheile, mischt Verstellung mit freundlicher Ueberredung. Schließlich begeht er den Fehler, den zu entlassen, den er am meisten zu fürchten hat. Denn schon hat der Kaiser Prag besetzt, das Wallenstein verschlossen ist, dieser wird als Rebell erklärt.

Nun geht die Scene nach Eger über. Buttler hat Gordon und Leslie nebst vier andern Schotten zu sich be-

schieden, sie berathen, wie die Absetzung Wallenstein's bewirkt werden soll. Sie kommen überein, daß es nur durch Ueberfall und List geschehen könne. Illo, Terzky, Kinsky, Neumann, die Wallenstein'schen Generale, werden in's Schloß geladen, wo man sich ihrer beim Gastmal entledigen wird. Die Verschworenen brechen ein, die vier Wallenstein'schen Generale fallen. Nachdem man die Gliedmaßen abgehauen, zielt man nach dem Haupte: die Verschworenen dringen in des Friedländers Gemach, wo die Katastrophe stattfindet.

So spiegelt sich der Vorgang im Kopfe eines königlich spanischen Hofhistoriographen jener Zeit ab. Damit ihm Gerechtigkeit werde, muß man hinzusetzen, daß Wallenstein nirgendwo gemeine Characterzüge beigelegt sind, sondern daß er vielmehr in's Große gezeichnet ist, mit dem Adel eines finstern und abtrünnigen Geistes, gegen den die Umgebung kläglich absticht.

Wie in allen Stücken jener Zeit wird auch in diesem nach jedesmaligem Fallen des Vorhangs ein „Reyen" allegorischer Figuren vorgeführt.

Kaum sind Buttler, Geraldine, Macdonald mit ihren blutigen Händen hinausgegangen, als zum Epilog zwei Gestalten auf die Bühne treten.

Der Genius Oesterreichs.

Du deutsche Erde, so erbarmte sich
Der Himmel deiner Schmerzen! der so hoch
Gehoben worden, liegt in seinem Blut
Ein stummer Leichnam und im Staube liegt
Der Reiche theilte und als Beute sich
Haus Oesterreich auserseh'n.

Friedland, Friedland, wo liegst du nun!

Germania.

Dies ist des Himmels Gunst! Ich athme wieder,
Der grause Schreck verläßt meine Eingeweide,
Der Kaiser und sein Haus ist meine Hoffnung.
Erniedrigt hat der Herr, der sein vergessen,
In blinder Hoffart aufzustreben wagte.
Friedland, Friedland, wo liegst Du nun?

Der Genius Oesterreichs.

Bedaur' ihn nicht! Sein Tod hat keine Thräne!
Nun, deutsche Erde, nimm auf sanftre Sitten,
Dich prüfen wollt' der Herr, nicht unterdrücken!
Ruinen seh ich, doch der Himmel birgt noch
Dir besseres Geschicke. Triumphire
Ferdinand, du darfst es schon!

So diese einfachen Dramen, welche, in der Form an römische Vorbilder sich anlehnend, doch ganz aus den Anschauungen und aus dem Pathos ihrer Zeit heraus gedichtet sind. Ihren Grundzug bildet ein ergreifender, oft feierlicher Ernst. Alles ist streng und maßvoll gehalten, reich mit Sentenzen ausgeschmückt, Vernulz ist ein — sehr gemilderter Seneca. Der Dichter fühlt sich als Aliirter seiner Kirche — doch in einem ganz andern und höheren Sinne als dieses bei einem jetzt dichtenden katholischen Priester der Fall wäre.

Ob wohl Schiller die Trauerspiele des Vernulz gekannt? Ich sollte denken, daß darüber kein Zweifel sein könne. Wir werden beim Abschied der Jungfrau allzu sehr an das valete fontes erinnert, von andern Zügen nicht zu reden, die dem schillerkundigen Leser nicht entgangen sein werden. Das Verhältniß beider zu einander ist aber

wie das eines Zeichners, der den Kernpunkt einer Situation mit wenigen Linien hinwirft und eines Malers, der dieselbe Idee in einem farben- und figurenreichen Bilde versinnlicht. Wo der Eine eine dürftige Hütte hingesetzt, hat der Andere ein Haus hingebaut. Am einfachen Spalier aus Holzstäben, das der Eine aufgerichtet, hat der Andere Reben hinaufgezogen und die feurigsten Trauben wachsen lassen. Der Eine ist der Seefahrer, der im Vorbeieilen eine Küste sieht und auf seiner Karte verzeichnet, der Andere ein Eroberer, der dort eine Stadt gründet. Und doch sollten wir, wenn wir gerecht sein wollen, bei allem Lobpreis des Spätergekommenen auch jenes verschollenen Pfadfinders gedenken.

Zu Shakespeare's Lebensgang.

Unter den Ansichten, denen ich in den meisten Werken der Shakespeareliteratur bis auf deren neueste Erscheinungen hinab immer wieder begegne, ohne mich je mit ihnen befreunden zu können, gehört auch die, daß die universale Individualität des großen britischen Dichters unendlich schwer definirbar sei. Es verschwände in ihm die Persönlichkeit, das Individuum, ganz vor dem Poeten und es sei der Rückschluß von den seinen Personen in den Mund gelegten Ansichten, Gefühlen, Sentenzen auf seine eigenen und den Dichter selbst überaus schwer, wo nicht unmöglich. Ueber seine Persönlichkeit und seine Entwickelung gäben seine Werke so gut wie keinen Aufschluß, der Künstler habe sich ganz hinter der Leinwand, die er gemalt, zurückgezogen.

Mir, der ich unbefangen nur immer die Werke selbst auf mich wirken ließ und die Commentare zu denselben nur ganz nebenher zu Rathe zog, ohne mich von denselben beeinflussen zu lassen, hat das von jeher ganz anders geschienen. War es Täuschung? Ich sah das Individuum Shakespeare immer klar und deutlich vor mir. Ich glaubte mir nach den Werken zu jeder Periode ein Bild von

ihm selbst machen zu können. Sie zeigten mir in ihrer Reihenfolge das Heranwachsen und die Ausbildung seines Genius, dessen gewaltsame Anspannung, schließlich dessen Ermattung, sie waren mir ein Spiegelbild seiner jedesmaligen Stimmung. Ebenso blieb ich der Ueberzeugung, daß er nicht anders als alle anderen Dichter unter den Personen, die er vorführt, die Personen seines Umgangs und mitunter sich selber zeige. Und da stieß ich auf keine Widersprüche, ich sah nur Metamorphosen. Freilich war ich gewohnt, von jeher die Chronologie der Stücke in's Auge zu fassen und trennte die Werke nie von der Zeit, wie von dem Lebensalter, in welchem sie entstanden waren.

Ein solches Vorgehen, meine ich, sollte selbstverständlich erscheinen. Ohne Zugrundlegung der Zeitepoche des Entstehens, ohne Schätzung der Veränderungen, welche das Object durch die Jahre erfährt, kann man nicht einmal ein Mineral, eine Gebirgsformation gehörig beurtheilen, geschweige denn einen Menschen. Dessenungeachtet sehe ich diese Chronologie bei Shakespeares Werken kaum beachtet. Das Publikum liest sie in der geradezu geist- und sinnlosen Folge, wie sie in den Buchausgaben stehen und sogar die Kritik nimmt im Allgemeinen wenig Rücksicht auf die Zeitfolge der Werke. Sie classificirt die Stücke in Rubriken als Lustspiele aus der Mährchen- und der realen Welt, als Historien, Römer-Dramen, Trauerspiele und zieht das Jahr ihrer Entstehung kaum in Betracht. Ist es da ein Wunder, daß sie sich dann über die Individualität des Dichters so sehr wundert?

Welcher Dichter wäre das wohl, der in seinen Wer-

ken nicht selbst zu finden wäre? Er hat in letzter Instanz doch nur sich selbst und seine Stimmungen gegeben. Durch sein Gemüth hat alles passiren müssen. Wie immer auch seine Figurenwelt sei, die Luftfarbe und die Beleuchtung seiner inneren Welt wird stets an derselben erkennbar sein. Was ihn eben besonders bewegt, wird er immer zeitweise durch besonders hervortretende Gestalten errathen lassen. Und endlich wird es ihn immer, wie den Schöpfer in der Bibel gelüsten, ein Bild zu machen, das ihm gleich sei und in dem er sich wiedererkennt.

Man wird mir einwerfen, daß den Dichter, vornehmlich aber den dramatischen, kein subjectives Band an seine Gestalten knüpft, und als das naheliegendste bemerken, daß er seine Poesie oft commandire, so zwar, daß er nicht selten in Zeiten der Traurigkeit lustige Scenen componire. Es mag dies zuweilen vorgekommen sein, oft gewiß nicht. Die Werke bleiben treue Spiegel des Gemüths und dessen, was darin vorgeht. Hat sich der Schmerzbedrückte zur Lustigkeit gezwungen, so wird der Schmerz mitten durch die Posse sein Gesicht sehen lassen — man denke an Raimund. So lange die Gestalten Schlehweins, Holzapfels, Falstaffs, Bardolphs, Schaals Shakespeare anregen und beschäftigen, hat er gewiß im allgemeinen und als Mensch Gefallen an der großen außerbühnlichen Narrenwelt. Wenn sich in seinen späteren Stücken dergleichen Figuren nicht mehr finden, so heißt das: er hat sich von ihnen abgekehrt. So lange Mozart Melodien erfindet, wie in cosi fan tutte oder Don Juan, kann man gewiß sein, daß er an Frauenschönheit und lustigem Leben Gefallen hat, wenn

er dagegen die Bestellung eines Requiems annimmt, so kann man versichert sein, daß ihn bereits im Stillen Todesgedanken beschäftigen. So werden wir auch bei Shakespeare von seinen Werken immer auf ihn zurückschließen dürfen, wir müssen aber, wenn uns sein Wesen aus den Widersprüchen heraus klar werden soll, stets an der Hand der Chronologie gehen.

So werden wir uns die Lücken in seiner kaum im Umriß vorhandenen Lebensgeschichte ergänzen können.

Zum Glück ist die chronologische Folge der Shakespeare'schen Stücke im Großen und Ganzen nicht mehr unsicher. Wenngleich wir begreiflicherweise bei den einzelnen Stücken das Jahr des Entstehens nicht kennen, das wissen wir beinahe von jedem: wann es schon da war. Die Forschung hat allenthalben die ersten Erwähnungen nachgewiesen, sei's in theatralischen Registern, sei's in Büchern der Zeitgenossen; auch in den Stücken selbst aufgefundene Anspielungen auf Tagesereignisse orientiren uns zuweilen mit völliger Sicherheit. So ausgerüstet versuchen wir es ein Bild vom Lebensgange des Dichters wenigstens in den äußersten Umrissen zu entwerfen und wollen sehen, ob uns dies gelingt.

Es muß ums Jahr 1586 gewesen sein, als Shakespeare in London ankam. Zweiundzwanzig Jahre alt, Gatte einer um sieben Jahre älteren Frau, die ihm unlängst Zwillinge geboren, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Mittel, seine Familie zu erhalten, entfernt er sich vom Hause und tritt in Beziehung zum Theater von Blackfriars. Seine ersten Werke sind eben Jugendversuche. Da ist „Titus Andronikus," ein tragisches Monstrum, naiv barbarisch,

eine wilde Folge von Blut- und Greuelscenen, dann „Pericles, Fürst von Tyrus," ein abenteuerliches, in veralteter Form gehaltenes Product, theilweise hochgenial, theilweise scheußlich. Die Schwäche der Motivirung, die Ueberspannung und Uebertreibung einerseits, die fortreißende Kraft und tiefe Naturwahrheit anderseits kennzeichnen in beiden Werken den rohen aber genialen Anfänger. Nun kommt „Heinrich VI.," vermuthlich mehr Bearbeitung als Originaldichtung.*) Auch in diesem dreitheiligen Drama läßt sich der junge Dichter nicht verkennen, der auf der Bühne noch nicht ganz zu Hause ist. Die Unruhe in der Handlung, das Vorherrschen von Detail anekdotischer Gattung in breiter, umständlicher Darlegung, während andererseits die wichtigsten Actionen kurz abgefertigt werden, bekunden den Autor, der seinen Stoff noch nicht souverän beherrschen gelernt hat.

Dann und wann sind unnöthigerweise lateinische Brocken eingestreut, als wolle der junge Mensch mit seiner Schulgelehrsamkeit prunken. Doch sind diese drei Stücke keineswegs, wie Manche behauptet haben, dramatisirte Chroniken. Wohl erfindet der Dichter keine thatsächlichen Verwickelungen, er schaltet aber frei mit seiner Vorlage, erweitert, verkürzt, wie er es für seine Zwecke dienlich findet und bringt jede einzelne Figur zur individuellen poetischen Entfaltung. Eine tiefere, subjective Betheiligung

*) Die ersten Ausgaben von Heinrich VI. 2. und 3. Theil sind vom Jahre 1594 und 1595, doch da Greene im „Groschenwerth Witz" (1592) bereits auf eine Zeile aus Heinrich VI. 3. Theil anspielt, müssen sie früher geschrieben sein.

des Dichters an seinen Gestalten ist noch nicht zu finden.

Nun wird ein unerwarteter Sprung in die heitere Gattung gemacht. Es kommen Stücke von fast entgegengesetztem dramatischem Charakter, als wolle der Autor sein Talent auf einem andern Felde versuchen. Er dichtet Mantel- und Degenstücke, in welchen das Tolle und Burleske neben dem Hofmäßigen und Ritterlichen Platz findet.*) In einem dritten Stücke, der Comödie der Irrungen**) ahmt er den Plautus nach. Die Verwickelung hat den denkbar abenteuerlichsten Charakter, es scheint dem Autor fast nur darum zu thun, Lachen zu erregen. Alle drei Dichtungen machen noch den Eindruck von Erstlingsarbeiten.

---

*) Die „beiden Edelleute von Verona." (Um 1590.) „Verlorene Liebesmüh'," vielleicht noch früher. Der Nachweis ist scharfsinnig: es wird im Stücke eines berühmten Kunstpferdes, als allgemein bekannt, Erwähnung gethan. Es bezieht sich dies auf ein Marocco genanntes Pferdchen, das ein gewisser Banks sehen ließ. Es beantwortete vorgelegte Fragen durch ein Nicken des Kopfes. Der Komiker, der es zeigte, wurde in Rom der Hexerei angeklagt und mitsammt seinem Pferde verbrannt. Das geschah 1588. Das Pferdchen konnte nicht allzulange im Gedächtniß der Leute geblieben sein, später wäre die Anspielung nicht mehr verstanden worden. Auch daß die Handlung nach Navarra verlegt ist, deutet auf 1589. Die Engländer interessirten sich damals sehr viel für Heinrich IV., der das Erbrecht auf Navarra 1589 erlangte.

**) Daß dies Stück um 1591 gegeben wurde, ist so nachzuweisen: Dromio beschreibt ein Frauenzimmer, es sei rund wie der Globus, man könne verschiedene Länder darauf finden. Wo ist Frankreich? wird gefragt. Auf ihrer Stirne, ist die Antwort, kriegerisch gerichtet against her hair. Das Wortspiel war lange unverständlich, man ahnte etwas zwischen hair (Haar) und heir, (Erbe). Endlich kam man auf den Sinn. Frankreich führte nämlich Krieg gegen Heinrich von Navarra, also gegen seinen Erben, und Graf Essex war ihm 1591 zu Hilfe geschickt worden.

Die Charakteristik ist sprunghaft, die Lösung wird leichtfertig über's Knie gebrochen. Reizende Details können uns nicht für die auffälligen Mängel des Ganzen entschädigen.

Abermals schickt der Dichter zwei „Historien" hinaus Richard II. (1593) und Richard III.; der Fortschritt ist ein riesiger: der Dichter ist aus der Periode der Nachahmung und der Abhängigkeit von Mustern zur freien selbstbewußten Meisterschaft vorgedrungen. Um dieselbe Zeit erscheint sein Gedicht Venus und Adonis, ein Jahr darauf die Lucretia, beide dem Earl von Southampton gewidmet. Sein Dichterruhm ist unterdessen eine unbestreitbare Thatsache geworden: kein Lump wie Robert Greene wird ihn noch zu insultiren wagen. Er hat enthusiastische Bewunderer unter den jungen, adligen Besuchern seines Theaters und einen Mäcen in Southampton gefunden. So werden die Vorbereitungen zur Eröffnung des Globus unter Richard Burbadge getroffen.*)

In dieser Zeit wird dem Dichter, dem anmuthigen, geistvollen, beredten, gewiß auch alles Glück und Unglück der Frauenliebe zu Theil. Wenn Biron in der Verlorenen Liebesmüh ein Lob der schwarzen Augen und des schwarzen Haars giebt, das mit dem im 127sten Sonnette genau zusammenfällt, so ist dies wohl ein sicheres Zeichen, daß ihn eben ein brünetter Kobold fesselt. Er steht ja erst im Anfang der dreißiger Jahre, auf dem Höhepunkt der Jugendkraft. Nun sind all seine Dramen von den reichsten

*) Sie findet 1595 statt.

und glanzvollsten lyrischen Blüthen durchwirkt. Im Vollgefühl des Lebens, das durch seine Adern pulsirt, wird „Romeo und Julie“ geschaffen, er legt die schwüle Begier, die tiefe Sehnsucht, alle Schauer des geheimen Liebesbundes, die seine Brust durchziehen, in diese Tragödie nieder.

Seit Eröffnung des Globustheaters, dessen Theilhaber er ist, haben sich seine Vermögensverhältnisse gebessert, ja sie sind glänzend geworden. Er wird bereits von allerlei Leuten mit Berufung auf Stratforder Landsmannschaft um bedeutende Summen angesprochen und kann dabei noch viel Geld auf Grund und Boden in seiner Heimath legen. Seine Thätigkeit muß rastlos sein. Die Arbeit des Dichters geht mit der des Theaterdirectors Hand in Hand. Dabei ist er gesellig und besucht regelmäßig als guter College die Mermaid-Tavern (Seejungferkneipe) zu Southwark an der Themse, in welcher Ben Jonson, Francis Beaumont und John Fletcher Stammgäste sind. Da ficht er Witzgefechte aus mit dem dicken, mürrischen Ben, der sich gern an ihm reibt. Und hier, wo wir auf das gesellige Treiben der Elisabethinischen Dichtergenossenschaft zu sprechen kommen, können wir es uns nicht versagen, einen Commentator zu citiren, der, wie denn überhaupt nur die verwandte Poetennatur, nicht aber der Schulfuchs uns über Dichter und Dichtungswerke etwas sagen kann, uns, wenn er auf Shakespeare zu sprechen kommt, oft auf einer Seite mehr und werthvolleres bietet, als ein zünftiger Shakespearegelehrter in einem ganzen Bande.

„Eine gemüthvolle Anschauung vom Werthe der Schänken und geistreichen Getränke, die sich an der fortlaufenden

Kette von Urgroßvätern bis in das angelsächsische Alterthum verliert, war," sagt Ludwig Speidel, „auch dem Dichter und Schauspieler Shakespeare nicht fremd und nie hätte er den „wilden Schweinskopf" in Eastcheap mit einem so urkräftigen Behagen erfüllen können, wenn er nicht selbst zuvor die eingehendsten Quellenstudien gemacht hätte. Wir dürfen von ihm fast mit Sicherheit vermuthen, daß er in der Schänkstube des hanseatischen Stahlhofes zu London ein oft gesehener Gast war und daß er sich den Rheinwein, der daselbst verzapft wurde, trefflich munden ließ. Es ist ein Fachmann, der aus der Schilderung des Kneipenlebens in Heinrich dem Vierten spricht. Diese Schwänke, Schnurren, Ausgelassenheiten und schlechten Witze sind nicht von einer im reinen Aether schwebenden Dichterphantasie ersonnen, sie sind vielmehr erlebt, ertrunken, erkneipt. Man wird das Bild des Dichters, dem nichts Menschliches fremd war, nicht trüben, wenn man ihn Falstaff und seinen Genossen gegenüber an die Stelle des Prinzen Heinz setzt — nicht als einen trunkenen Thyrsusschwinger, sondern als einen Gott des Weines. Auch er muß die beseeligende Kraft des an der Sonne gekochten Rebensaftes an sich erfahren, auch er muß die Verwandtschaft gekannt haben, die zwischen einer leichten Erhöhung der Geister durch Weingenuß und der dichterischen Begeisterung obwaltet. Ein bacchisches Element lebt in seiner Kunst, durch ein Weinglas hindurch scheint er den Falstaff erblickt zu haben, diese vollendet komische Gestalt, an welcher sich die Jahrhunderte noch nicht satt gelacht haben."

Doch was waren die Gelage in der „Mermaid?"*) Stunden des Spiels, in denen doch der innerste Mensch nicht aufgehen konnte. Wenn wir uns ein so hoch organisirtes Wesen, fast göttlicher Natur denken, wer kann sein Kamerad, sein Vertrauter sein, wen kann er während seines Erdenwallens wirklich zum Freunde haben? Shakespeare hat nun alle Arten und Abarten des menschlichen Geschlechts im Geiste umfaßt, die ungeheure, unabsehbare Stufenleiter von Figuren studirt und analysirt: den Menschen tief im Pfuhle der Selbstsucht und Gemeinheit, den Menschen auf der Sonnenhöhe und jedes einzelne Geschöpf in seiner Eigenart geprüft. Der „Kaufmann von Venedig,"**) „Ende gut alles gut," „Viel Lärmen um Nichts,"***) die beiden Theile „Heinrich des IV."†) und „Heinrich V." sind die Werke dieser Periode. Welche Fülle von Schaffen ist in einem kurz zusammengedrängt!

---

*) Was sahn wir in der Mermaid nicht vollbringen!
Wir hörten Worte dort, so schnell und glänzend
Als hätte Jeder, der sie sprach, im Sinne
Sein Alles, was an Geiste er besaß,
In Einen Scherz zu pfropfen und hiernach
Des Lebens stumpfen Rest als Thor zu leben.
Genug des Witzes ward da aufgebracht
Die Stadt damit drei Tage zu vertheidigen.
Und gingen wir, so ließen wir zurück
So witzerfüllte Luft, daß sie genügte,
Nach uns noch viele Andere zu versorgen.

**) 1598 zuerst von Meres erwähnt.

***) 1599 erster Abdruck.

†) 1560 erster und zweiter Theil (Einzelnabdruck) 1600. Heinrich V. 1600. Siehe die Bezugnahme auf Essex' im Jahre 1599 begonnenen Zug nach Irland.

Shakespeare hatte nun in Falstaff eine Figur geschaffen, welche, so lange es auf dieser Welt Menschen geben wird, welche lesen, diese ergötzen und zum Lachen bringen wird. Vor der Hand aber ließ sich die Sache nicht ganz glatt an, ihm kann seine Schöpfung keine reine Freude gemacht haben. Die Figur, welche einen Theil des Publikums belustigte, rief bei einem anderen Theile Unwillen und Erbitterung hervor. Ein großer — und schließlich ein ehrenhafter und gesinnungsvoller Theil der damaligen Engländer — erblickte in der Gestalt des komischen Ritters Sir John Falstaff eine Carrikatur des Sir John Oldcastle, eines trefflichen Mannes, der unter Heinrich V. sein Wirken für die Lehre Wiclefs mit seinem Leben bezahlt. Man war entrüstet über diese Verunglimpfung. Das Mißfallen muß sich laut gezeigt haben, denn im zweiten Theile Heinrich IV. muß sich Shakespeare zu jenem Widerruf bequemen, den wir im Epilog dieses Stückes finden.*)

„Neulich," spricht da der epilogisirende Schauspieler, „neulich, wie Euch wohl bekannt ist, stand ich hier am Schlusse eines Stückes, das mißfallen hatte, (of a displeasing play), um Nachsicht dafür zu erbitten und versprach Euch ein besseres. Ich wollte Euch mit demselben bezahlt machen. Mißfällt Euch auch dieses, so habt Ihr, meine nachsichtigen Gläubiger den Schaden . . . . Hier stehe ich wieder, wie ich es Euch versprach, und überliefre mich Euch auf Gnade und Ungnade! Und wie Schuldner zu

*) Er ist in den meisten deutschen Uebersetzungen weggelassen.

thun pflegen, mache ich Euch wieder ein Versprechen . . . . Wenn Ihr nicht allzusehr mit fetter Kost (vom dicken Falstaff) überladen seid, so wird Euer ergebener Autor die Geschichte fortsetzen mit Sir John darin und euch mit der schönen Katharina von Frankreich erfreuen, wobei dann, wenn ich recht unterrichtet bin, Falstaff sich zu Tode schwitzen wird, wofern er nicht durch Euer hartes Urtheil bereits umgebracht wird. Oldcastle aber starb als Märtyrer und dieser (Falstaff) ist nicht der Mann.“ (For Oldcastle died a martyr and this is not the man.)

So thut Shakespeare Buße vor dem Publicum, die Lust aber, Falstaff weiter fortzuführen, ist ihm vergangen, er hält sein Versprechen nicht, in Heinrich V. kömmt die Gestalt nicht mehr vor. Erst mehrere Jahre später bringt er ihn und zwar auf speciellen Befehl der Königin Elisabeth, die den dicken Ritter, an welchem sie großes Gefallen gefunden, in Liebeshändel verwickelt sehen wollte. Aber in der Abschwächung, die nur zu klar in den lustigen Weibern von Windsor sich kundgibt, ist die mangelnde oder vielmehr verloren gegangene Freude an seiner Schöpfung zu merken.

In das Jahr 1599 fällt Essex' Streit mit der Königin, welcher Shakespeares Gemüth nicht unberührt gelassen haben kann, da dieser Streit auch den Earl von Southampton in Gefangenschaft und Todesgefahr brachte. Wir sind weit entfernt, ein überschwengliches Freundschaftsverhältniß zwischen Southampton und Shakespeare annehmen zu wollen, aber gleichgiltig kann es dem Dichter nicht gewesen sein, daß sein Gönner dem Schaffot gar so nahe kam.

Der Earl von Southampton hatte durch Essex, dem Wunsche der Königin zuwider, ein Commando über die Cavallerie in Irland erhalten, er wurde nun in Essex' Sturz mithineinverflochten. Monatelang zog sich der Proceß hin. Southampton, um Essex' Leben besorgt, der allerdings noch auf freiem Fuße einherging, entwarf Fluchtpläne und erbot sich, mit seinem Freunde zu fliehen, aber der Stolze erwiderte, er werde nie das Exil wählen, er müsse seine frühere Stellung gewinnen oder untergehen. Nun begannen gefährliche Verschwörungspläne. Essex trat in Beziehung zu den am weitesten gehenden puritanischen Prädikanten und zu dem König der Schotten, den er aufforderte, sein Erbfolgerecht sofort mit den Waffen geltend zu machen. Druryhouse, die Residenz Southamptons, ward der Versammlungsort der Verschwörung. Endlich rief Essex, von den Earls von Rutland und Southampton begleitet, die Bürger zum Aufruhr. Die Unternehmung schlug fehl, die aufständischen Barone wurden verhaftet, Essex zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Auch Southamptons Todesurtheil war unterzeichnet, wurde aber zurückgenommen auf Ansuchen der Minister, als die Sympathien des Volkes nach Essex' Tode drohende Gestalt annahmen. Indeß blieb Southampton im Tower. Erst dritthalb Jahre später nach dem Tode der Königin und dem Regierungsantritt Jakobs (März 1603) erhielt er seine Freiheit und den Besitz seine Güter zurück.*)

*) Eine schöne Epistel „an Henry Wriothesly, Earl von Southampton im Kerker" (mit dem Epigraph: non fert ullum ictum illaesa faelicitas findet sich in Samuel Daniels Gedichten (gesammelt 1623.)

Shakespeare hatte nicht ungestraft die Menschen studirt, somit in Abgründe von Selbstsucht, Verschlagenheit, Verworfenheit geblickt; das Wissen von Allem und Jedem hat ihn traurig gemacht. Er schreibt jetzt den Hamlet.*) Aber liegt ihm in diesem Werke daran, uns den Dänenprinzen der alten Sage zu zeigen? Keineswegs. Er, Shakespeare selbst ist Hamlet, dieser ganz moderne, zartfühlende, irritable Mensch von vorwiegender Nervosität, der melancholisch-herbe, verbitterte Bücherprinz, der Geisterseher, der melancholische Träumer. Der schwermüthige Jacques aus As you like it ist in einer Verwandlung, tiefer gegriffen, wieder erstanden. Und so sind in diesem Stücke wie Otto Ludwig richtig bemerkt, die Monologe das Wesentliche, das Uebrige ist nur lose darum herum gruppirt. Hamlet, der Ueberlegene, spielt mit seiner Umgebung und mit ihm selbst spielt das Schicksal. Der Dichter selbst reflectirt über seine Melancholie, wie er alle Munterkeit eingebüßt, daß ihm nun die Erde, dieser treffliche Bau, nur wie ein kahles Vorgebirge erscheint. Ja, seine subjectivsten Angelegenheiten bringt er zur Sprache, die Unarten der Schauspieler, die leidige Concurrenz des von Ben Jonson protegirten Kindertheaters zu St. Paul u. a. m. und zwar so, daß durch all' diese von der Sache abschweifenden Einlagen ein für jedes feinsichtige Auge störendes Mißverhältniß herbeigeführt wird. Auch brauchen wir uns nicht zu sehr zu wundern, wenn Hamlet, der soeben den Geist seines Vaters

*) Hamlet. Erster Druck (betrügerische, zusammengeflickte Ausgabe) 1604. Zweite Ausgabe, enlarged as almost as much againe as it was, im selben Jahre.

gesehen, vom Lande spricht, aus dem kein Wanderer wiederkehrt: nicht Hamlet, der Däne, Shakespeare selbst hat den Monolog gesprochen.

Die Weltanschauung des Dichters ist nach und nach eine universale geworden, der Horizont über ihm hat sich endlos erweitert, nun umziehen ihn von allen Seiten die Wolken, die bereits in Hamlet vordeutend aufgetaucht. Seine Charakteristik wird eine gewaltsame. Er schafft jetzt das Grandiose — aber dies Grandiose ist düster. Wenn vordem der Dichter außerhalb der Gewitterwolken stand, die er heraufbeschwor, so steht er jetzt mitten in ihnen. Er greift jetzt, so scheint es, die düsterste Fabel am liebsten auf, nur um einen Anlaß zu haben, einer wilden Leidenschaft Ausdruck zu leihen und furchtbare Klagen auszustoßen. Der süße Schwan von Avon, wie man ihn früher mit Recht nannte, ist nicht mehr da, vielmehr durchbraust ein Adler mit dunklen Schwingen, und zwar ein verwundeter Adler, die Luft.*) Nicht mehr der Zauber des hellen Südens, die wilde trübe Oede der schottischen Haide zieht ihn an.**)

Von nun an faßt er, seiner pessimistisch gewordenen Weltauffassung gemäß, den Ausgang meist unproportional zur That auf. Denn:

---

*) Maaß für Maaß, nach den accounts on the Revels of the court kurz vor Ende 1604 aufgeführt, doch die Echtheit der accounts ist fraglich.

**) König Lear, nach den Verlagsregistern unterm 26. Novemb. 1607 mit dem Hinweis auf die erste Aufführung bei Hofe at Christmas last eingetragen.

Dies ist die sünd'ge Welt, wo Böses thun
Oft löblich ist und Gutes thun, zuweilen
Schändliche Thorheit heißt.

Er hat sich losgemacht von der traditionellen poetischen Gerechtigkeit, die eigentlich nur eine criminalistische ist, welche es zwar der List und dem Verbrechen gestattet, die Unschuld durch mehrere Akte fürchterlich zu quälen, aber schließlich mit dem Strafgerichte dreinfährt. Es geht nun in seinen Dramen zu, wie in der Welt selbst, in der der Mensch zumeist durch sein bestes und edelstes Thun unglücklich und für seine Tugend bestraft wird. Die schuldlose Cordelia wird im Gefängnisse erhängt, die schuldlose Desdemona erwürgt, die schuldlose Ophelia ersäuft sich. Macbeth dagegen fällt als Held, die Wunden vorn auf der Stirn.*)

Der Glaube an die „sittliche Weltordnung" mag zusehen, wie er damit fertig wird. Es fehlt der Welt, welche sich zugleich mit dem Gemüth des Dichters verdüstert hat, jetzt wenig mehr zu einem Chaos, wo finstere Gewalten über das Menschenloos würfeln. Der Dichter betont es wiederholt, daß nur ein stoischer Sinn uns da durchhilft, oder es fallen Worte über die Nichtigkeit des Lebens, wie wir sie früher aus seinem Munde nie vernommen.

Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild
Ein armer Comödiant, der springt und knirscht

*) Macbeth vermuthlich 1606, jedenfalls mehrere Jahre nach Jacob's Regierungsantritt. Anspielungen im Stücke weisen auf die Abstammung Jacobs von König Banquo hin, welche zuerst durch ein 1606 erschienenes Werk nachgewiesen worden war.

Sein Stündlein auf der Bühn' und dann nicht mehr
Vernommen wird.

Ins Jahr 1609 fällt der Druck der Sonette. Sie sind das Kreuz der Erklärer; ich habe mir über dieselben die folgende Ansicht gebildet.

Nicht Shakespeare selbst, eine fremde Hand wirft diese 156 kleine Gedichte, in welchen der Dichter seit einer langen Reihe von Jahren seinem persönlichen Seelenleben Ausdruck gegeben, als ungeordnetes Bündel auf den Markt.

Nicht anders, als einen dem Dichter gespielten Streich kann ich mir die Herausgabe denken. Die Blättchen haben sich im Pulte des Dichters angesammelt, sie liegen ungeordnet, ungesichtet durcheinander, er hat ihnen nicht einmal noch Aufschriften gegeben, was doch so nöthig wäre. Sie sind durch die Hände der Freunde gegangen, aber der Verfasser selbst zögert, schiebt die Publication von Jahr zu Jahr hinaus. Und nun kömmt Jemand, der sich Abschriften zu fertigen wußte und läßt das Ganze ohne Wissen und Willen des Dichters erscheinen.

Wer kann es gewesen sein? Darüber sind heute natürlich nur Hypothesen möglich.

To the only begetter of these ensuing sonnets
Mr. W. H.
all happiness
And that eternity promised by our ever living poet
wisheth the

well wishing adventurer in setting forth

T. T.

So lautet die den Gedichten vorangestellte sehr geschraubte Widmung. Das heißt:

„Dem alleinigen Beischaffer dieser Sonette, Herrn W. H. wünscht alles Glück und die von unserm ewiglebenden Dichter verheißene Unsterblichkeit der wohlmeinende, die Herausgabe wagende T. T." — d. i. Thomas Thorpe, der Buchhändler, unter dessen Namen das Büchlein in der „Stationer's Hall" einregistrirt wurde.

Den Beischaffer (denn nichts anders heißt begetter) — heute würde sich der Verleger ausdrücken: den ungenannt bleiben wollenden Freund, dem ich die Mittheilung dieser Blätter verdanke, hat man doch wohl nur in der nächsten Umgebung des Dichters zu suchen, denn ein anderer hätte der Papiere kaum habhaft werden können. Finden wir nun Jemanden, auf welchen diese Initialen passen?

William Hart heißt der Gatte von Shakespeares in Stratford verheiratheten Schwester. Aber er ist Hutmacher. Wie soll ihm oder seinen Erzeugnissen der Dichter Unsterblichkeit verheißen haben?

Wie denn, wenn John Hall, Shakespeares Schwiegersohn, der Gatte seiner Lieblingstochter Susanna, einen Bruder Namens William hätte? Dann hätte mit dem auf die Initialen folgenden Worte all der Buchhändler eine Art Witzspiel geliefert.

Doch dies alles sind beinahe müßige Erwägungen. Thatsache ist und bleibt aber, daß eine fremde Hand

hier im Spiele war. Daß dem Buchhändler bei der Sache nicht recht geheuer gewesen, zeigt wieder das „adventurer in setting forth was man nicht anders als „den die Herausgabe riskirenden Verleger" übersetzen kann.

Shakespeare hätte den Gedichten Ueberschriften gegeben und hätte sie geordnet; der anonyme Herausgeber hat alles durcheinander geworfen und so die ungeheure Confusion erzeugt, welche wohl an hundert Streitschriften zur Erklärung hervorgerufen.

Zusammengehörige Gedichte wurden getrennt. Wenn z. B. zwei Sonette denselben Refrain haben, so ist es Jedem klar, daß sie neben einander stehen sollen, aber Sonett 37 und 96 schließen mit den Versen:

But do not so: I love thou in such sort
At thou being mine, mine is thy good report.

Doch thu es nicht — denn wie du gänzlich mein,
Geliebte bist, soll es Dein Ruf auch sein.

und sind doch durch eine ganze Reihe von einander getrennt.

Viele der Sonette sind Liebesgedichte Shakespeares aus vergangenen Tagen. Er schmäht und zankt mit Rosalinden; einer schönen und vornehmen Dame gegenüber, die ihn mit ihrer Liebe beglückt, beklagt er seinen verfehmten Stand, den Stand des Schauspielers. Ein ganzer Cyclus gehört einem Liederkranze im Styl von „Venus und Adonis" an und war vermuthlich im Sinne der Heroiden Ovids als „Sappho an Phaon" gedacht. Daß diese Sonette für persönliche Stimmungsgedichte Shakespeares an den Grafen Southampton oder William Herbert Earl von

Pembroke gehalten werden konnten, gehört zu den unbegreiflichsten Dingen, hat aber auch — weil der Charakter des Dichters dabei in gar sonderbares Licht kam — seine traurige Seite. Was da an Unsinn geleistet worden ist, ist schier unglaublich! Der geheimnißvolle W. H. auf der Widmungsseite sollte bald William Herbert, bald (mit einer Umkehrung, die den Auslegern nicht schwer fällt,) Henry Wriothesly" (Earl von Southampton), ja sogar „William Himself" („William an sich selbst") bedeuten. Shakespeare sollte einen süßen Jungen auffordern, sich seiner Liebesbrunst zu erbarmen! Wir lassen diese Dinge auf sich beruhen, und entnehmen aus alledem nichts als die Reflexion: worauf kann nicht eine fehlende Aufschrift das mittelmäßige Geschlecht der Ausleger bringen! Aber, wenn auch damals das Buch vor Mißdeutung geschützt war, Shakespeare wird durch diese unautorisirte, von unverständiger und wohl auch indiskreter Hand auf den Markt geworfene Publication unangenehm berührt worden sein.

Um diese Zeit war der süße William von ehedem schon lange nicht mehr da. Der grandiose mächtige „Macbeth" und — in noch höherem Grade „Maaß für Maaß" haben uns bereits eine geradezu erschreckende Verdüsterung des ehedem so freien Dichtergemüths geoffenbart. Und nun blickt aus den aufgehäuften Wolkenlagern ein seltsam unheimliches Gestirn mit wahrhaft saturnischem Lichte, furchtbarer als die Dunkelheit selbst: die Tragödie von Timon dem Menschenfeinde.*) (1610) Wird noch eine Komödie ver-

*) Timon 1810.

sucht, so entsteht eine bittre Satyre, welche jedes Gefühl verletzt: „Troilus und Cressida."*)

Und nun, nach diesem wilden, schrecklichen Toben treten abenteuerliche, befremdliche Gebilde hervor, die sich durch eine eigenthümlich krankhafte Weichheit kennzeichnen, Stücke, welche gleichsam ein letztes strahlendes Aufglühen der Wolkenlager vor Sonnenuntergang sind.**)

Und wie alle Gestalten in diesen Stücken an einer gewissen Morbidezza, einer gleichsam hektisch angehauchten Zartheit, leiden, so sind sie selbst Producte der Zerbröckelung. Zum erstenmale nach langer Zeit hört man wieder ein frommes Wort:

Himmelsmächte schauen
Herunter auf der Menschen Thun.

Diese letzten Dramen, gleichsam aus einer gewaltsamen Willensanstrengung hervorgegangen, eine tiefe, schwere Melancholie mit einem fremden Elemente zu durchbrechen, sind gleichsam ein Trunk der Vergessenheit, den sich der Dichter selbst mischt.

Doch schon steht bei unserem Dichter die Absicht fest, der Bühne Lebewohl zu sagen. Mahnungen, die er heimlich fühlt, sagen ihm, daß seine von jeher zarte Gesundheit durch die Anstrengungen, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt, unterhöhlt sei. Und wie vordem in

---

*) Troilus und Cressida 1809.

**) The Winters Tale, erste Erwähnung 1611 in Dr. Formans Tagebuch. — Cymbeline 1610 oder 1611 S. die Notiz bei Forman.

„Hamlet“ so bringt er wiederum im „Sturm“ sich selbst in sein Gedicht.

Deutsche Forscher haben den Prospero auf König Jakob gedeutet. Ihre Gründe sind folgende: Prospero ist Herr der Insel, Jakob war König der vereinigten Reiche, die zusammen eine Insel bilden. Prospero beschäftigt sich mit Zauberei, Jakob beschäftigt sich mit verborgenen Wissenschaften. Das Fernstliegende fällt einem deutschen Professor immer zuerst ein, also ist Prospero der König Jakob. Wir, an der Hand der Chronologie, sehen es anders an. Der Dichter soll für ein Privattheater, zur Verherrlichung der Verlobungsfeier eines vornehmen Paares, ein Festspiel, ein Gelegenheitsstück schreiben, und Tanz, Spiel und Gesang wird zur Erheiterung mitwirken, vielleicht liefert Inigo Jones die Decorationen. Ich sage ein Festspiel: das Gelegenheitliche des Stücks blickt allenthalben hervor. Das junge Paar, welches dabei zusieht — vielleicht ist es gar dem jungen Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz und der Prinzessin Elisabeth d. h. dem späteren böhmischen Winterkönigspaar zugedacht — findet sein Bild in Miranda und Ferdinand. Es wird an mehreren Orten fast direkt angesprochen:

„Ein schön Begegnen zwei erwählter Herzen!
Der Himmel regne Huld auf das herab,
Was zwischen ihnen aufkeimt!“

Für dies zuschauende Paar ist das Zwischenspiel mit den allegorischen Figuren Iris, Ceres, Juno u. s. w. gedichtet, das in den eigentlichen Rahmen gar nicht hinein=

passen würde und das läppisch wäre, wenn es sich wirklich auf Miranda und Ferdinand bezöge.*)

Dies scheint mir ganz unwiderlegbar. Was den Stoff anbelangt, so läßt sich der Dichter von den Entdeckungsreisen anregen, deren Erzählungen damals das Vergnügen der Zeitgenossen waren. Vor sich hat er etwa die Schilderung von Sir George Sommer's Fahrt zu den Bermudas-Inseln, oder den Auszug von Magelhaen's Reise in Master Robert Eden's „History of travels," in welcher dieser von dem liebenswürdigen und angenehmen Riesen erzählt, den der Portugiese auf einer öden Küste findet und der den großen Teufel, Setebos anruft. Er findet eine passende Geschichte in Tubervile, einem der Autoren, die er gerne zu Rathe zieht.

So viel von der Scenerie und dem Nebenwerk. Sich selbst stellt Shakespeare in Prospero dar, denn er schreibt sein letztes Werk und wird der Bühne Lebewohl sagen. Wie gestaltet er nun den Prospero? Er macht aus ihm einen Sohn der Forschung und der Meditation, in der Einsamkeit lebend, nach Innen schauend; er macht ihn gut, würdevoll, wohlwollend, einen früh ergrauten Träumer, einen Mann der Bücher, einen unanerkannten

---

*) Es gilt aber das Ganze einem Verlobungs- und nicht einem Hochzeitsfest. Iris sagt:

„Wir dachten hier den Sieg davonzutragen
Durch üppigen Zauber über diesen Mann
Und diese Jungfrau, so den Schwur gethan
Nicht zu vollziehn des Bettes heilige Pflichten
Bis Hymens Fackel brennt! Allein mit nichten!
Mars süße Buhle machte sich davon,
Zerbrochen hat die Pfeil' ihr wilder Sohn,
Der Trotzkopf schwört, er will nicht weiter zielen,
Ganz Junge sein und nur mit Spatzen spielen.

Herrscher. Ihm dient Ariel, ein Geist der Luft, sein dichterischer Genius. Auf sein eigenes Werk, dies Festspiel für ein Brautpaar deutend, sagt er zu Ariel:

„Geh', bring hieher
Den Pöbel, über den ich Macht dir leihe,
Laß sie behend sich regen, denn ich muß
Die Augen dieses jungen Paares weiden
Mit Blendwerk meiner Kunst, ich hab's versprochen
Und sie erwarten es von mir."

Also herb, unmuthig geht er daran. Er fühlt wie Prospero sich „kränklich und gereizt." Die sonst so herrliche Welt ist ihm eine Traumwelt, das Leben ein Schattenspiel geworden, er ist so müde, wie vor'm Schlafengehen;

Wie dieses Scheines lock'rer Bau, so werden
Die wolkenhohen Thürme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der große Ball
Und was daran nur Theil hat, untergeh'n.
Und wie dies leere Schaugepräng erblaßt,
Spurlos verschwinden. Wir sind solcher Zeug
Wie der zu Träumen, und dieß kleine Leben
Umspannt ein Schlaf . . .

Wie anders vibriren diese Töne uns in die Seele, wenn wir uns zugleich sagen, dies ist Shakespeare's Abschied! Doch dieser Abschied wird noch deutlicher. Prospero spricht:

Ihr Elfen von den Bergen, Bächen, Hainen,
Und ihr, die ihr am Strand spurlosen Fußes
Den eilenden Neptunus jagt, und flieht,
Wenn er zurückkehrt; ihr' mit deren Hilfe
[Seid ihr gleich schwache Fäntchen] ich am Mittag
Die Sonn umhüllt', aufrührische Wind entboten,
Die grüne See mit der azurnen Wölbung
In lauten Kampf gesetzt — Grüft' auf mein Geheiß
Erweckten ihre Todten, sprangen auf

Und ließen sie heraus, durch meiner Kunst
Gewalt'gen Zwang: Doch dieses grause Zaubern
Schwör ich nun ab und hab ich erst, wie jetzt
Ich's thue, himmlische Musik gefordert,
Zerbrech' ich meinen Stab —
Begrab ihn manche Klafter in die Erde,
Und tiefer als ein Senkblei je geforscht,
Will ich mein Buch ertränken!

Kann etwas noch deutlicher sein? Er schuf mit einem luftigen Nichts. „Schwache Fäntchen“ sind des Dichters Kiel und Griffel. Nun entläßt er die Bilder seiner Traumwelt, er entsagt auf immer dem Geisterbeschwören, fordert himmlische Musik und ist zum Gehn gerüstet. Auch die folgenden Zeilen Prospero's sind an das verlobte Paar gerichtet:

Am Morgen früh
Führ ich Euch heim zu Schiff und so nach Napel.
Dort hab ich Hoffnung die Vermählungsfeier
Von diesen Herzgeliebten anzusehn.
Dann zieh ich in mein Mailand, wo mein dritter
Gedanke soll das Grab sein.

Endlich sagt er im Epilog:

Hin sind meine Zauberei'n,
Was an Kraft mir bleibt, ist klein.
Macht mich aus des Bannes Schoß
Durch Eure will'gen Hände los!
Füllt milder Hauch aus eurem Mund
Mein Segel nicht, so geht's zu Grund.
Mein Plan, er ging auf Eure Gunst.
Zum Zaubern fehlt mir jetzt die Kunst.
Wo ihr begnadigt wünscht zu sein,
Laßt Eure Nachsicht mich befrei'n!

So entzieht er sich, noch in den Jahren voller Manneskraft, doch schon müde, gekränkt, satt der Intriguen und Kabalen der Welt, dennoch milde, weich. Er geht ab, sein Zauberbuch zu versenken, tiefer als je ein Senkblei geforscht. Und so ist es geschehen; das Zauberbuch, was ihm offen war, kein späterer holt es je wieder heraus.

Sehen wir den „Sturm" als das an, als was er unleugbar gemeint ist, als Shakespeare's Abschied von der Bühne, so finden wir das Eigenthümliche, daß er den Abschluß seiner Dichtung gewollt hat, und daß dieser Abschluß selbst eine That ist. Er schlug so zu sagen das Buch zu und sprach: nun ist's genug! Er hatte sein Bestes gegeben, etwas, was so lange dauern wird, wie das Geschlecht der Menschen überhaupt. Und fortan wollte er schweigen. Wenn das nicht schön, so weiß ich nicht wo das Schöne zu finden.

Der genaue Zeitpunkt, um welchen Shakespeare wieder in Stratford eintrifft, ist nicht bekannt, jedenfalls war es 1612; er war sonach über fünfundzwanzig Jahre fortgewesen. Er traf seine Frau und die beiden Töchter, Susanna (seit 1607 an Doctor John Hall verheirathet), und Judith (noch ledig, wiewohl schon 31 Jahre alt, später Frau des Thomas Quincey). Sein Sohn Hamet war längst gestorben.

Im Besitze mehrerer Häuser, Gründe, Obstgärten, kurz eines Anwesens, welches in Allem eine Jahresrevenue von 300 Pfund Sterling repräsentirte, was jetzt 1500 Pfund Sterling gleichkommen mag, lebt Shakespeare nun fünf Jahre in Stratford; aber er schreibt nicht mehr, er hält

sein Wort. Wenn auch die Asche warm sein mochte, keine Flamme schlug heraus. War's zu verwundern, daß er ruhte?

Gleichsam in der Vorahnung eines nahen Zerfalls, macht er im Jahre 1615 sein Testament, und der 23. April, sein Geburtstag (er hatte eben sein 52. Jahr beschlossen) wird auch sein Todestag.

Eigentlich ein frühes Ende! Die Dauer menschlicher Kräfte reicht oft länger aus. Sophokles bringt im achtzigsten Jahre den Oedipus in Kolonos vor die Athenienser. Chaucer beginnt im sechzigsten Jahre seine schönsten Gedichte zu schreiben. Hier hat der unendlich größere Inhalt so frühe schon das Gefäß gesprengt.

Am 25. April wird er an der Nordostwand der großen Kirche von Stratford begraben, man setzt ihm die Verse auf den Stein:

Um Jesu willen, Freund, laß Du
Den hier verschlossenen Staub in Ruh,
Gesegnet, wer verschont den Stein,
Verflucht, wer rührt an mein Gebein!

Verse, von denen man glaubte, Shakespeare könne sie unmöglich selbst für sein Grab bestimmt haben, weil sie zu schlecht seien, die mir aber sehr schön und ganz in seinem Geiste scheinen, weil sie eine unendliche Müdigkeit und seiner ganzen späteren Stimmung gemäß, eine große Weltverachtung aussprechen. Er begehrte keine Versetzung in ein Pantheon — nur Ruhe, Ruhe.

Die Kritiker lieben es, wenn sie auf den Eindruck zu sprechen kommen, den Shakespeares Tod auf die Zeitgenossen

gemacht, das berühmte Trauergedicht Ben Jonsons zu Shakespeares Lob zu citiren. Doch Prosa ist meist wahrhafter als der Vers und so ziehen wir es vor, eine weit weniger bekannte Stelle aus Ben Jonsons prosaischen Schriften hieher zu setzen. Die Erwähnungen Shakespeares im Munde der Zeitgenossen sind selten, daher ist jede werthvoll. Diese hier schlägt allerdings nicht den hohen Ton der neuen Shakespeare-Vergötterer an und doch sagt sie genug. Sie lautet:

„Ich erinnere mich, daß die Schauspieler es oft als besonders rühmlich für Shakespeare erwähnten, er habe in allen seinen Schriften nie eine Zeile ausgestrichen. Meine Antwort war: möchte er doch Tausend ausgestrichen haben, was man als eine übelwollende Aeußerung nahm. Ich erzähle dies nur Jenen gegenüber, welche ihren Freund gerade damit zu empfehlen gedachten, was seine Fehler waren, und um meine Redlichkeit und Offenheit ins rechte Licht zu stellen, denn ich liebte den Mann und ehre sein Andenken, wenngleich frei von Abgötterei so sehr wie nur irgend Jemand. (Diese Abgötterei muß somit schon dazumal dagewesen sein.) Er war wirklich ehrlich und treu, von offenem und freiem Charakter, hatte eine bewunderns-würdige Phantasie, gute Kenntnisse. Er war in seinen Aeußerungen sanft und gütig und sie flossen ihm so beredt von den Lippen, daß es zuweilen nöthig war, den Redestrom zu stopfen. Sufflaminandus erat*), wie Augustus

*) Er mußte durch eine Radsperre (sufflamen) gehemmt werden, wenn er im Zuge war.

von Haterius sagte. Witz stand ihm immer zu Gebote; hätte er ihn doch auch immer gezügelt! Oft verfiel er auf Dinge, über die man unbedingt lachen mußte, zum Beispiel als einer in der Rolle Cäsars zu ihm sagte: Cäsar, du thust mir Unrecht, und er antwortete: Cäsar verletzt Niemanden, außer in gerechter Sache und viel dergleichen, worüber man lachen mußte. Er hatte Fehler, aber er kaufte sie los durch seine Tugenden. Es war stets an ihm mehr zu loben, als zu verzeihen."

So sprach der von ihm, der bis heute für seinen Gegner gilt, der das Haupt einer Dichterschule war, die in Bezug auf das Drama entgegengesetzten Grundsätzen huldigte, ein Mann, der allerdings Ursache genug gehabt hätte, Shakespeare zu beneiden, da dieser ein Liebling des Publikums, reich und gefeiert, er aber als Dramatiker unglücklich, arm, und nur von Gelehrten gefeiert war.

Philipp Massinger.

Der Genuß, den uns die Lectüre der altenglischen dramatischen Dichtungswerke bietet, hat, meines Erachtens, Aehnlichkeit mit jenem, den uns eine Wanderung zu den Hochgebirgen gewährt. Man befindet sich in einer Welt, in welcher Alles, was das Auge erblickt, die Größenverhältnisse, an die uns die Umgebung gewöhnt hat, unendlich übersteigt; der Anblick dieser Höhen, dieser Größen kommt dem idealen Zuge, der in schwächerem oder stärkerem Grade jeder Menschenbrust innewohnt, wohlthuend entgegen. Man erfährt einmal wieder, wie hoch und schroff Irdisches sich thürmen kann, man sieht, wie nahe Leben und Tod bei einander: eben dies steigert das Lebensgefühl. Man ist an steilen Abhängen gewandelt, an denen uns fremdartige Blumen grüßen; man schaut in Abgründe, in deren Schoß verderbliche Gewitter brüten, und steht über denselben. Kehrt man zum Alltagsleben zurück, hat man eine herbe und strenge Hochalpenluft in sich aufgenommen, welche die Athmungsorgane der Seele wohlthätig erweitert und alle Nerven in eigenthümliche Spannung versetzt hat.

Daß solcher Genuß nie ein allgemeiner werden kann,

liegt auf der Hand. Die Mehrzahl der Menschen will nicht aus sich heraus, will nicht steigen, sie fühlt sich am wohlsten zwischen ihren vier Pfählen und innerhalb ihrer Stadtmauern. Dennoch schließt sich beinahe kein gebildeter Mensch germanischen Stammes ganz von solchem kräftigenden und verjüngenden Vergnügen aus. Jeder geht da nach seiner Weise vor. Dann und wann tritt das Gastspiel eines berühmten Schauspielers heran; da läßt sich dann ein ganzes Publicum mühelos wie auf der Rigibahn in jene Höhen führen. Man sieht sich wieder einmal an, wie dem jungen Hamlet zu Muthe wurde, als er dem Geiste seines Vaters gegenüberstand, oder dem Macbeth, als ihm die Schicksalsschwestern entgegentraten, und der Philister selbst bringt eine gehobene Stimmung nach Hause zurück. Andere erneuern ihre Bekanntschaft mit Shakespeare, wenn eine neue Buchausgabe desselben in ihre Hände gelangt. Immer ist solche Lectüre einem Ausfluge in eine andere, eine ozonreichere Luft zu vergleichen. Noch Andere, allerdings nur Einige, sind wie durch Zauber in diese Regionen gebannt, bereisen sie aber mit ruhiger Ausdauer, mehr um irgend ein seltenes Mineral oder Petrefact aufzufinden, als des großen Anblicks wegen. Das sind die Shakespeare-Deuter und Shakespeare-Erklärer von Fach, ein sonderbares Geschlecht! Was mich betrifft, so vergeht wohl kein Monat, in welchem ich nicht einen oder den andern Band meines Shakespeare öffne, aber ich lese ihn nicht im Sinne der Orthodoxen. Viele der Lustspiele, die ihm zweifellos angehören, lassen mich ganz kalt, während ich andere Stücke, bei denen seine Autorschaft zweifelhaft, z. B. den „Perikles,

Fürsten von Tyrus," mit unendlichem Genuß wieder und wieder lese. Es drängt mich aber auch dann und wann, Excursionen zu den Werken seiner Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger zu machen, etwa zu John Webster's „Herzogin von Malfi" oder Ben Jonson's „Volpone," und diese Werke wirken auf mich gerade wie die Shakespeare'schen.

Sie kommen ihm aber auch meines Erachtens wirklich sehr nahe, diese unmittelbaren Nachfolger, und erreichen ihn in einzelnen Werken fast ganz. Alle mit einander bilden sozusagen eine geistige Hochgebirgskette. Shakespeare ist allerdings der Centralstock derselben, er erreicht die höchste Höhe und hat dabei die weiteste Peripherie mit allerlei Thalsenkungen und blumigen Matten. Mehrere aber, die ihm zeitlich nahestanden, sind nach einer oder der anderen Seite hin wirklich seine Rivalen: eine Reihe wenig bekannter und noch nicht gehörig gewürdigter und gemessener Riesen.

Gerade ebenso, wie in Italien an der Grenzscheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eine ganze Reihe großer, schöpferischer Talente in Architektur, Sculptur und Malerei hervortrat, ebenso in England unter Elisabeth und Jacob eine Reihe dramatischer Geister. Nur dadurch, daß ihrer eben mehrere waren, daß eine ganze Schaar von Talenten sich fand, wurde das Drama geschaffen und stieg wie eine Insel aus dem Meere empor. Kein Einzelner, selbst der größte Genius, hätte es vermocht, eine ganze Generation in diese Richtung zu leiten und sie so nachhaltig für's Theater zu enthusiasmiren. Allerdings überragt Shakespeare seine dramatischen Mitbewerber. Er ist

aber mehr der Erste durch die Vielseitigkeit oder, besser gesagt, durch die Universalität seines Genies. Ihm steht das ganze Orchester zu Gebote, während Andere nur ein oder einige Instrumente beherrschen. Diese aber darum zu ignoriren, wäre so ungerecht, wie in einer Kunstgeschichte immer nur von Rafael und Michel Angelo zu sprechen und deren Gefolge, einen Giulio Romano, Andrea del Sarto oder Correggio, mit Stillschweigen zu übergehen.

Heute möchte ich nun die Aufmerksamkeit auf einen Nachfolger Shakespeares lenken, der meiner Meinung nach in eigenthümlicher Großartigkeit der Anschauung, in Energie und pathetischer Kraft mindestens eine Seite von Shakespeare's Wesen erreicht, auf Philipp Massinger. Ich habe den Mann so lieb gewonnen, daß ich ihn unlängst zur Hauptfigur einer Erzählung gewählt habe, um Gelegenheit zu haben, von ihm zu sprechen und die Leser ein wenig mit ihm zu befreunden; ich will nun hier an eine etwas eingehendere Besprechung seiner Leistungen gehen.

Von seinem Leben wissen wir unendlich wenig, wir können uns seinen Charakter lediglich aus seinen Werken construiren. Er war zwanzig Jahre jünger als Shakespeare, als er nach London kam und für's Theater zu schreiben begann. Vom Hause aus mittellos, sollte er vom Ertrage seiner Dichtungen leben, was bei dem Stande der damaligen Bühnenhonorare schwer gewesen sein mag! So trat er denn früh unter die Dulder des Genius ein und blieb zeitlebens arm. Es existirt noch ein in Dulwich College aufgefundener Brief, in welchem Massinger und sein Freund Nathanael Field den Impresario Philipp Henslowe

gar beweglich um einen Abschlagsvorschuß von fünf Pfund bitten; ohne diese Hilfe, schreibt Field, würden Beide gefänglicher Haft nicht entgehen, noch Field, der Schauspieler, auftreten können. Die Bitte wurde, wie die auf der Rückseite des Blattes stehende Anweisung an die Kasse besagt, bewilligt; aber das Licht, welches diese Petition auf des Dichters Lebensumstände wirft, bleibt traurig genug. Nun schreibt er, vom Jahre 1612 angefangen, fast jährlich bis zum Anfang des Bürgerkrieges und der Schließung aller Bühnen ein neues Schauspiel für die King's Servants und das Phönixtheater, im Ganzen siebenunddreißig. Die meisten wurden erst lange nach dem Tode des Verfassers nach den Theaterbüchern gedruckt, viele sind verloren gegangen. Zehn in keiner andern Abschrift vorhandene Stücke befanden sich im Besitz des Sammlers Bischof Warburton und wurden von dessen berüchtigter Köchin, welche die von ihrem Herrn mühsam erworbenen Manuscripte beim Kuchenbacken zu verwenden pflegte (Fluch ihrem Andenken!), mit vielen anderen vernichtet.

Ich möchte die uns jetzt zugänglichen dramatischen Dichtungen dieses Mannes nun in drei Gruppen zusammenstellen: in Märchen-Tragödien, welche die Geisterwelt ins Leben hereinragen lassen, in heroische Trauerspiele und bürgerliche Comödien. In allen drei Gattungen ist Massinger er selbst, ganz Charakter, ganz Energie. Mit der ersten Gattung scheint er begonnen zu haben, wenigstens ist sein in meiner „Oriola" erwähntes Jugendstück ein merkwürdiges Exemplar dieses Genres. Es mischt sich phanthanstische Anlage mit dem Streben, die stärksten Wirkungen

zu erzielen und Staunen zu erregen. Ein Despot hat den Leichnam der Frau, die, sich vor seiner Gewalt zu retten, sich selbst das Leben genommen, aus dem Sarkophage in sein Schloß bringen lassen, um sich ein letztesmal am Anblick ihrer Schönheit zu weiden. Der Gatte tritt in die Gruft, sinkt vor dem Sarge nieder, und aus diesem ertönt eine Stimme:

Ich bin nicht hier!

Der Grabstein hebt sich, ein heller Schimmer erscheint, die Lady tritt heraus, ein Crucifix auf der Brust, und erzählt, wie ihr Grabmal beraubt, ihr Leichnam entführt sei, eine Scene von großer Wirkung, aber grausig, nervenprickelnd und doch nur ein Uebergang zu noch Grausigerem und Phantastischerem. In diesem Stücke, „The 'tyrant," und in einem zweiten, diesem ähnlichen, „The virgin martyr," ist der Einfluß der Spanier mit ihren Autos und Mirakeln erkennbar.

Die zweite Gruppe bilden düstere, heroische Tragödien. Manche derselben: „Der große Herzog von Mailand," „Camiola" u. s. w., spielen in Italien, wo auch Shakespeare und Webster eine Reihe herrlicher, aber schrecklicher Dramen sich entwickeln ließen, als dem Boden, auf welchem die menschlichen Leidenschaften ihre höchste Spitze und feinste Schärfe erreichen und in einer schwülen Atmosphäre Gut und Bös, Schönes und Schreckliches, Verrath, Leidenschaft, Wahnsinn die ausgeprägteste Form erlangen. Andere spielen in Burgund, in England. Immer sind die Werke vom elektrischen Fluidum einer Leidenschaft durchströmt, die sich in wilden, stürmischen Ausbrüchen, einer Melancholie mit

cholerischem Typus, äußert. Die Helden gehen in einer überaus starken Empfindung auf, werden von einer Leidenschaft wie eine Ceder vom Blitz getroffen und brennen sodann wie diese bis auf die Wurzel nieder. Der Bau ist höchst compact, doch meist mit einer entsprechenden Zwischenhandlung, die Charakterzeichnung scharf markirt, die Handlung schreitet ununterbrochen mit mächtigen, sozusagen eisernen Schritten vorwärts.

Die letzte Classe bilden Lustspiele, alle aus der bürgerlichen Welt gegriffen. Auch in ihnen ist der Dichter excentrisch, wiewohl er in der ihn umgebenden englischen Welt verbleibt. Er liebt es, die Gier des Geizes, die Ueppigkeit und den Uebermuth der Reichen, das Elend der Armuth zu zeigen: es ist eine finstere Welt mit finstern Augen angesehen. Immer schreibt er im großen Styl, das heißt es ist eine großartige Lebensansicht und Anschauung von Volk und Menschen darin niedergelegt.

Doch wir müssen uns schon ein paar von Massinger's Stücken näher ansehen, um, am Faden der Handlung fortschreitend, uns ein Urtheil zu bilden. „Die unselige Mitgift" („Fatal Dowry") spielt in Dijon. Hier besteht noch das alte burgundische Gesetz, nach welchem die Gläubiger einem Schuldner, der gestorben ist, ohne seinen Verpflichtungen nachgekommen zu sein, die Beisetzung in die Gruft verweigern können bis zur Erfüllung ihrer Forderungen. Der Marschall von Charolais, Sieger bei Granson, Murten und Nancy, hat bei seiner Heerführung sein ganzes Vermögen zugesetzt und ist noch dazu, als eine geniale, aber zur Verschwendung geneigte Natur, tief in Schulden

gerathen. Nun er gestorben, wollen die Gläubiger ihr barbarisches Gesetz zur Geltung bringen. Sein Sohn geht den Gerichtshof an, bei einem Manne von solchen Verdiensten eine Ausnahme zu statuiren; aber man weigert sich, ein noch zu Recht bestehendes Gesetz abzuändern, und statt des Verstorbenen tritt nun der Sohn in Schuldhaft. Der ehemalige Präsident des Gerichtshofes, Rochfort, von des jungen Mannes Edelmuth ergriffen, zählt den Gläubigern des Marschalls aus eigener Tasche das Geld auf den Tisch. Charolais will zuerst diese Schenkung, die ihn befreit, nicht annehmen: „wie sollt' ich borgen, der nicht an Zahlung denken kann?“ Aber Rochfort wünscht sich den herrlichen jungen Mann mit dem berühmten Namen zum Schwiegersohne. Beaumelle ist jung, schön, von großen Anlagen. Von ihrem Reiz gefesselt, geht Charolais den Bund ein, der ihm so verhängnißvoll werden soll.

Es sieht schlimm aus in des alten Rochfort Hause, und der Greis ahnt es nicht. Beaumelle hat an Bellaport eine abgefeimte Sünderin als Erzieherin gehabt. Beaumelle ist nicht mehr jungfräulichen Herzens, vielmehr innerlich vom Bösen angehaucht und verderbt. Sie nimmt auf Wunsch ihres Vaters den schönen, jungen, ritterlichen Gatten; aber der brillante Stutzer Lord Novall, Sohn des jetzigen Gerichtspräsidenten, der ihr lange zuvor den Hof gemacht hat, ohne dabei Heirathsabsichten zu hegen, gefällt ihr im Grunde weit mehr. Kaum verheirathet, gönnt sie ihm allerhand Vertraulichkeiten. Romont, Charolais' Freund, überrascht sie bei gefährlichen Tändeleien, warnt, richtet aber nichts aus. Als nun Romont seine Wahrnehmungen

seinem Freunde mittheilt, erzürnt er diesen nur: „Er will keinen Freund, der sich erklärt als seines Weibes Feind.“ Romont schlägt, dem Freunde zu nützen und Unheil abzuwehren, einen andern Weg ein. Er begiebt sich zum jungen Novall, der sich eidlich verpflichten soll, der jungen Dame nicht mehr nachzustellen. Der eingeschüchterte Novall giebt sein Ehrenwort, aber Bellaport kuppelt weiter. Der Musiker Aymer stellt einer verliebten Zusammenkunft seine Zimmer zur Verfügung, Charolais überrascht das Paar, sieht sich entehrt und ersticht Novall im Zweikampfe.

Die nun folgenden Scenen gehören in ihrer Wirkung zu dem Großartigsten, das ich kenne. Beaumelle, in der das bessere Ich wiedererwacht ist, will den Gemahl gar nicht zur Milde stimmen.

Weiß ich doch, mein Fehl
Ist jenseits aller Nachsicht und Vergebung;
Und daß ich weder hoffen darf, noch Ihr
An Gnade denken. Nur das Eine wag' ich
Von Euch zu fleh'n, daß Ihr mein reuig Herz
Erkennt und diese Thränen halten wollt
Für echte Kinder meines Grams und nicht
Für Weibertrug!

Charolais.

So könnt Ihr wirklich hoffen,
Nachdem Ihr solch' Vertrau'n getäuscht wie meins,
Wär' ich auch ganz Verblendung, Glauben je
Bei mir zu finden? Nein: fühlt Ihr Erbarmen
Mit mir, wagt etwas noch für mich zu thun,
Um meine Qual zu lindern; wollt der Welt
Gerechte Ursach' geben, einzusehen,
Wie Ihr auf Euer Haupt herniederrieft,

Was ich vollzieh'n muß — wählt ein and'res Mittel,
Leugnet, was ich geseh'n; wo nicht, vertheidigt,
Was Ihr gethan; und wie Ihr frank und frei
An Treu' und Glauben Schiffbruch habt gemacht,
Um eine Buhlerin zu sein, so kämpft auch
Mit allen Waffen einer frechen Dirne,
Mehrt eure Sünden, trotzt mit dreister Stirne;
Steht kühnlich auf und sagt mir ins Gesicht,
Ihr thatet nur, was hundertfält'ger Vorgang
In jedem Lande, wo nur Frauen wohnen,
Rechtfert'ge; hebt hervor den eig'nen Werth,
Dem meiner nicht entsprach; fügt noch hinzu,
Wie Eure Mitgift aus der Armuth Pfuhl
Mein Glück zur Höh' erhoben, wo es thront;
Sagt, daß Ihr mich aus Wahl und Plan erkauft,
Um, vor der Schmach gesichert, kühn und offen
Zu sündigen; daß, wenn ein Armer sich
Der reichen Braut vermählt, er einen Tag
Ihr Gatte sei, hernach ihr Knecht für immer;
Auf daß, wenn Ihr durch solchen Hohn und Spott
Die Flamme meines Zorns zur höchsten Gluth
Geschürt, ich dann in meinem guten Recht
Euch tödten mag; dann ward die That vollbracht
Im Sturm des Bluts, und später könnt' ich fallen
Als Zeichen meiner Reu'.

Beaumelle.

O, mein Verhängniß,
Das nimmer mir verstattet, zu erkennen,
Wie werth du meiner Lieb' und Treue warst,
Eh' ich dich ganz verlor, und mir mein Elend
Den Spiegel zeigt, aus dem mir, jetzt zu spät,
All deine Tugend leuchtet! Als ich noch
Schuldlos, war ich ein Theil von deinem Selbst;
Zwei Seelen wurden Eins durch uns'rer schönen

Gemüther tugendhafte Harmonie;
Doch seit ich mich verirrt und wandelte
In dem verbot'nen Labyrinth der Lust,
Zertrennt' ich selbst, was unauflöslich war.
D'rum mit gerechtem Schwerte hau' mich ab
Und tilg' aus deiner Seele die Erinnerung,
Daß ich gelebt, gleich einem bösen Vorsatz,
Den du nach beff'rer Einsicht hast bereut
Und zu vergessen trachtest.

Charolais.

O, Beaumelle!
Wie schön dein Reden und wie schlimm dein Thun!
Doch warst du ein zu großer Segen, wenn
Du keusch verharrtest. Sieh', wie du die That
Erzwingst, weil meine Ehre mir verbeut,
Dich fernerhin zu lieben!

Beaumelle.

Hier auf Erden
Ziemt dir's nicht mehr. Doch sollst du seh'n, daß, ob
Ich Muth genug besessen, eine Metze
Zu sein, ich nicht als solche leben kann.
Laß jene würd'gen Frau'n, die die Geschichte
Mit Ruhm verklärt, als Muster des Geschlechts,
An Heiligkeit des Lebens mich besiegen,
In edlem Tode komm' ich ihnen gleich,
Mir keinen Ruhm erstrebend für die Nachwelt,
Als daß du, wenn ich starb, mir einst vergiebst.

So Beaumelle; Charolais fühlt seine Festigkeit weichen; hört er noch zehn Worte aus ihrem Munde, so ist er verloren! Da kommt der greise Präsident des Gerichtshofes zu Dijon, Charolais bittet ihn um unparteiisches Gericht und Urtheil, er verbindet ihm die Augen, damit den Greis der Anblick der blassen, entstellten Tochter, des

entseelten Novall nicht beirre, und tritt als Kläger in seiner Ehrensache auf. Beaumelle gesteht Alles, und Rochfort spricht:

So erbarme Gott
Der Seele sich, den Leib verwirktest du!
Nehmt jetzt das Tuch mir ab, ich habe Muth,
Sie ohne Rührung anzuseh'n, und will
Durch starken Grund bekräft'gen meinen Spruch.
Wenn unser weises Recht verfügt, daß Diener,
Denen wir uns're Güter anvertraut,
Für Untreu' sterben: was kannst du hoffen
Deren Verwahrung dieser edle Lord
Alles hingab, was tapf're Ahnen ihm
Vermacht, was er den Enkeln lassen konnte —
Die Ehre, sündig Weib? In dessen Obhut
All seines Lebens Freud' und Tröstung lag?
Die deine Lust als Dieb ihm jetzt geraubt?
Und deßhalb —

Charolais.

Halt noch ein, gerechter Richter
Kann nicht, was dieser Eine Fehl verlor,
(Denn Nachsicht möcht' ich üben, zeihe nur
Des Einen sie) durch künft'gen reinen Wandel
Vergessen werden?

Rochfort.

Nie, in Ewigkeit.
Dem keuschen Ehbett zugefügte Schmach
Wird nicht durch Reuethränen abgebüßt;
Und sei versichert, solche Schuld verzeih'n
Ist mind're Sünde nicht, als sie begeh'n!

Charolais.

So darf ich nicht begnad'gen?

Rochfort.

Noch sie hoffen,
Oder zu leben wünschen. Keine Sonne
Wird aufgeh'n, die nicht, eh' sie niedersinkt,
In neuem Lichte ihr böses Freveln zeigt,
Und jeder Tag verhaßter; ja sogar
Dieses Gebet, das sie in brünst'ger Demuth
Hinaufzusenden scheint, wird nicht erhört;
Und alle Bitten tiefzerknirschter Reue,
Kaum angelangt, verachtend abgewiesen
Aus jedem Gnadenhof!

Charolais.

So sterbe sie! (Er ersticht sie.)
Ich weiß, gefaßter kann ich sie nicht treffen,
Noch ihren Vater sie beschuldigen
Parteilichen Gerichts.

Beaumelle.

Sein Urtheil lob' ich
Und küsse den Vollstrecker. Meine Sünde
Ist jetzt entfloh'n mit diesem Blut, in dem
Es keimt' und wuchs. (Sie stirbt.)

Wohl hohe Gedanken, edel ausgedrückt, hohe Menschen, ein großartiger Zug im ganzen Aufbaue! Ist das Rechtsgefühl dieser Menschen hyperbolisch? Vielleicht, aber es wirkt erhaben. Felsenfest stehen für diese Naturen die Principien der Sittlichkeit und der bürgerlichen Gesellschaft da. Christlich ist die da zu Grunde liegende Ansicht gewiß nicht. Die christliche Anschauung, welche die Schwäche und Hinfälligkeit des Menschen als Milderungsgrund für seine Vergehen accentuirt, stellt immer über die Sphäre des Rechtes die der Gnade auf. Die hier zum Ausdrucke gebrachte altgermanische Moral kennt keine Milderungsgründe, sie

duldet in das, was sie als Pflicht eingesetzt, keinen höheren Einspruch. Das befleckte Gewissen kann nicht in die Wäsche kommen und wieder rein werden. Wer der Pflicht untreu geworden, findet die innere Harmonie nicht mehr. Da giebt es keine Berufung an eine höhere Instanz. Die Persönlichkeit ist aufgefaßt wie ein edles Gefäß, an dem kein Sprung wieder geflickt werden kann oder gar der begangene Fehl sogar ein Grund höherer Vortrefflichkeit, ja Heiligkeit werde. Wir stehen in der Sphäre des Unbedingten, des Positiven. Mir scheint, daß eine solche Scene die ungeheure Ueberlegenheit der germanischen Anschauung über die jüdisch-christliche und romanisch-romantische klar darthut.

„Die unselige Mitgift,“ vor 1620 geschrieben, zuerst auf dem Theater zu Blackfriars aufgeführt, fand großen Beifall. 1632 wurde das Stück zuerst gedruckt. Als später wieder der geleckte akademische Geschmack in die Literatur eingezogen war und das alte Theater nur als Schacht und Fundgrube für Stoffe angesehen wurde, benutzte der süßliche Rowe die „Fatal Dowry,“ um danach sein Trauerspiel „The fair Penitent“ zu schreiben. Beaumelle wurde in eine Calista umgewandelt, der Dichter schwindelte allerhand Entschuldigungen für sie heraus. Auch dieses Stück gefiel und erpreßte viele Thränen. Im vorigen Jahrhundert erschien nun wieder „The fair Penitent“ nüchtern, matt und altmodisch; man holte das alte Original wieder hervor, und es erhielt sich lange auf der englischen Bühne. Ob man es noch heute auf einem Londoner Theater sehen kann, weiß ich nicht zu sagen.

Shakespeare hatte seine Bühne auf der Grundlage des alten englischen Volkstheaters aufgebaut. Der Sinn und Geschmack seiner Nation waren ihm Norm gewesen. Er hielt die dramatische Illusion bei seinem Volke der weitesten Spannung fähig. Oft und oft führte er mehrere Handlungen vor, die sich gleichzeitig an verschiedenen Orten zutrugen, und verlegte die Einheit seiner Stücke in die sie beseelende Idee. Ein Hauptreiz seiner Dichtungen liegt eben in der unendlichen Freiheit der Bewegung, die dem Hauptthema ein Contrathema gegenüberstellt und beide gegen einander spielen läßt. Schon bei seinen Lebzeiten hatte diese Art der Composition viele Angriffe herausgefordert; die anderen, später herangekommenen Dramatiker, die eine Kunsttheorie aus dem Aristoteles zu schöpfen begonnen hatten, sahen in dieser Freiheit nur Naturalismus, Willkür und Anarchie. Es wäre leicht, aus Ben Jonson eine ganze Reihe solcher Vorwürfe zusammenzustellen. Shakespeare ließ sich dadurch nicht irre machen, er blieb bei seiner Art, ja es zeigt sich sogar in seinen späteren Stücken, in „Antonius und Kleopatra" (1608), im „Wintermärchen" (1613), wo, wie im „Perikles," eine neue Generation in den Rahmen des Stückes hineinwächst, und in „Cymbeline" (1614) mit seinen zwei weit auseinanderliegenden Handlungen ein Non plus ultra dieses künstlerischen Vorgehens.

In Massinger ist nun bei aller sonstigen Verwandtschaft des Talents schon der Einfluß der von Ben Jonson gepredigten Schultheorie ersichtlich. Die Handlung ist fest geschlossen und ereignet sich unter einer kleineren Anzahl von Personen. Wechselt der Schauplatz von einer Stadt

zur andern, so sind die Verwandlungen in die einzelnen Acte verlegt und nicht mehr wie mit dem Zaubermantel ausgeführt. Es fehlen die bunten Gruppen, die eine so unendliche Mannigfaltigkeit in der Einheit darstellen.

Shakespeare's Lustspiel war in die Märchenwelt verlegt. Er wohnte gern in phantastischen Reichen, im spukhaften Walde, sei es nun jener der Ardennen oder der von Athen. Kaum dann und wann streift der Dichter die Persönlichkeiten und Zustände seiner Zeit. Hier ist nun Massinger ein greller Gegensatz. Seine Comödie ist actuell und polemisch, sie zeigt die Gebrechen ihrer Zeit mit einem düsteren Ernste, dem man es ansieht, wie viel der Dichter unter diesen Gebrechen gelitten.

Sehen wir uns nun eines dieser bürgerlichen Schauspiele an. Ich wähle die „City-Dame," „The city madam."

Die „Fortuna," das Schiff des reichen Kaufherrn John Frugal, ist mit reicher Fracht aus Indien heimgekehrt. Frugal ist geadelt worden; die Frau und die Töchter, von ihrem schnell erworbenen Reichthum berauscht, träumen nur von hochadeligen Verbindungen.

Beide Mädchen haben ihre Freier, das eine den jungen Lord Lacy, das andere einen reichen Landjunker bürgerlichen Geschlechtes; doch ihr Uebermuth, ihre Launen, die übermäßigen Forderungen, die sie bezüglich ihres künftigen Lebens stellen, erschrecken und ernüchtern Beide, sie empfehlen sich. Dem braven Vater will das Herz brechen, ob der Herzlosigkeit der Gattin und der Thorheit der beiden Modepuppen, er kann den Freiern nicht zürnen. Zum Aeußersten gebracht, geht er auf eine Reise.

Doch im Hause geht eine dämonische Hauptfigur herum; es ist Frugal's Bruder, Lucas, der demüthige, stets dienstbereite Lucas. Er war einst ein arger Verschwender; kein Hahnenkampf, kein Rennen, bei welchen er nicht als Genoß des Adels mitwettete. Er machte Schulden, hätte den Bruder fast ruinirt, wurde durch ihn aus dem Schuldthurm frei und lebt nun im Hause zu Dienst des weiblichen Triumvirats. Die Welt nimmt es Frugal übel, daß er, der reiche Kaufherr, den guten Lucas so knapp hält, so karg ausstattet, aber John Frugal mag dazu seine guten Gründe haben.

So ist es auch: der Scheinheilige verbirgt hinter der Maske größter Sanftmuth und Demuth eine teuflische, von allen Dämonen des Neides verzehrte Seele. Ganz leise und vorsichtig hat er zwei Commis verleitet, ihren Herrn zu beluchsen, um dereinst aus der Mitwissenschaft ihrer Schurkereien Vortheil zu ziehen.

Da erscheint Lacy Vater und bringt eine für Frau und Töchter geradezu niederschmetternde Nachricht. Frugal, der sich den häuslichen Unfrieden und den Ungehorsam seiner Kinder zu sehr zu Herzen genommen, ist erkrankt und in einem flandrischen Kloster gestorben. Sein ungeheures Kaufmannsgeschäft mit allem Kapital hat er Lukas vermacht.

Dieser empfängt den ungeheuren Reichthum als vollendeter Heuchler.

Der Haufen Goldes, der mir zugeeignet,
Der einem Weltkind wohl ein Segen schiene,
Scheint mir ein Fluch . . . .

So tröstet er die Hinterbliebenen. Aber im Dunkel der Nacht steigt er in das Schatzhaus, wo jetzt Alles ihm angehört. Die Beschreibung verdient citirt zu werden:

Es war kein Bild der Phantasie, nein, Wahrheit,
Wirkliche Wahrheit! Auch kein Traum; ich schlief nicht,
Und könnte ewig wachen, gier'gen Blicks
Mir's einzuprägen. Greifbar war's der Hand,
Ich schaut' und fühlt' es; doch was ich erfaßt'
Und sah, es überflog so weit den Glauben —
Von meinem Schreck und Staunen sag' ich nichts —
Daß ich den Sinnen mühsam nur vertraut.

(er zieht einen Schlüssel hervor)

Du stummer Magus, der auch ohne Zauber
Mir leichten Eingang schuf, das zu besitzen,
Wonach der Weise ringt und strebt! Das Moly
Mercur's, Sybillens Goldzweig, die Tinctur,
Die nur im Hirn des Alchemisten lebt,
Sind Schatten, dir verglichen: du, der Kern
Und Wächter aller Seligkeit! Kein Wunder,
Daß dir mein Bruder seinen Busen gönnte
Als Ruhebett; du hieltst sein Herz gefangen,
Warst ihm ein Liebchen, das man immerdar
Umarmen möchte. In den Nebenwinkeln
Dieser geweihten Halle stand in Säcken
Gehäuftes Silber. Scheiten gleicht, gesägt
Und fertig zum Verbrennen; nicht gewürdigt
Der Kameradschaft mit dem blanken Gold,
Das durch den Saal hinstrahlte, lag's versteckt.
Dort that kein Kerzenlicht mir noth; der Glanz
Schafft steten Tag, in Ewigkeit verbannt
Die immerglüh'nde Lampe mächt'ges Dunkel.
Doch als, durch sie geleitet, meine Augen
Die Kästchen fanden, und ich sie nun erschloß,
Da sprühte jedes funkelnde Juwel

Ein Flammenmeer empor; hoch am Gewölbe
Vereinten sich die Strahlen zum Gestirne
Und wandelten den Raum mir zum Symbol
Und Epitom des Himmels. Echte Perlen,
Rubin und Sapphir, da ich jenes Licht
Geschaut, erschienen mir verächtlich nun!
Und dennoch fand ich noch (was schwacher Glaube
Kaum fassen könnte) Schätze hier vereint,
Die jene weit verdunkelten. Hier lag
Ein Edelhof — in Pergament geheftet —
Hier eines Fleckens Pfandbrief, fest und bündig,
Wenn heut' nicht eingelöst (was dem Verschwender
Unmöglich fällt), ja keine Grafschaft giebt's
In Wales und England, wo mein Gold auf Zins
Nicht aussteht, der mir wie ein sich'res Netz
Noch mehr verheißt . . . .

Viel Worte! wird man sagen. Ja, wenn der kunstreiche Hephästos einmal an die Arbeit geht, verziert er den Schild manchmal gar übermäßig. Ein Zuviel ist wohl da, aber ein Zuviel des Reichthums! Haltet es für verzierende Tressen und reducirt es; es wird noch genug echtes Gold im Schmelztiegel bleiben. . . . .

Bei der Rückkehr aus dem Schatzhause trifft Lucas einen Besuch an. Lord Lacy bringt drei Eingeborne der Colonie Virginien mit, die nach des verstorbenen Frugal Willen in seinem Hause wohnen bleiben sollen, bis sie gehörigen Unterricht im Christenthum empfangen. Lucas meint: der Nachlaß sei gar nicht so bedeutend, es seien große Ausstände da und Legate. Nun sende der Verstorbene noch Heiden ins Haus, Heuschrecken, das Brot zu

verzehren! Indeß war es so des Bruders Wille, was ist zu thun?

Lucas treibt nun erbarmungslos Alles ein, was Frugal's Großmuth Bedürftigen vorgestreckt; die Commis, die er verleitet, ihren Herrn zu bestehlen, werden bei den Beweisen ihrer Schuld verhaftet, was zu köstlichen komischen Scenen Anlaß giebt. Der Schwägerin und den Nichten begegnet Lucas, nun er die Heuchlermaske abwirft, mit immer größerer Härte, er hält der City-Dame vor, wie ihr Vater ein armer Pächter gewesen; die Zofen werden aus dem Hause gejagt. Da kommt Lady Frugal zur Einsicht:

O, ich war krank und fand
Einen rauhen Arzt! Weh über meinen Stolz,
Die Strafe kommt verdient!

Selbst dem Hausverwalter Haltfest scheint diese Zucht zu rauh, er intercedirt, doch Lucas erwidert:

Der wär' sich selber grausam, der nicht wagte,
Dem streng zu sein, der ihn so grausam plagte.

Aber die Virginier zeigen wenig Neigung zum Christenthum. Schön, sagt Lucas, der Posten wäre erspart! Die Virginier sollen heimkehren. Aber es sind ihrer drei, ein alter und zwei junge. Wie, wenn man ihnen die drei lästigen Weibspersonen auf das Schiff mitgäbe? Sie sind mir überlästig, vergeben mir zu viel. Mögen sie indianische Prinzessinnen werden! Es wird schon gelingen, sie unter einem Vorwand auf das Schiff zu bringen und dann die Anker lichten zu lassen.

In den drei Unglücklichen ist eine gewaltige Aen-

derung vorgegangen. Die Schwestern beweinen ihre Freier, Lady Frugal ihren Gatten.

Schon soll der Gewaltstreich mit der Entführung der drei Frauenzimmer stattfinden, als die Katastrophe, die der Leser wohl erwartet haben mag, hereinbricht. Der ältere Virginier ist der todtgesagte Frugal, die beiden anderen sind die Freier. Man erkennt sich, Lucas ist vernichtet, das Spiel zu Ende.

Die „City-Dame" fällt in des Dichters letzte Zeit, sie wurde, wie aus Sir Henry Herbert's Liste hervorgeht, zum erstenmal am 25. Mai 1632 von des „Königs Schauspielern" aufgeführt. Gedruckt wurde das Stück erst weit später. Lange blieb es verschollen, bis es im vorigen Jahrhundert Garrick wieder auf die Bühne brachte und den Lucas mit ungeheurem Erfolge spielte. Die „City-Dame" gehört zu den reichsten und lehrreichsten Sittengemälden jener Zeit; die Zeichnung des furchtbaren Tartüffes Lucas Frugal, mit größter Kühnheit entworfen, muß mächtig wirken.

Massinger hat noch ein anderesmal die ungebändigte Gier nach Gut und weltlichen Ehren in einer Figur verkörpert, die dem Lucas einigermaßen an die Seite zu stellen; ich meine im Giles Overreach im „Neuen Recept, Schulden zu machen." Gätschenberger hat uns dies merkwürdige Stück ganz unlängst, allerdings durchwegs gekürzt und in Prosa verwandelt, in seinen „Zwei Perlen englischer Dichtkunst" vorgeführt; in dieser Umarbeitung hat, wie mir scheint, das Originalstück seinen ursprünglichen Charakter gar zu sehr verloren. Die, welche sich für derlei interessiren, mögen es lieber in des Grafen Wolf Bau-

dissin Uebersetzung nachlesen. Auch dieses Drama überlebt zwei Jahrhunderte und wurde um die Mitte der dreißiger Jahre von dem genialen Kean wieder auf die Bühne gebracht, der bald danach den Giles Overrach zu seinen Hauptrollen zählte. Es scheint mir interessant, über die Theaterwirkung dieser Rolle das Zeugniß eines Deutschen anzuführen, dem wir eine gelungene Charakteristik Kean's verdanken. Er schreibt: „Der fünfte Act des „Recepts“ ist recht eigentlich der Prüfstein dessen, was ein Schauspieler leisten kann; er erfordert die sorgfältigste Ueberlegung, das gründlichste Studium. Der Zuschauer muß Schritt für Schritt mit dem keine Rücksicht kennenden Charakter vertraut gemacht werden, dann überrascht es nicht, wenn Sir Giles, von den erfahrenen Täuschungen zur Verzweiflung gestachelt, sich an seiner eigenen Tochter vergreifen will; der Zuschauer muß einen Ehrgeizigen seiner Art jedes ruchlosen Frevels fähig halten. Im raschesten Wechsel ist Verdacht, Hoffnung, Täuschung, Verzweiflung gemalt. Die Handlung ist voll scharfer Contraste: der Neffe hat Sir Giles überlistet; das Document, welches diesem die Besitzungen des Neffen zueignet, ist wunderbarerweise zu einem Blatte weißen Papieres geworden — einen Augenblick steht er gelähmt, dann bricht die lodernde Zornesgluth hervor. Jetzt kommt seine, wie er glaubt, zu hohem Adel gelangte Tochter; er kämpft das Rachegefühl nieder und giebt sich einem Freudenrausche hin. Schnell, wie der Paroxismus gekommen, verschwindet er; die Tochter hat sich dem Geliebten ihrer Wahl vermählt; alle Pläne des Ehrgeizes, die Sir Giles geschmiedet, liegen

vernichtet; vom Gewissen gefoltert, sinkt er besinnungslos zu Boden. . . . Mit welcher Meisterschaft zeichnete Kean jeden dieser Uebergänge! Mochte er schmeicheln oder drohen, um Lord Lovell wedeln oder in hellem Wahnsinne ihn zum Zweikampfe fordern, seinen Neffen zu beschwatzen suchen oder ihn in der Raserei des Zornes als Lügner schelten, er war vortrefflich. Am Schlusse fiel er vorwärts, als hätte ihn der Blitz getroffen; er wurde aufgehoben, und sein Blick war leer — sein letztes Wimmern das eines in Schmerzen verscheidenden Menschen. . . ."

Es müssen doch merkwürdige Dramen sein, welche großen Schauspielern den Vorwurf zu so ergreifenden Leistungen zu bieten im Stande waren.

Sollen nun, und damit wäre ich an das Ende dieser Skizze gekommen, die leicht gar zu sehr über ein gestattetes Maß hinauswachsen würde, diese Werke lediglich der Lectüre vorbehalten bleiben, sollte kein Versuch gemacht werden, eines derselben auf unsere deutschen Bühnen zu verpflanzen? Ich verkenne nicht, wie viel Rohheiten und Indelicatessen des Dialogs zu tilgen, wie viel zu kürzen, wie viel umzugestalten wäre. Doch eine Zeit, die keine großen Dramatiker besitzt, muß suchen, sich Aelteres anzueignen, denn eigentlich kann der Geist, ohne zu erschlaffen, solche Anregungen nicht entbehren. Die Werke der Spanier werden wegen ihrer der unsrigen diametral entgegengesetzten Weltanschauung uns stets fremd bleiben; hier ist eine Reihe dem Shakespeare verwandter, in der Glanzepoche des Dramas geborener, in echt germanischem Geiste geschriebener Dramen da. Soll nun immer nur Shakespeare das

Schoßkind der Literatur-Historiker und Dramaturgen bleiben, bei dem man Alles groß findet und Alles zu retten sucht, was mitunter zu krausen, unerfreulichen, unfruchtbaren Experimenten führt?

Ich habe damit nur eine Frage aufwerfen und eine Anregung geben wollen.

Aus den Schweizer Reformations-kriegen.

Meine Freunde haben Nachsicht mit der Leidenschaft, der ich seit ein paar Jahren verfallen bin. Sie würdigen meist, wenn sie mich besuchen, wär's auch nur um meinen Schwächen zu schmeicheln, die Alterthümer, die ich um mich herum anhäufe, einiger freundlichen Blicke und wünschen mir dann und wann zu meinen neuen Erwerbungen Glück. Um so schlimmer erging es mir neulich, als ich von einem Ausfluge in die Schweiz ein altes rostiges Schwert und einen Bratenwender mitbrachte. Ich erntete Spott und Hohn und mußte mich dabei ganz still verhalten. Es wäre zu umständlich gewesen, meinen Besuchern zu erklären, warum eben dieses Schwert im Verein mit dem Bratenwender meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen . . .

Ich hatte auf der Heimreise von Zürich mehrere Stunden lang Aufenthalt in Rapperswyl nehmen müssen. Das alte Städtchen am verengerten Zürichersee mag im Sommer ganz hübsch sein, wenn frisches Grün die Schloßruine umsäumt und der Blick über die blaue Wasserfläche hinaus freundliche Ufer umspannt; an einem grauen Novembertage ist es ein trübseliger Aufenthalt. Ich hatte

aber alsbald den Laden eines Trödlers aufgefunden, der nicht nur mit abgelegten Kleidern, sondern auch mit alten Möbeln, altem Glas und Porzellan einen Handel treibt, und solch ein Laden übt immer eine gewisse Anziehung auf mich aus. Ich trat ein. Da es bereits dunkel zu werden anfing, zündete der alte Mann eine Lampe an und beleuchtete mir die in der Stube herrschende Unordnung. In Anbetracht des herannahenden Winters waren Filzschuhe und wollene Strümpfe, gewirkte Jacken und zottige Decken in ganzen Stößen angehäuft. Ich hatte aber bereits in einer Ecke der Rumpelkammer mehrere alte Schwerter und Hellebarden entdeckt. Einige Helme und Sturmhauben lagen halb zerbrochen daneben auf dem Boden. Ich ging an ihre Besichtigung; sie stammten aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

„Dieses Eisenzeug," sagte der Mann, „ist in dem alten Hause gefunden worden, das auf der Höhe der Etzel stand. Es war ehedem ein Wirthshaus und wurde vor einigen Jahren beim Straßenbau niedergerissen."

Bei dieser Rede fiel mir ein, daß ich unlängst in einer Chronik von Kämpfen gelesen, die eben um jene Zeit, aus welcher die Waffen stammten, am Fuße und in der Umgegend der Etzelhöhe stattgefunden. Inzwischen hatte ich auf einer der Schwertklingen zwei Buchstaben mit in einander verschlungenen Schnörkeln eingeritzt gefunden, die ich als ein Z und E deuten zu können glaubte und der Name Zweier von Evenbach ging mir durch den Sinn.

„Aus demselben Hause," fuhr der Mann fort, „stammt auch dieser uralte Bratenwender. Ein plumpes Ding —

so recht aus der alten Zeit.“ Dabei brachte er die einzelnen Theile, Rad, Kette und Bratspieß wieder zusammen — der Bratspieß drehte sich knarrend, ich aber glaubte den breiten offenen Heerd mit dem flackernden Feuer vor mir zu sehen, die Köchin dabei in alter Tracht mit schwarzem, silberverschnürtem Mieder, die Küche mit ihrer gewölbten, schwarzen, von Ruß glänzenden Decke . . . .

Eine Episode aus der unlängst gelesenen Chronik trat mir vor's Gedächtniß.

Ich erzähle sie, wie sie sich vor mir nach der Lektüre des alten Buches gestaltet.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war in der Schweiz wie in Deutschland der Kampf zwischen Katholiken und Reformirten entbrannt. Zu Arth am Zugersee waren sechs Familien zum evangelischen Glauben übergegangen und hatten in Folge dessen flüchten müssen. Sie traten (1655) weinend und flehend vor den Rath in Zürich und baten, daß man ihnen mindestens den freien Wegzug ihres Vermögens erwirke. Zürich befürwortete ihr Gesuch, aber Schwyz schlug es ab, es hatte bereits die Güter der Flüchtlinge den Kapuzinern geschenkt. Die ebenfalls evangelisch gewordenen Angehörigen der Geflüchteten warf man in Ketten, brachte sie auf die Folterbank und verurtheilte sie schließlich zum Tode. Dies gab die Losung zu einem Bürgerkriege, die evangelischen Kantone ergriffen die Waffen gegen die katholischen; Zürich, von Mühlhausen, Basel und Schaffhausen unterstützt, warf seine Leute an den Rhein und bemächtigte sich bald des ganzen Thurgaus.

Das urkatholische Uri, dessen Landeswappen, der

Stierkopf im goldenen Felde, ein redendes Symbol des dortigen Geistes war und wohl auch heute noch ist, hatte sein Kontingent unter den Befehl des Landhauptmanns, Herrn Zweier von Evenbach gestellt. Seine militärische Aufgabe bestand darin, die Waldhöhe der Etzel, über welche die Straße nach Einsiedeln führt, zu besetzen und von diesem Stützpunkte aus das auf der anderen Seeseite gelegene Rapperswyl zu befreien. Dies Städtlein, von den Katholischen besetzt, wurde eben von den Zürichern hart belagert.

Herr Zweier von Evenbach hatte seine Burg unfern vom Einfluß der Reuß in den Vierwaldstädtersee. Er war ein Fünfziger von kolossalem Wuchse, mit einem Vollmondgesichte, weit und breit noch mehr als in seiner Eigenschaft als Feldherr, in seiner andern als Esser bekannt. Er hatte seine Studien an allen Kloster- und Bischofstafeln gemacht und es, was viel heißen will, den gefräßigsten Prälaten zuvorgethan. Noch nie hatte ein Christenmensch mehr vertragen: sein breiter mächtiger Wanst war wirklich einem Abgrund zu vergleichen, der alles faßt. In andern Dingen ein Geizhals, war ihm doch kein Preis zu hoch, wenn es einem leckern Bissen galt und auch jetzt im Felde ließ er sich nichts abgehen. Im Gegentheil, da die vermehrte Leibesübung seinen Appetit schärfte, fühlte er es als Pflicht der Selbsterhaltung in Bezug auf Speise und Trank, jetzt ein Uebriges zu thun. Sein Hauptquartier hatte er in das Wirthshaus verlegt, das unfern der Kapelle des heiligen Meinrad ins Land schaut: die Entwürfe eines Feldherrn reiften nur dann in seinem Kopfe, wenn ein tüchtiger Keller und ein wohlversorgter Heerd in der Nähe waren.

Auch die Köchin, die sich wie keine andere auf seinen Geschmack verstand, hatte der Ritter bei sich behalten. Es war des Ritters eigene Schwester, Jungfer Gertrud. Das Schicksal hatte es mit diesem Frauenzimmer nicht gut gemeint, als es dasselbe dazu verurtheilte, bis in die Jahre höchster altjüngferlicher Reife hinein bei dem Bruder zu bleiben, der rauh, herrisch, geizig und ohne jede Güte war. Der Amtsschreiber Willibald, seit Jahren ihr Liebhaber, hätte sie vielleicht heute noch heimgeführt, wenn sie ihm etwas Vermögen hätte mitbringen können, doch sie besaß von Hause aus nichts und hatte sich nichts erspart. So verschob sich die Sache von Jahr zu Jahr; der Ritter war nicht zu bewegen, seiner Schwester ein Heirathsgut mitzugeben; ihm lag daran, die beste der Köchinnen zeitlebens bei sich zu haben.

Es konnte nun, um den Ersatz von Rapperswyl vorzubereiten und in's Werk zu setzen, keinen geeigneteren Punkt geben, als die bewaldete Höhe der Etzel. Von hier aus wäre gewiß ein gewichtiger Schlag zu führen gewesen. Doch vor lauter Vorsicht und Erwägung ging's nicht vorwärts. Von Zeit zu Zeit fand ein Scharmützel statt, oder ein Vorschieben der Vorposten, die Tags darauf wieder zurückgingen; der Angriff, von welchem man sprach, wurde von Woche zu Woche hinausgeschoben. Das Seltsamste aber war, daß die Rapperswyl belagernden Züricher von den in ihrem Rücken stehenden Urnern keine Notiz zu nehmen schienen.

„Hat denn unser alte Stier von Uri gar keine Hörner mehr, auf seine Feinde loszugehen?" fragten sich die Un=

geduldigen im kleinen Heere. „Bei St. Meinard, die Züricher scheinen sich vor ihm so wenig zu fürchten, als wenn er eine Kuh wäre.“ So sprach und murrte das gute Volk, besaß aber schließlich doch zu viel Mannszucht, um den Fabius Cunctator von Evenbach zu bedrohen oder gewaltsam zu rascherem Vorgehen zu zwingen.

Schlimmer ward die Stimmung, als sich im Feldlager auf der Etzelhöhe Mangel an Lebensmitteln einstellte. Da fragte sich denn Jeder, warum man hier oben sitzen bleibe, statt hinabzugehen und tüchtig auf den Feind einzuhauen? Besonders die geistlichen Herren, deren sich mehrere beim Heere befanden, der Herr Feldpater an der Spitze, waren für rasches Losschlagen und verlangten, daß Ritter Zweier, ein Streiter Gottes wie Gideon, auf die Ketzer und Ungläubigen niederfahre.

Es war ein frischer Morgen im Januar, als der Landhauptmann von Evenbach, durch solches Drängen aus seinem Gleichmuthe herausgeworfen, zu Pferde stieg und durch die schneebedeckten Tannen hinausritt, zu einer Recognoszirung des Feindes. Es mochte Muth dazu gehören, sich so allein weit fort zu wagen, weit über die Vorposten hinaus. Aber an Muth hatte es dem Ritter nie gefehlt. Und als der Tag zu Ende ging, war er wieder da, wohlbehalten und sagte, daß es bald anders kommen werde.

Nicht lange nach der Rückkehr des Ritters stellte sich ein Mann in gemeiner Landestracht bei Jungfer Gertrud in der Küche ein und bat sie, den Bruder zu rufen. Dieser kam. Da öffnete der Bauer, der etwas pfiffiger aussah, als Bauern sonst auszusehen pflegen, den Jagdsack, der an

seiner Seite hing, und holte daraus einen ungemein stattlichen Kapaun hervor: Das sei etwas, ganz extra für den Herrn Landhauptmann.

Dem lachte das Herz, als er den fetten Braten sah.

„Das nenn' ich mästen!" rief er, vergnüglich schmunzelnd, indem er dem Bauer auf die Schulter klopfte. „Der Vogel ist ja schwer wie Blei! Ein solches Kapitalthier hab' ich selten noch gesehen. Es soll mich freuen, wenn du mir bald wieder einen ähnlichen Vogel bringst . . . Gertrudis," fuhr der Ritter fort, „gieb dem Manne, was er verlangt und stecke mir das Thier gleich an den Spieß. Hurtig! Spute dich!"

Damit eilte er fort, die schweren Reiterstiefel, die ihn drückten, auf seiner Wohnstube abzulegen.

Ein paar Stunden später war im Eßzimmer die Lampe angezündet, der Ritter von Evenbach saß bei Tisch: sein Vollmondsgesicht, von der weißen Serviette eingerahmt, erglänzte in mildem Behagen. Der ungewohnt weite Ritt hatte des Mannes gewaltigen Normalappetit noch geschärft, er war in der Stimmung, sich selbst zu übertreffen. So hatte er denn ein Vorspiel von Suppe, Gemüse und einem Dutzend Würste rasch bewältigt und erwartete nun das Hauptgericht.

„Wenn man so ein Stück vor sich hat," sagte er zu sich selbst, indem er das Transchirmesser abzog, „wie ich heute, da thut man am besten, Niemanden einzuladen. So ein Prachtbraten schmeckt am besten allein verzehrt. Es war Recht von mir, den Feldpater mit einem Auftrage fortzuschicken . . . ."

In diesem Augenblicke ward das erwartete Gericht vom Küchenjungen hereingebracht. Aber wie sah der Kapaun aus! Jämmerlich eingegangen, daß eines armen Mannes Huhn kaum magerer sein konnte.

„Gertrud!" erscholl des Ritters gebieterische Stimme. „Gertrud soll augenblicklich kommen."

„Was ist das?" rief er, als die Gerufene endlich erschien. „Soll das der Kapaun von heute sein, der groß und dick wie ein Truthahn war? Das Thier ist ja spindeldürr . . . ."

„Er ist's doch," sagte die Schwester.

„Aber wie ist das zugegangen?" fragte der Junker.

„Der Kapaun," erwiderte die Schwester mit blitzenden Augen, „war nur so aufgedunsen und aufgebläht. Er hatte viel unverdauliches Zeug im Leibe, das ich dir unmöglich mit vorsetzen konnte . . . ."

„Was für Zeug war das?" fragte der Ritter. Die Schwester lachte und öffnete die Schürze, in welcher wohl an die fünfhundert güld'ne Dukaten funkelten.

Der Ritter war vor Verwunderung starr. Jetzt erst begriff er, daß die Züricher Herren, mit denen er heute früh am Waldsaum Unterredung gepflogen hatte, um ihnen die Schwierigkeiten darzustellen, die es habe, den Angriff noch länger hinauszuschieben, auf diese heimliche und unverfängliche Art ihm eine neue Summe Geldes, den Preis seines Säumens, ins Haus geschickt. Er begriff aber auch, daß er jetzt, wo das Gold seiner Schwester in die Hände gefallen war, nur durch Mittel der Einschüchterung wieder in den Besitz desselben gelangen könne.

O, dachte er, warum habe ich das pfiffige Lächeln des als Bauer Verkleideten nicht verstanden!

„Ist das Gold im Kapaun gewesen,“ sagte er barsch, „so gehört es mir. Ich hab' ihn gekauft.“

„Auf Klauen und Federn eines Wildprets hast du noch nie Ansprüche erhoben,“ entgegnete die Schwester höhnisch. „Warum beanspruchst du heute das, was der Kapaun im Magen hatte? Ich behalte die Dukaten.“

„Begehrt kein unrecht Gut, Herr Ritter von Evenbach!“ rief in diesem Augenblick eine grelle Stimme, und der Ritter erblickte Willibald, den Amtsschreiber, seiner Schwester Geliebten, auf der Schwelle. „Sagt nicht, dies Geld sei Euer, denn das könnte nur mit unrechten Dingen zugegangen sein! Den Prozeß, wem das Geld da gehört, möchtet Ihr wohl nicht vor dem Gerichtshof in Uri antreten!“

„Das ist Verrath und Verschwörung!“ rief der Ritter von Evenbach, rasch vom Stuhle aufspringend, während Willibald also fortfuhr:

„Gesetzt, es wäre Euch ein Fisch in die Küche gebracht worden, in dessen Magen die Köchin ein Juwel oder ein kostbar Geschmeide gefunden — hättet Ihr wohl Anspruch darauf? Seht, ebenso ist's hier. Dieser Fund kann nur der Köchin zufallen und soll nun ihr Heirathsgut sein.“

„Fort! Unnützer Bursche! Packe dich!“ rief der Ritter. „Ist das Wunder einmal da und hat sich Gold im Kapaun gefunden, so ist es mein Gold.“

Der Streit drohte gefährlich zu werden. Der Ritter hatte seine Schwester so derb am Knöchel der Hand gefaßt,

daß sie vor Schmerz laut aufschrie, ihr schwächlicher Liebhaber vermochte es nicht, den Wilden zu bändigen.

Da ging die Thür zum zweiten Male auf, und mit einem: Gelobt sei Jesus Christus! trat der Feldpater ein.

Beim Anblick des Mannes, den er zumeist fürchten mußte, sank die Hand des Ritters plötzlich herab. Es war ganz unnütz, daß Willibald hastig flüsterte: „Nehmt Euch in Acht, Ritter von Evenbach! fügt Euch willig, sonst sage ich dem Pater, um welchen Preis ihr den Euren die Treue bracht! In diesem Falle dürftet Ihr wenig Kapaunen mehr verspeisen.“ — Er äußerte nur Zweier's eigene Gedanken. Wenn er den Fund als Beweismittel des Einverständnisses Zweier's mit den Zürichern denunzirte, war derselbe ein verlorner Mann.

„Decke die Schürze über das Geld,“ konnte er nur in Befürchtung des Aergsten der Schwester zurufen.

Gertrud that, wie ihr geheißen, sie trat ein paar Schritte zurück, während Willibald noch immer kampfbereit dastand, den Ritter mit wilden Blicken bedrohend und einschüchternd.

„Ei,“ sagte dieser, zum Feldpater gewendet, „so kommt ihr noch vor dem Abendessen zurück? Ich kann Euch zwar kaum auffordern, diesen Kapaun mit mir zu verspeisen, er ist mager und hat kaum Fleisch genug für Einen. Aber Freunde vertragen sich — wir wollen sehen, wie es geht. Im Uebrigen kommt Ihr wie gerufen. Gertrud und Willibald haben mir bewegliche Vorstellung gemacht, in ihre Heirath zu willigen. Ich mag den beiden, die sich so lieben, nicht mehr im Wege sein, und habe als

guter Bruder für ein hübsches Heirathsgut gesorgt und sie damit überrascht. Morgen ist Sonntag. Sorgt für das Aufgebot, Herr Pater, sorgt für das Aufgebot!"

Der Pater lächelte seltsam. „Ich sagte längst, daß ein guter Magen und ein gutes Herz in der Regel beisammen sind. Seht Ihr jetzt ein, daß die Zwei zusammengehören? Es freut mich, daß Ihr nachgegeben."

Indessen waren die Hauptheere der Reformirten von den Katholischen in der Schlacht von Villmergen (24. Januar 1657) geschlagen worden. Drei Tage lang frohlockten die Sieger und zogen dann, mit Beute beladen, nach Hause. Die Rapperswyl belagernden Züricher wichen zurück, bald wurde der Friede geschlossen. Aber Zweier von Evenbach's heimliches Einverständniß mit den Zürichern und Bernern wurde doch kund, ihn traf bei seiner Heimkehr die Rache des Volks von Uri, sein ganzes Vermögen wurde konfiszirt. Er lebte seitdem bei seiner Schwester und zehrte noch lange vom vorhandenen Fette des Bratens.

War nun der Bratenwender, der sich im abgebrochenen Hause auf der Höhe des Etzels bei alten Waffen vorgefunden, derselbe, der den verhängnißvollen Kapaun gedreht? Möglich immerhin, und so trug ich all das alte Eisenzeug mit mir fort aus dem Laden des Trödlers von Rapperswyl.

Darnley.

Kaum einige Stunden in Edinburg, hatte ich mich schon nach Holyrood auf den Weg gemacht. Das älteste Schloß der Könige von Schottland, wo so viele Familientragödien gespielt haben, liegt am Ausgange des Stadtviertels Canon-gate und ist ein weit ausgedehnter vierflügeliger, von starken Eckthürmen flankirter Palast. Der ursprüngliche Bau ist uralt und stammt aus König David's Zeit; Maria und Karl II. haben ihn erweitert. Man durchschreitet den Hof und wird zuerst in die Kapelle (royal chapel) geführt. Eine Ruine ohne Dach, aber von höchstem architektonischem Interesse. Ein Thurm aus vorgothischer Zeit, alte Portale mit Figuren und Köpfen, Spitzbogenfenster, Steintafeln mit halbverlöschten Inschriften, Säulen, an denen Grotesken die Capitäle bilden — das ist Alles, was noch von dem prächtigen Gotteshause übrig, in welchem einst die Krönungen stattfanden. Noch bis in eine späte Zeit hielten einige schottische Familien das Vorrecht aufrecht, hier begraben zu werden. Am Eingang soll Riccio liegen.

Nun das Schloß! Wir treten zuerst in den sogenannten Bankettsaal. Die Portraits von hundert schottischen

Königen, von dem im Nebel des Helden- und Sagenthums schwebenden Fergus I (350 v. Chr.) bis auf den letzten Stuart, decken die Wände. Diese Portraits sind werthlos, sämmtlich Machwerke eines vlämischen Sudelmalers, James de Witt (1684), der für seine Arbeit vermuthlich nach der Elle Leinwand bezahlt wurde und auch nicht besser belohnt zu werden verdiente, einestheils Copien zweifelhafter Originalbilder, die ihm geliefert wurden, anderntheils bloße Phantasiestücke. Diese große öde Stube hat manches Fest gesehen; hier tafelte der Prätendent Charles, hier brauste der Ball, den Scott im „Waverley" beschreibt. In jetziger Zeit werden Versammlungen des hohen Klerus hier abgehalten.

Sich links wendend, betritt man nun das alte Audienzzimmer und eine Reihe von Zimmern, welche Darnley bewohnte. In dem einen schmückt ein ziemlich erhaltener Gobelin die Wand, die Kreuzerscheinung Konstantin's vorstellend; Portraits Karl's II., Wilhelm's III., Jacob's VI., Lord Raleigh's und der Gräfin Cassilis heißen uns weilen. Nun aber nähern wir uns den Orten, wo das Interesse ein noch lebendigeres werden soll. Die voranschreitende Führerin heißt uns eine enge Treppe hinangehen und wir betreten zuerst das Audienzzimmer Maria Stuart's. Hier steht ein Bett mit verblaßten, mottenzerfressenen Vorhängen, worin Karl I. und ein Jahrhundert später der Prätendent geschlafen.

Ein zweites Zimmer hat höchstens zehn Schritt im Geviert, der Plafond ist mit Holzgetäfel bekleidet, dessen sechseckige Vertiefungen die bourbonischen Lilien und rothe, blaue, goldene Chiffren zieren. Zwei Fenster, einander

schräg gegenüber, lassen ein gedämpftes Licht herein. Eine Tapete, den Sturz Phaeton's von seinem Sonnenwagen darstellend, deckt die Wand; Portraits Elisabeth's und Heinrich's VIII. hängen da. Vom Eingange links steht ein breites, niederes Bett, grün und roth bemalt, sehr wurmstichig, darüber ein Himmelbett von rothem Damast mit grünen Fransen. Unfern sieht man einen kleinen Kamin, davor steht ein alterthümlich niederer Stuhl mit hoher Lehne. Auf einem Nähtische steht ein elfenbeinernes Arbeitskästchen, ein reizendes Miniaturbild liegt darin, es stellt die vor, welche hier schlief: Maria Stuart.

Doch verweilen wir noch einen Augenblick. Siehst du dort, in der Tapete verborgen, die kleine enge Thür? Es ist die, durch welche Darnley und seine Genossen eintraten, um Riccio zu überfallen.

Maria Stuart! So viele Könige auch in diesen Hallen geherrscht, Maria's Gestalt hat sie alle in den Schatten gedrängt. Alles hier mahnt nur an sie, Alles spricht nur von ihr. Wie bei Bajä in Trümmern von Palästen und Tempeln Agrippina, wie in Fontainebleau Katharina von Medici, so waltet hier Maria. Gehen wir weiter durch dieses Schloß, wir finden überall Bilder der schönen königlichen Buhlerin. Hier sieht sie als Braut des französischen Erbprinzen nieder, ein Gesicht voll heiterer Sinnlichkeit und Poesie. Ihre Augen sind braun, das kastanienfarbene Haar ist von der schönen Stirn zurückgeschlagen, die Nase etwas länger, als die Schönheitsregel es haben will, aber der Gesammteindruck ist reizend. Ein enganliegendes Kleid von schwarzem Sammt steigt hoch hinauf; den Hals, der einst dem Schwerte

verfallen sollte, umschließt ein Collier von Edelsteinen, hinter diesem hebt sich ein starrer Kragen mit gefalteter Krause ab. Gehen wir weiter, wir finden sie noch prunkvoller gekleidet als Gemahlin Darnley's, doch schon mit einem seltsamen Zug um den Mund. Ein drittes Bild endlich zeigt sie im einfachen grauen Kleid von nonnenhaftem Schnitt als Bothwell's bleiches, reuegefoltertes Weib — trotz Allem noch so verhängnißvoll schön, daß wir Chastelart, Leicester, Riccio, Bothwell und Douglas in ihrer Liebe begreifen können! Welche Illustrationen zu einem ereignißvollen Lebensgange!

Doch drücken wir eine Klinke dicht neben der verhängnißvollen Tapetenthür nieder und wir stehen in einem noch weit kleinern Zimmer. Das ist das Soupercabinet (supping room). Es hat keinen andern Zugang, als den durch das Schlafzimmer und ist so eng, daß hier allerdings nur eine ganz kleine Gesellschaft Platz haben konnte. Aber denken wir es uns hell mit Wachskerzen beleuchtet, den Tisch in der Mitte mit weißem Damast gedeckt, mit geschliffenen Flaschen, venetianischen Gläsern und bunten Majolicaschüsseln beladen. Nun stürmen die Verschworenen herein, der Tisch wird umgeworfen, Gläser und Schüsseln fliegen auf den Boden, die Hände greifen nach dem Italiener, der sich hinter seiner Herrin verbirgt. In diesem Closet drängen sich Ereignisse von spannendstem Interesse, ja von tiefer Tragik zusammen — eben sind es dreihundert Jahre geworden, da sie sich zugetragen.

Es war Sonnabend den 9. März 1566 gegen sieben Uhr. In jenem Zimmer, das wir vorhin gesehen, wo die

Kreuzerscheinung Konstantin's die Wand ziert, hatte Darnley die Freunde erwartet. Wie unglücklich mochte er sein! Halb ein Knabe noch, kaum zwanzig Jahre alt, in seine Frau maßlos verliebt und nach sechsmonatlicher Ehe schon ihrer Liebe verlustig, in seinem Ehrgeiz blutig gekränkt, da ihm Maria den Königstitel vorenthielt und ihn merken ließ, daß sie ihn für unfähig halte, die Krone zu tragen, und nun zu alledem noch von Eifersucht verzehrt! Er, der schöne, stolze, junge Mann, eifersüchtig auf jenen ältlichen, kränklichen, häßlichen Italiener, den ehemaligen Cameriere des Grafen La Morette, den musikalischen Kammerdiener, jetzt zum Secretär für die auswärtige Correspondenz vorgerückt! War es nicht, um rasend zu werden? Und dieser Mensch war, man kann sagen, jetzt allmächtig in Schottland! Er stand in Beziehung zu allen katholischen Mächten, correspondirte mit Rom und Madrid, Subsidien waren auf dem Wege. Es war sein Werk, wenn es schien, als solle der Protestantismus wieder ausgerottet werden in Schottland. Murray, der Halbbruder der Königin, das Haupt der Reformirten, dankte Riccio seine Verbannung. Darum war dieser auch jetzt so frech und herausfordernd und trug den Kopf so hoch. Er hielt sich einen ganzen Hausstaat.

„Ich habe entdeckt," hatte Darnley an seinen Cousin Douglas geschrieben, „daß dieser elende David mein eheliches Bett entehrt hat." Hatte er da recht gesehen? Unbestreitbar war, daß Maria dem Riccio unbegreifliche Vertraulichkeiten gestattete, wie er denn bei ihr im Schlafrock gefunden wurde. Lieber, als solche Schmach ungerächt zu tragen, hätte sich Darnley mit dem Teufel selbst ver=

bunden, und so hatte er sich mit seinen ehemaligen Gegnern, den verbannten Parteigenossen Murray's, wieder eingelassen. Zwei Verträge, sogenannte Covenants, waren unterschrieben worden, der eine des Inhalts, daß, da die Königin von verderbten Menschen umgeben sei, man sich dieser zu bemächtigen und im Nothfalle sie niederzustoßen habe, der zweite des Inhalts, Darnley in allen gerechten Streitigkeiten beizustehen, Freund von seinen Freunden, Feind von seinen Feinden zu sein, ihm die „Matrimonialkrone" zu übertragen, die protestantische Religion zu schützen und ihre Gegner niederzuschmettern.

Am Abend des 9. März hatte Darnley früher als gewöhnlich zu Nacht gegessen. Er erwartete die Verschworenen: Morton, Rutven, Lindsay. Sie kamen mit ungefähr zweihundert Bewaffneten an, überfielen und entwaffneten geräuschlos die geringe Leibwache und besetzten die Zugänge.

Lord Rutven, einer der eifrigsten Freunde von Darnley's Cousin Douglas, war zuerst bei Darnley eingetreten, ihm folgten mehrere Bewaffnete. Nun ging es die kleine Geheimtreppe, welche in der Tapetenthür des Schlafzimmers mündet, hinauf. Voran ging Darnley; in kurzen Zwischenräumen, damit es nicht auffalle, folgten Rutven, George Douglas, der Earl von Fauconside und Patrick Bellenden.

Im kleinen Cabinet, das den Zugang nur durchs Schlafzimmer hat, waren die Gäste lustig. Sie hatten eben eigenhändig den gedeckten Tisch zum Souper hereingerollt. Das Zimmerchen war mit vielen Kerzen beleuchtet,

im Kamin knisterte das Feuer. Neben der Königin, welche im siebenten Monat schwanger ging, saßen ihre natürliche Schwester, die Lady von Argyle, und Arthur Erskine, der Schloßcommandant; der Laird von Keith und Riccio hatten am runden Tisch die Plätze gegenüber. Riccio saß auf einem Schemel, im Hauskleid von Damast mit Pelz verbrämt, eine Mütze auf dem Kopfe, eine Kette mit kostbaren Juwelen um den Hals.

Als Darnley eingetreten war, nahm er hinter der Königin Platz und küßte sie. Aber er war bewaffnet erschienen und unter seinem Hofkleid blitzte die schwere Rüstung hervor.

„Wir wollten heute Abend unter uns sein," sagte die Königin mit beleidigender Kälte zu ihrem Gemahl.

„O, ich bringe noch andere Gäste mit!" erwiderte Darnley, und schon trat Rutven herein.

„Was führt Euch her, Rutven?" fuhr die Königin zornig auf. „Wer hat Euch erlaubt, hier unangemeldet einzutreten?"

Rutven war ein Mann von sechsundvierzig Jahren, hoch, hager, finster; er hatte eben das Fieber und war abgezehrt wie ein Gespenst. Er wies mit der Hand auf Riccio und sagte:

„Dieser David ist zu lange in Eurer Majestät Privatgemach gewesen, gefalle es Eurer Majestät, ihn zu entfernen!"

„Welche Sünde hat er begangen?" fragte Maria.

„Die größte und abscheulichste," antwortete Rutven, „gegen die Ehre Eurer Majestät, gegen Euren Gemahl, den König, gegen den Adel und das Volk!"

Lord Erskine und der Laird von Keith wollten auf Rutven eindringen, aber die Königin gebot ihnen Ruhe.

„Hätte man David Riccio etwas vorzuwerfen,“ versetzte sie, „so würde ich ihn vor die Lords des Parlaments fordern. Dir aber, Rutven, befehle ich, Dich zurückzuziehen, bei Strafe des Hochverraths!“

Statt eingeschüchtert zu werden, trat Rutven mitten durch die übrigen Zuschauer dieses Auftritts vor, um sich Riccio's zu bemächtigen.

Dieser, an allen Gliedern zitternd, warf sich der Königin zu Füßen. „Madame!“ rief er, „ich bin todt! Justizia, Justizia! Rette mein Leben!“

Durch die heftige Bewegung Riccio's und Rutven's nachdringende Hand stürzte der Tisch mit dem Nachtessen auf die Königin, die ihre schützende Hand über den Daliegenden ausstreckte.

Die kurzen Degen und Pistolen richteten sich nun auf die Königin selbst. Riccio hatte Maria am Kleide gefaßt und klammerte sich mit aller Gewalt an sie; aller Muth, alle Besinnung hatten ihn verlassen.

Da riß ihn Darnley mit kräftiger Hand selbst weg, und während ihn die Fäuste der Andern packten und fortschleppten, wehrte er mit seinen eigenen Armen der Königin, Riccio zu folgen.

Voll Angst um das Loos ihres Geheimschreibers, kaum an die eigene Gefahr denkend, beschwor Maria den Gemahl, Mitleid zu haben.

„Fürchtet nichts, es wird ihm kein Uebel zugefügt werden,“ erwiderte Darnley heuchlerisch. Indeß wurde

der zitternde Italiener aus dem Cabinet hinausgeschleppt. Hinter der Thür erwarteten ihn eine Menge Verschworene. Riccio ward mit lautem Geschrei empfangen. Ein Streit entspann sich, ob man ihn bis zum andern Morgen leben lassen solle, um ihn dann zu hängen, was Morton und Lindsay wollten; allein George Douglas, der Ungeduldigste der Schaar, machte dem Streite ein schnelles Ende.

„Da hast Du einen Königsstoß!“ rief er und durchstach ihn mit dem Dolche, den er aus Darnley's Gürtel gerissen hatte.

Da stürzten die Andern herbei und durchbohrten das Opfer mit sechsundfünfzig Dolchstichen. Die Leiche wurde hierauf durchs Fenster in den Hof geworfen. Der Pförtner des Palastes nahm sie in Verwahrung.

Noch sieht man in einem engen Gelaß, das dadurch entstand, daß Maria den Ort des Mordes durch eine Bretterwand abtrennen ließ, breite schwarze Blutflecken bis zum heutigen Tage. Schon Aeschylos bemerkte in seinem „Todtenopfer,“ daß Blut ein Stoff sei, der sich am schwersten vertilgen lasse, wenn er sich einmal irgendwo eingefressen. Es ist aber auch Thatsache, daß Maria das Blut ihres treuen Dieners nie abwaschen ließ, um eine ewige Mahnung an die erlittene Unbill vor sich zu haben.

Doch mit diesem Morde waren die Ereignisse vom 9. März 1566 noch immer nicht beendet. Die Königin hatte kaum Riccio's Todesschrei und den Fall seines Körpers in den Hof hinab vernommen, als sie den vollen Strom ihres Zorns gegen Darnley ergoß. Sie warf ihm vor, daß er eine so schändliche That gut geheißen und an=

geordnet habe, eine That, durch welche sie in den Augen des Landes und Europas entehrt worden.

„Mörder und Verräther," rief sie, „aus niedriger Stellung zog ich Dich empor und gab Dir einen Platz am Throne. So dankst Du es mir!"

Darnley dagegen warf ihr vor, daß sie seit Monaten seine Gesellschaft ganz und gar vermieden und wie sie ihn oft in Riccio's Gegenwart aus ihrem Zimmer gewiesen habe. Es sei ihm vorgekommen, daß sie sich mehr letzterem als ihm gewidmet. „Daher," sagte er, „habe ich meiner Ehre und Genugthuung wegen gut geheißen, daß ihm so geschehe."

Die Königin antwortete in ungemindertem Zorne: „Mylord, Ihr seid der Urheber der Schmach, die man mir anthut. Ich bleibe Eure Frau nicht mehr und werde nicht früher ruhen und nicht wieder zufrieden sein, bis Euer Herz ebenso aufs äußerste betrübt ist wie jetzt das meinige."

In diesem Augenblicke trat der gefürchtete Rutven wieder ein. Sein Henkeramt war gethan, seine Hände waren noch roth von Blut, aber seine Kraft war dahin, so daß ihn eine Ohnmacht anwandelte. Die Krankheit, der er wenige Wochen später erlag, schüttelte ihn. Er begehrte ein Glas Wein, leerte es und sagte mit einer durch seine Krankheit noch gesteigerten Wildheit zur Königin, man habe Riccio zum Tode gebracht, weil er eine Schmach für sie und eine Geißel fürs Königreich gewesen. „Durch seinen verderblichen Einfluß," schloß er, „ist es dahin gekommen, daß die Besten vom Adel flüchtig und verbannt

leben und daß Eure Majestät, um die alte Religion von Schottland wieder herzustellen, verdammliche Beziehung mit auswärtigen Fürsten unterhalten. Entlassen Sie Bothwell und Huntley aus dem Geheimrath."

Maria, empört und gedemüthigt, erhob sich und rief mit drohender Stimme: „Dies Blut wird einigen von Euch, glaubt mir, theuer zu stehen kommen."

„Gott verhüte das!" antwortete Rutven; „denn je mehr Eure Majestät sich beleidigt zeigen, desto strenger wird die Welt in ihrem Urtheil sein."

Die Königin, von den Vorfällen tief erschüttert, wurde beinahe ohnmächtig. Bei diesem Anblick ging Rutven hinaus, Darnley folgte ihm. Keiner der Verschworenen kehrte zurück, man begnügte sich mit dem Geschehenen und trug Sorge, alle Ausgänge besetzt zu halten.

Indeß waren die Bewohner Edingburgs durch den Tumult, den die Ermordung Riccio's in Holyrood verursachte, in keine kleine Bewegung gerathen. Der Provost (Bürgermeister) ließ die Sturmglocke ziehen und erschien an der Spitze von sechshundert bewaffneten Bürgern, um anzufragen, was im Palast vorgehe. Er begehrte Einlaß bei der Königin. Die Verschworenen verweigerten ihm diesen. Der Provost kündigte an, daß er mit seinen Leuten Gewalt brauchen werde. Darauf erklärten die Verschworenen, daß er dies bleiben lassen solle; denn sobald er zur Gewalt schreite, werde man die Königin tödten und ihren Leichnam über die Mauer hinabwerfen. Der König ließ zugleich melden, Maria befinde sich wohl, nur ihr Geheimschreiber sei getödtet worden, und fügte hinzu, er befehle

den Bürgern bei Strafe der Widersetzlichkeit sich zurückzuziehen. Dieser Befehl wurde angehört und die Schaar begab sich nach Hause. Die Königin, ohne Freund und Berather, selbst von ihren Frauen getrennt, blieb diese ganze schreckliche Nacht hindurch wach, in ihrem Zimmer auf einem Stuhle sitzend, in ihrem eigenen Palaste gefangen.

Die Grafen von Huntley und Bothwell, die auch in Holyrood wohnten und sich nicht minder als Riccio bedroht glaubten, hatten das Weite gesucht. Sie hatten sich mittelst eines Seils auf die Gasse herabgelassen.

II.

Es giebt wohl wenig Räume, die auf die Phantasie so wirken wie das Schlafzimmer Maria Stuart's und dessen Nebengemach. Der alte morsche Tröbel stimmt zur Geschichte von Mord und Blut. Aber der zerfallene königliche Kram ward mir noch unheimlicher, weil er uns von einer alten Dame in Trauer gezeigt wurde, die mit ihrem wackelnden Kopf, ihrem hagern pergamentnen Gesicht und ihren gichtisch verkrümmten Fingern, von halb aufgetrennten schwarzen Handschuhen bekleidet, mir wie eine übriggebliebene mumificirte Ehrendame der schottischen Königin erschien. In abgemessenen, gleichsam seit Jahrhunderten eingelernten Sätzen erzählte sie die Geschichte jedes Bildes, jeder Tapete, jeder Stickerei und ließ sich durch eingeworfene Fragen so wenig wie ein abschnurrendes Uhrwerk stören. Die alte Dame wußte nicht, warum ich sie so neugierig betrachtete und ihr so genau zuhörte! In ihrem Englisch

witterte ich seltsame Archaismen, wie sie in Chaucer und Spencer und auch noch in den Werken des göttlichen William vorkommen.

Am andern Morgen begab ich mich ans Ende von Canongate und ließ mir den Kirk of field zeigen, einen Anger, von Gärten und zerstreuten Häusern bedeckt, an welchen sich die Geschichte von Darnley's tragischem Tode knüpft.

„Ich werde nicht eher ruhen und wieder zufrieden sein, Mylord, bis Euer Herz ebenso bis aufs äußerste betrübt ist wie jetzt das meinige," hatte Maria Stuart zu Darnley in der geschilderten verhängnißvollen Nacht gesprochen. Sie hielt furchtbar Wort, und die Weise, wie sie vorging, enthüllt ihren Charakter. Ein Gemüth thut sich vor uns auf, in welchem Sinnlichkeit, List und grausige Verrätherei hinter einer der lieblichsten und reizvollsten Masken von poetischem, zärtlich schwärmerischem Anhauch spielen.

Seit Riccio's Mord war Darnley als König Schottlands aufgetreten. Er erklärte das Parlement für aufgelöst und befahl den Mitgliedern desselben, Edinburg zu verlassen. Er wurde aber von den Verschworenen noch weiter getrieben. Sie beabsichtigten ihm Krone und Regierung anzutragen, den Protestantismus vollends im Lande einzuführen und Maria so lange gefangen zu halten, bis sie diese Maßregeln gebilligt. Aber dieser Plan, gewiß vortrefflich und zeitgemäß, da er ja ein Jahr später von Andern ausgeführt wurde, scheiterte an der Frauenklugheit

Maria's, die nicht umsonst bei Katharina von Medici in die Schule gegangen.

Sie suchte sich nämlich aus der Schaar ihrer Gegner gleich denjenigen heraus, den sie als den schwächsten zu kennen glaubte — es war ihr Gatte. Es gelang ihr vollständig, seinen Sinn nach einigen Unterredungen umzukehren. Sie setzte ihm die Grundlosigkeit seines Verdachts gegen Riccio auseinander, schilderte ihm die Gefahr, die sein Vorgehen über das Land bringe, und stachelte seinen Stolz auf, sich nicht als Werkzeug für die Pläne der Lords brauchen zu lassen. Darnley war charakterschwach und liebte Maria noch immer. Wie jeder Gatte begann er, nachdem der erste Zorn sich gelegt hatte, sich selbst einzureden, er sei in seiner Eifersucht zu rasch vorgegangen. Beide versprachen einander verzeihen zu wollen, Maria die ihr angethane Kränkung, Darnley die Beleidigung seiner Ehre. Hierauf war die Verständigung zwischen beiden ganz leicht. Sie beschlossen, die Verschworenen zu täuschen.

Darnley selbst bot nun der Königin die Hand zur Flucht aus Holyrood. Er benachrichtigte seine Genossen, seine Gemahlin sei krank und bedürfe eines Luftwechsels, weil sonst eine Fehlgeburt zu befürchten sei. Die Königin verzeihe Alles und sei bereit, die Urkunden zu unterzeichnen, die die Verschworenen zu ihrer Sicherheit für nöthig erachten möchten. Die Verbannten wolle sie in Gnaden aufnehmen und den Mord Riccio's verzeihen. Die Verschworenen warnten Darnley, nicht mit ihnen in eine Falle zu gerathen; allein eine Audienz bei der Königin half die List vollenden.

„Setzen Sie selbst, Mylords, die Artikel darüber auf," sagte Maria, bald mit dem, bald mit jenem im Zimmer traulich auf- und ab gehend.

Die Urkunde ward aufgesetzt und Darnley übergeben. Er verbürgte sich für die Unterschrift wie für alle weitern Folgen. Alle seine Genossen waren befriedigt, nur der alte Rutven schüttelte den Kopf. Die Königin war frei. Bald standen Rosse bereit, das Königspaar nach Dunbar zu bringen. Als sie dort angekommen, war Maria's erste That, ihre Getreuen aufzurufen; die Grafen Bothwell, Huntley, Atholl, Marshall und Andere erschienen sogleich mit ihren Mannen.

Nun erließ Maria Proclamationen gegen die „Elenden," die es „gewagt, ihren Palast mit Blut zu beflecken und sie gefangen zu halten." Bald hatte sie auch unter ihren Feinden selbst Zwietracht zu säen gewußt, indem sie einem Theil derselben Aussöhnung anbot und nur die eigentlichen Mörder Riccio's richten wollte. Rutven, Douglas und fünfundsechzig andere Lords wurden vor Gericht gestellt — alle flohen nach England.

Der Meisterstreich war ausgeführt, Maria kam als Königin in die Stadt zurück, in der sie sich noch vor wenigen Wochen hülflos, beschimpft, gefangen gesehen. Da die Hauptverbrecher entwichen waren, ließ sie selbst Mitschuldige zweiten Grades einkerkern und zum Tode verurtheilen. Die Privatsecretärstelle erhielt Riccio's Bruder Joseph.

Darnley seinerseits erklärte auf „Ehre, Treue und Fürstenwort," daß er weder um die abscheuliche Verschwörung, noch um den beabsichtigten Mord Riccio's gewußt.

Diese Verrätherei Darnley's versetzte die abwesenden Verbannten in die höchste Wuth. Als Repressalie schickten sie Maria die zwei Urkunden zu, von Darnley unterzeichnet, laut denen Riccio getödtet werden und Darnley die Krone erhalten sollte. Maria erfuhr, daß ihr Gemahl nicht in Zorn und Leidenschaft, sondern vorbedacht gehandelt. Unüberwindlicher Abscheu gegen ihn ergriff sie für immer. Sie vermied ihn und er stand fortan inmitten des Hofgepränges von Holyrood wie ein Ausgestoßener da.

„Der Verkehr mit ihm," schrieb Melvill damals an Elisabeth, „gilt als Verbrechen."

Am 19. Juli kam Maria auf dem Schlosse Stirling, wohin sie sich der Sicherheit wegen gezogen, mit einem Sohne nieder, ohne daß dieser Vorfall eine Versöhnung der Gatten herbeigeführt hätte. Maria's Herz hatte sich in dieser Zeit der Bedrängniß immer mehr dem Grafen Bothwell zugekehrt und bald war sie ganz von jener unseligen Leidenschaft erfaßt, die sie dem Verderben entgegenführen sollte.

Lord Bothwell, einer der mächtigsten schottischen Barone, von normannischer Abkunft, in der Mitte der Dreißig stehend, verheirathet, war eine rauhe, gewaltsame, verschlagene Natur. Er war häßlich und hatte nur ein Auge. Trotzdem war Maria ihm bald in Allem unterthan. Er waltete nach Belieben und trieb die Geliebte ihrem Verhängniß entgegen. Darnley merkte Alles, aber von schwachem Charakter, tief unglücklich über den Verlust von Maria's Liebe, seiner Achtung und seiner Macht, dabei fühlend, daß

er dem Kampf nicht gewachsen, faßte er den Entschluß, Schottland zu verlassen.

Bothwell war indessen als Lord-Lieutenant an die südöstlichen Grenzen gegangen, wo mächtige Häuptlinge in Fehde untereinander lagen. Er zeigte großen Muth und ward ziemlich schwer verwundet in die Eremitage von Jedbury gebracht. Sogleich flog Maria herbei, ihn zu pflegen.

Die Aufregung und Sorgen zogen ihr eine schwere Krankheit zu. Sie hatte heftiges Fieber, Starrkrämpfe, Ohnmachten, man war für ihr Leben besorgt. Bothwell, eben erst genesen, stand an ihrem Lager. Auch Darnley erschien, aber sein Besuch war kalt und kurz. Er ging wieder nach Glasgow ab.

Die Genesung ging langsam vorwärts. Maria war fortwährend schweigsam und niedergeschlagen. Sie wiederholte hundertmal des Tages die Worte: „Ich möchte gestorben sein!“ Melvill schrieb an Elisabeth: „Man hört die Königin oft tief seufzen und ich sah, daß weder Lord Murray noch Lord Mar sie bewegen konnten, Speise zu sich zu nehmen. Dazu hat sie mehr als schlimme Gesellschaft zu dieser Zeit, denn der Earl von Bothwell hat sein eigenes Ziel, auf das er losgeht.“

Bald fanden sich Personen, die den Gemüthszustand der Königin zu ihren Zwecken benutzen wollten. Der verschlagene Lethington erbot sich im Namen seiner Partei, die Scheidung Maria's von Darnley herbeizuführen, falls sie in die Rückkehr der Verbannten willige. Maria willigte unter der Bedingung ein, daß die Scheidung eine gesetzliche sei und die Rechte ihres Sohnes nicht beeinträchtige. Aber

der päpstliche Machtspruch war schwer zu erlangen; man mußte etwa gegen Darnley einen Proceß wegen Ehebruch einleiten oder ihn wegen Hochverrath verfolgen lassen. Leichter ginge es freilich, wenn Maria Wittwe würde.

Die Taufe fand statt, Bothwell leitete die Anordnungen, Darnley, der im Schlosse wohnte, kam nicht dazu. Auch die protestantischen Lords blieben aus. Die Königin wollte sich zuerst unbefangen stellen und war bemüht, die Taufgesellschaft zu unterhalten, bald aber brach sie weinend zusammen. „Ich fürchte," schrieb Le Croy, der französische Gesandte, „die Königin wird uns noch manchen Kummer bereiten, wenn sie so sorgenvoll und melancholisch bleibt."

Die begnadigten Verbannten kehrten heim, Darnley's erbittertste Feinde. Dieser, von Schrecken erfaßt, reiste nach Glasgow zu seinem Vater. Kaum dort angekommen, bekam er die Pocken, das Volk hielt ihn aber für vergiftet.

Plötzlich erschien Maria an seinem Lager und überhäufte ihn, den sie haßte und verabscheute, mit Liebkosungen. Darnley war erstaunt, lange Debatten, Vorwürfe von beiden Seiten erfolgten, endlich versöhnten sie sich. Darnley, der Maria immer noch liebte, schob seine Vergehungen auf seine Jugend und Unerfahrenheit und wollte in Alles willigen, wenn die Königin ihm verspräche, mit ihm als Gattin leben zu wollen. Maria sagte es mit Wort und Handschlag zu.

Es handelte sich darum, einen Ort zu wählen, an dem Darnley seine Reconvalescenz abwarten sollte. In Holyrood konnte er des jungen Prinzen wegen, der angesteckt werden könne, nicht bleiben. Bothwell schlug das

Haus seines guten Freundes Robert Balfour vor, das unfern des Schlosses luftig im Kirk of field dalag. Es war zwar sehr eng und verwahrlost, aber Bothwell empfahl es.

Darnley betrat das Haus am letzten Januar 1567. Die Königin ließ ihr Bett im Erdgeschosse, gerade unter dem Zimmer ihres Gatten, aufschlagen, weihte sich ganz der Pflege des Reconvalescenten und brachte ihre Musiker und Sänger herbei, um ihm die Zeit zu vertreiben.

Am Abend des 5. Februar rief Bothwell Maria's vertrautesten Diener zu sich. Es war ein Franzose, Namens Hubert, nach seinem Geburtsorte scherzweise French Paris genannt. Als Vertrauter der Liebenden hatte er Briefe hin und her getragen.

„Darnley," begann Bothwell, „wird umkommen. Hier sind die Nachschlüssel zu seinem Hause. Zwei Männer, Hay von Tallow und Heyburn von Bolton, sind von mir ausersehen worden, die That zu thun. Willst Du mir behülflich sein?"

Paris blieb stumm und blickte zu Boden.

„Nun," fragte Bothwell, „woran denkst Du?"

„Herr, ich denke an das, was Ihr mir gesagt und was eine wichtige Sache ist."

„Was hältst Du davon?"

„Was ich davon halte, Herr Graf? Sie werden mir verzeihen, wenn ich es in meiner Einfalt heraussage."

„Du willst wieder predigen —"

„Nein, Mylord, Sie werden hören —"

„Nun, so sprich!"

„Dieses Unternehmen wird Ihnen größere Stürme

bereiten als jemals ein anderes zuvor. Geben Sie Acht, Jedermann wird Sie anklagen."

„Und meinst Du, Dummkopf," fiel Bothwell ein, „daß der Plan von mir allein ausgeht? Ich habe Lethington, einen der klügsten Köpfe im Lande, den Grafen Argyle, meinen Schwager, dann die Grafen von Morton und Rutven an meiner Seite. Diese drei danken mir ihre Begnadigung und werden mich nicht im Stiche lassen. Es ist ein Vertrag aufgesetzt worden, laut welchem sie sich verpflichteten, Darnley zu tödten, weil er sich gegen die Königin auf unerträgliche Weise benommen und ein Feind des Adels ist. Das Papier mit den Unterschriften ist in meinen Händen. Du aber bist ein Schwachkopf und nicht werth, daß man sich mit Dir von solchen Sachen unterhält."

Paris willigte ein und war vermuthlich weit nachgiebiger, als er später vor Gericht betheuerte. Er versprach, ein Fäßchen mit Pulver in das Haus Balfour's schaffen zu lassen, während sich Maria bei Darnley befand.

Die Nacht des 9. Februar kam heran. Die Königin hatte ein Bett mit Vorhängen von neuem Sammt aus dem Zimmer des Königs fortnehmen und durch ein altes ersetzen lassen. Auch eine kostbare Decke von Marderfellen ließ sie entfernen. Während sie mit Darnley traulich und scheinbar liebevoll plauderte, schleppten die Männer Pulversäcke herbei, die von Paris und den beiden Hauptverschworenen, Hay und Heyburn, die sich im Hause Balfour's versteckt gehalten, in Empfang genommen wurden. Man häufte sie auf dem Boden des Erdgeschosses unmittelbar unter der Stelle an, wo sich das Bett des Königs befand.

Als Alles fertig war, stieg Paris die Treppe hinauf und erschien im Gemache. Da fiel es der Königin ein, daß sie versprochen habe, einem Maskenfest in Holyrood beizuwohnen, das zur Feier der Hochzeit einer ihrer Kammerfrauen mit ihrem französischen Diener Sebastian gegeben wurde. Sie nahm vom König Abschied, der, als ob er eine Gefahr ahne, plötzlich traurig geworden war.

Ein Gefolge mit Fackeln, die Earls von Argyle, Huntley, Cassilis, Bothwell geleiteten Maria. Sie war heiter. Als sie in Holyrood eintrat, begegnete ihr einer von Bothwell's Dienern. „Was riechst Du doch so nach Pulver?" fragte die Königin. Sie erhielt eine ausweichende Antwort.

Darnley hatte inzwischen die Bibel aufgeschlagen und las den fünfundsechzigsten Psalm. Sein Page Taylor saß bei ihm. Drei Tage zuvor hatte er von Robert Stuart, dem jüngern Bruder der Königin, eine Mahnung erhalten, auf seiner Hut zu sein. Aber bei einer Aufforderung, seine Angaben zu wiederholen und zu bestätigen, hatte Robert Ausflüchte gesucht.

In Holyrood brauste der Ball, die Königin tanzte. Bothwell hatte sich indeß verloren, seine reichen Kleider mit unscheinbaren vertauscht und war, von vier Freunden, darunter Paris, begleitet, durch den Garten zur Stadt hinausgegangen, wobei er vom Pförtner angeredet wurde. So kam er an das Haus Balfour's. Eine lange Lunte wurde in das ebenerdige Schlafzimmer geleitet, dann zogen sich die Verschwörer zurück. Eine lange Zeit verging, ohne daß man etwas vernahm. Spannung, sorgenvolle Erwar-

tung bemächtigte sich Aller, Bothwell ging im anliegenden Klostergarten ungeduldig umher. Die Minuten schienen ihm Ewigkeiten und er konnte nur mit Mühe abgehalten werden, zurückzukehren und nachzusehen, was der Lunte fehle. Da machte eine furchtbare Explosion der Spannung ein Ende, das Haus Balfour's platzte mit entsetzlichem Gekrach, die Steine flogen weit hinaus. Paris fiel ohnmächtig nieder und selbst der muthige Bothwell murmelte: „Manches hab' ich mitgemacht, aber so war mir noch nicht zu Muthe!"

Indeß zeigte es sich später, daß Darnley und sein Page nicht durch die Explosion zu Grunde gegangen, sondern schon früher von Hay und Heyburn ermordet worden waren. Man fand Darnley's Leiche, nur mit dem Hemde bekleidet, im nahen Obstgarten, sein Pelz lag daneben, er und der Page waren ohne Brandwunden — man hatte sie erdrosselt und durchs Fenster hinausgeworfen. Diese letztere That war ein Versehen der Mörder; das Haus wurde ja eben in der Absicht in die Luft gesprengt, um die Spuren des Mordes zu verwischen.

War Maria Mitwisserin? Sie hielt sich in ihren Gemächern verschlossen und war nicht zu sehen. Um elf Uhr des andern Tages schrieb sie ihrem Gesandten in Paris, dem Erzbischof von Glasgow: „Der Vorfall ist so gräßlich und so befremdend, wie man es niemals in irgend einem Lande erlebt hat. Nicht ein Stein ist auf dem andern geblieben — es muß durch Gewalt, durch eine Mine geschehen sein. Bei dem Eifer, den der Staatsrath der Untersuchung weiht, zweifeln wir nicht, daß die Sache

bald aufgeklärt sein wird, und da Gott es nicht zulassen kann, daß dergleichen verborgen bleibe, hoffen wir das Verbrechen mit solcher Strenge zu bestrafen, daß es zur Warnung vor solcher Grausamkeit in allen Jahrhunderten dienen soll. So viel steht fest, daß, wer auch der Thäter gewesen, seine Absicht sowohl auf uns als auf den König ging, denn wir schliefen fast die ganze letzte Woche in seinem Hause, waren noch am Tage begleitet von mehreren Lords, bis gegen Mitternacht bei dem Könige und wurden nur durch eine zufällige Maskerade abgehalten, die Nacht dort zuzubringen. Aber es war kein Zufall, sondern Gott selbst, der uns eingab, das Haus zu verlassen."

In diesem Briefe wird Gott zweimal genannt und angerufen, der Brief hat auch eine zutrauenerweckende Natürlichkeit. Wäre nur nicht später bei dem Diener Paris ein silbernes Kästchen gefunden worden, worin Bothwell die Briefe der Königin an ihn und allerlei Gedichte, von ihrer eigenen Hand geschrieben, verwahrte! Ein verhängnißvolles Licht fällt daraus auf die Ereignisse, die wir soeben berichtet, und auf eine ganze Vergangenheit zurück. So schreibt sie aus Glasgow, wo sie sich bekanntlich so plötzlich und zärtlich mit Darnley aussöhnte: „Als ich den Ort, wo mein Herz zurückgeblieben, verlassen hatte, urtheilt, wie mir zu Muthe war, da ich mir vorkam wie ein Leib ohne Seele!" Weiter sagt sie über die Reise: „Ich sah ihn noch nie sich so gut betragen, so sanft sprechen! Wüßte ich nicht aus Erfahrung, daß sein Herz so weich ist wie Wachs und meines hart wie Diamant, ich glaube, ich hätte mit ihm Mitleid haben müssen. Ihr braucht indessen

nichts zu fürchten. Ihr zwingt mich," schreibt sie weiter, „zu so großer Verstellung, daß ich darüber Entsetzen fühle. Vergeßt es nie, daß ich, ohne von dem Wunsche, Euch zu gefallen, getrieben zu sein, lieber stürbe, als solche Dinge zu begehen. Wir sind verheirathet, Ihr und ich, mit recht hassenswerthen Personen. Möge die Hölle diese Fesseln brechen und der Himmel uns lieblichere Bande schmieden, die nichts mehr zerreißen kann. Möge er aus uns ein Paar machen, treu und zärtlich, wie es nie dagewesen." Endlich erwähnte sie ein „attentat terrible." Die liebenswürdige Halbfranzösin bekommt plötzlich die grauenhaften Züge der Lady Macbeth, indem sie in Bezug auf ihren kranken Gatten an Bothwell schreibt: „Denkt nach, ob sich nicht irgend ein Geheimmittel fände, das man ihm als Arznei eingeben könnte." („Voyez si l'on ne pourroit point imaginer quelque moyen secret en forme de remède.")

Aus jener Zeit, wo sie die Gesellschaft floh, um einsam zu weinen, scheinen alle die Sonette zu stammen, die sich später in Bothwell's Kästchen fanden. Eins davon lautet:

Hab' Mitleid, Gott, zu dem ich einsam weine,
Und sag', welch' Zeichen ihm die Kummervolle
Von ihrer Lieb' und Treu' noch geben solle,
Welch' Zeichen, das ihm eitel nicht erscheine?

Den Leib gab ich ihm hin, das Herz hat keine
Ihm fremde Regung, der Verwandten Grolle
Setz' ich mich aus, damit der Freund nicht schmolle,
Und geh in Schande unter als die Seine.

All' meine Freunde will ich gern vermissen
Und Gutes mir von meinem Feind versprechen,

Die Ehre gab ich ihm und mein Gewissen.
Für ihn will ich mit Welt und Menschen brechen
Und seinen Ruhm mit meinem Tod besiegeln:
Was bleibt noch, um ein treues Herz zu spiegeln?*)

Wie dieses vorstehende Sonett eine unermessene Hingebung ausspricht, welche vor nichts zurückschreckt, so findet sich im folgenden die Liebe im höchsten Maße der Leidenschaft mit ihrer Qual, ihrem Glücke, ihrer Eifersucht und Begehrlichkeit:

Mein Herz, mein Blut, mein Freund, Quell meiner Sorgen!
Du gabst Dein Wort zum Pfand, zu mir zu kommen,
Die Nacht mit mir zu kosen bis zum Morgen —
Was lässest Du mich schmachten, tiefbeklommen?

Ich fühl' mein Herz von Todesangst gestochen,
Ich seh' mich fern vom Rausche meiner Wonnen,
Ich zittre, daß Dein Herz mit mir gebrochen,

Daß Kälte und Vergessen Dich umsponnen,
Ich glaub', daß böser Zungen Gift uns trenne,
Und meine Liebe in sich selbst verbrenne.**)

---

*) O Dieu, ayez de moi compassion
Et m'enseignez quelle preuve certaine
Je puis donner, qui ne lui semble vaine
Le mon amour et ferme affection.

Las! n'est pas déjà en possession
Du corps, du coeur, qui ne refuse pein
Ny dishonneur en la vie incertaine
Offence de parens, ni pire affection.

Pour lui tous mes amis j'estime moins que rien
Et de mes ennemis je veux espérer bien,
J'ai hazardé pour lui et nom et conscience.

Je veux pour lui au monde renoncer,
Je veux mourrir pour le faire avancer:
Que reste plus pour prouver ma constance?

**) Mon coeur, mon sang, mon ami, mon souci,

Wie in diesen mitgetheilten Sonetten, ist die Königin auch in allen übrigen dem geliebten Manne gegenüber verschwunden; nur ein von Liebe ergriffenes Weib ist da, das in Unterwürfigkeit blindlings folgt, wohin Bothwell es führt. Sie fühlt das Grauen, das der Mann vor ihr haben muß, und ergreift jede Gelegenheit, sich so kindlich zu stellen als möglich. Nur um seinetwillen kann sie dergleichen Dinge begehen, d. h. nur in diesem exceptionellen Falle so handeln, nur mit diesem einzigen Manne die Sünde begehen, nur mit ihm und für ihn so lügen und trügen!

Von dem Tage an, an welchem die Authenticität der im silbernen Kästchen gefundenen Briefe Maria's festgestellt und somit ihre Theilnahme am Morde ihres Gemahls erwiesen wurde, ist Maria's Prozeß vor der Geschichte verloren gewesen. Er hätte aber auch nie so lange gedauert, ihre Schuld wäre nie bestritten worden, wenn nicht ihr Unglück in neunzehnjähriger Haft, die Barbarei ihrer Hinrichtung und der hochherzige Muth, mit dem sie das Schaffot bestieg, es der katholischen und jakobitischen Partei ermöglicht hätte, an das Gemüth zu appelliren. Ihre

---

Las! vous m'avez promis q'aurions plaisir
De diviser avec vous à loisir
Toute la nuit ou je languis ici.

Ayant le coeur d'extrême peur transi
Pour vous absent du bal de mon désir
Crainte d'oublier un coup me vient a saisir.

Et l'autrefois, je crains que rendurci
Soit contre moi votre aimable coeur
Par quelque dit d'un méchant rapporteur.

Unschuld kann nach der Darstellung Laing's in seiner „History of Scotland“ Niemand mehr behaupten.

Die große Masse ihrerseits bekümmert sich wenig um die Details der Geschichte, selbst ihrer interessantesten Persönlichkeiten, wenn diese dreihundert Jahre todt sind, und so ist denn beim Publikum jene Charakteristik Maria's die feststehende, welche es durch Schiller's Tragödie erhalten. Es war ein Weib zu schildern, naiv und grausam, kindlich und sinnlich, zuerst die Verderberin, der schöne, lächelnde Würgengel vieler Männer, zuletzt das Opfer eines rohen, aber energischen Gewaltmenschen. Es war eine Welt voll Fanatismus, Trug, Gewaltthat, Leidenschaft und Heuchelei zu malen; aber die Darstellung solch einer Welt muthete Schiller nicht an, den Dichter, dessen eigenthümliches Wesen die Begeisterung für allgemeine Rechte, jugendlicher Freiheitsdrang und kosmopolitische Menschenliebe waren. Eine Verbrecherin zu malen mit der Miene der Unschuld, eine Frauennatur, in welcher sich Extreme mischen, das lag außerhalb der Grenzen seiner künstlerischen Absichten, vielleicht auch außerhalb der Grenzen seiner dichterischen Schöpferkraft. So zeigte er uns blos die duldende, höchstens ihren Leichtsinn büßende Frau, deren ganze erschütternde Vergangenheit er nur mit zwei Versen oberflächlich berührt:

> Du hast den Sänger Rizzio beglückt,
> Und jener Bothwell durfte Dich entführen.

Eine ganze Welt von Dingen ist in Schiller's Dichtung übergangen worden, um uns blos einen rührenden Abschied vom Leben zu zeigen.

Der interessanteste dramatische Stoff scheint somit noch immer der poetischen Bewältigung vorbehalten. Björsterne Björnson hat daraus ein herrliches dramatisches Fragment aufgebaut, das aber leider nur ein Fragment geblieben.

William Davenant.

Der Mann, von welchem die Zeitgenossen munkelten, er möchte der natürliche Sohn Shakespeare's sein, wäre uns selbst dann interessant, wenn er ein Schuhflicker oder ein behäbiger Spießbürger gewesen wäre, er wird uns aber noch interessanter, wenn er in seiner geistigen Physiognomie und seinem abenteuerlichen Leben Züge aufweist, welche an seinen problematischen Vater erinnern. Und so glaube ich, wird der Leser nicht ungern etwas von William Davenant hören, der ihm vielleicht nur dem Namen nach bekannt ist.

Wenn Shakespeare, wie er es gewohnt war, alljährlich zu Besuch nach Stratford ging, pflegte er, wie Anthony Wood erzählt, jedesmal zu Oxford in dem Wirthshaus „zur Krone" einzukehren, welches damals das erste der Stadt war. Der Wirth, John Davenant, ein mürrischer und schwerfälliger Mann, aber ansehnlicher Weinschenk, (a very grave man and a sufficiant vintner) — letzteres Wort bedeutet nicht, wie man glauben möchte, einen Winzer, die es ja in England nicht gab, sondern einen Weinhändler — war ein großer Bewunderer des Dich-

ters, wogegen wieder dieser an Mistreß Davenant, welche eine außerordentliche Schönheit und eine Frau von Geist und Bildung war, großes Gefallen fand, worüber es in der Stadt viel Gerede gab.

Als nun dem Gastgeber „zur Krone," John Davenant 1605 ein Söhnlein geschenkt wurde, fungirte Shakespeare als Taufpathe und das Kind wurde William genannt.

Als William, so erzählt Wood weiter, heranwuchs und ein kleiner Schulknabe ward, da war Niemand, den er auf der Welt lieber gehabt, als seinen Taufpathen. Eines Tages begegnete ein ansehnlicher Oxforder Bürger dem Kleinen, wie er, seine Bücher unter dem Arme, athemlos aus der Schule nach Hause lief. Er hielt ihn auf und fragte ihn, warum er denn so renne? Der Knabe antwortete, sein Pathe, Herr Shakespeare, sei da. Nun aber heißt der Pathe auf englisch god-father, das ist der geistige Vater am Taufbecken und der alte Oxforder Bürger, der schlagfertigen Witzes war, lachte und sprach: Now hear; my boy, you ought not to take the nom of God in vain! (Junge, Junge es heißt: Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen d. h. laß' den „Gott" weg und laß' es an „Vater" genug sein.

Desgleichen erzählt Malone, daß William Davenant, wenn er als junger Mann mit Freunden in ausgelassener Lustigkeit bei einem Glase Wein saß, zu sagen pflegte: Shakespeare habe wohl Ursache gehabt, so oft nach Oxford zu kommen. Ihm scheine, er (William Davenant,) schreibe mit eben demselben Geiste, in welchem Shakespeare geschrieben, und er habe nichts dagegen, daß man ihm diesen

Vater zuschreibe, (and was contented enough to be thought his son).

Spätere Biographen, indem sie zugestehen, daß die böse Welt Arges gesprochen und der junge William Davenant in ganz Oxford für einen Sohn Shakespeare's gegolten habe, erinnern doch daran, daß man dergleichen Insinuationen zurückweisen müsse. Abgesehen davon, daß es schlecht sei, der Tugend der schönen Kronenwirthin nahezutreten, sei auch Shakespeare immer durch Reinheit des Lebenswandels ausgezeichnet gewesen, und wenn er auch in seinen Werken unzählige Mal von Hahnreihschaft und von Hörnern gesprochen, sei deßhalb nicht anzunehmen, daß er selbst irgendwo Hahnreihschaft verschuldet und selbst irgend Jemandem Hörner aufgesetzt habe.

Das ist nun Alles recht schön; dessenungeachtet liegt es uns fern, uns Shakespeare, der seiner Anna Hathaway durchgegangen war und zwanzig Jahre vom Hause fern lebte, als einen Mann ohne Sinne zu denken, der sich während dieses Zeitraumes stets des Cölibats beflissen. Er gehört überhaupt nicht zu den starren Prinzipienreitern und findet bei aller Hochstellung weiblicher Tugend doch auch Milderungsgründe für weibliche Fehltritte. Sagt nicht seine Emilia:

„Mich dünkt, es ist der Männer Schuld
Wenn Weiber fallen.
Wenn sie, verkehrt, in laun'scher Eifersucht,
An's Haus uns fesseln, wenn sie gar uns schlagen,
Wenn sie in Leichtsinn unser Gut verthun,
Dann schwillt auch uns die Galle, wir sind fromm,
Doch nicht von Rachsucht frei. Sie sollen's wissen,

Wir haben Sinne auch, wir seh'n und riechen
Und haben einen Gaum für süß und herb,
Wie unsre Männer — —
Gewiß, und haben wir nicht Leidenschaft?
Nicht Hang zur Lust? Und Schwachheit gleich den Männern?
Drum, wenn der Mann sich treulos von uns kehrte
War's seine Bosheit, die uns Böses lehrte.

Wissen wir übrigens, was der Kronenwirth, der ansehnliche Weinschenk, für ein Geselle war? Jedenfalls dachte William Davenant, der Sohn, ähnlich wie der Bastard Faulkonbridge:

„Beim Sonnenlicht, sollt ich zur Welt erst kommen
So wünscht' ich keinen beſſ'ren Vater mir!
Es giebt auf Erden losgesprochne Sünden
Und Eure ists! — — — Ach Mutter,
Vom Herzen dank' ich Euch für diesen Vater,
Wer sagen darf, daß Uebles sei geschehn,
Als ich erzeugt ward, soll zur Hölle gehn!"

Doch sei dem, wie ihm wolle. William Davenant, ein wunderschöner, aufgeweckter Bursche, ward seinem älteren Bruder sehr unähnlich und trat auch nicht in die Fußtapfen John Davenants. Er machte schon sehr früh Verse und dichtete, als William Shakespeare starb, eine Elegie auf dessen Hingang, die sich noch in der Sammlung seiner Werke erhalten hat und als das Geistesproduct eines elfjährigen Knaben sehr bemerkenswerth ist.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf der Universität Oxford war William, in der Hoffnung, am Hofe sein Glück zu machen, nach London gekommen. Er wurde Page bei der prachtliebenden Herzogin von Richmond, welche

damals einen völligen Hofstaat hielt, und kam sodann als Sekretär zu Sir Fulke Greville, Lord Brooke.*) Nach dem Tode dieses seines Gönners sah sich der junge Mann ohne Beschützer, ohne Vermögen und Einnahmsquellen, und begann für die Bühne zu schreiben. Er brachte einen „Alboin, König der Lombarden," auf's Theater, der großen Beifall fand, und wurde seitdem beständig bei Hofe gesehen, wo Lord Dorset und der Schatzkanzler Weston ihn besonders protegirten. Hier stand er mit den Dichtern und Schöngeistern jener Zeit, Carrew, Suckling, Endimion Porter, Henry Jermys im freundschaftlichsten Verkehr. Doch um diese Zeit traf unsern jungen Freund, der im Punkte der Frauen nicht wählerisch war, ein herbes Unglück. Er erlag einer in damaliger Zeit viel verbreiteten Krankheit und erlitt einen Schaden an seiner Nase. Sein Gesicht, auf welchem bisher die Frauenaugen mit Vorliebe geweilt, blieb fortan arg entstellt.

Die Zeit war damals eine gar ausgelassene. Noch blühte das lustige England (merry old England) und die untergehende Sonne der Monarchie beleuchtete eine bunte, heitere, genußsüchtige Welt. Es war eine Periode voll Licht wie voll Schatten, voll Glanz, Poesie und Luxus, aber auch voll Verderbniß, Willkür und Uebermuth. Nach dem Tode des dickköpfigen Königs Jakob war theilweise wieder ein frischerer Geist erwacht, eine Zeit der Unternehmungen schien anheben zu wollen. Drang nach Ruhm und Gier nach Reichthum trieben zur Erwerbung neuer Kolonien, zum ersten Mal sah man in der

*) Fulke Greville, Lord Brooke geboren 1554 † 1628 ist Verfasser einer Tragödie Mustapha.

Themse Schiffe, die von Chili und Peru, vom La Platastrom und von der Magelhaensstraße kamen. London wurde durch den Welthandel reicher und reicher und wuchs an Umfang wie an Pracht.

Der Hof hatte an Anständigkeit und Sinn für Schicklichkeit gewonnen. Die Gewohnheit, sich zu betrinken, die in König Jakobs Umgebung in bedenklichem Grade um sich gegriffen hatte, wurde abgelegt, es gab auch, wenn wir von Buckingham absehen, der seinen Einfluß bewahrte, keine skandalösen Gönnerschaften mehr. König Karl I. gab seinen hohen Begriff von souverainer Würde durch zurückhaltenden Ernst kund. Seine Hauptleidenschaft war, wie Jedermann weiß, die Malerei. Er kaufte die ganze Galerie des Herzogs von Mantua auf, sammelte Bilder und zog Rubens und Van Dyk an seine Tafel. Karl war aber auch ein Freund der Dichtung; besonders gern las er Spenser und Shakespeare, letzterer wird von Milton der Freund seiner einsamen Mußestunden (the closet companion of the royal solitudes) genannt. Schäferspiele von Flechter, Masken von Ben Jonson, scenische Aufführungen im Charakterkostüm mit Gesang und Tanz wurden bei Hofe in prachtvoller Ausstattung gegeben. Es gab Vorstellungen, die über zwanzigtausend Pfund kosteten. Die ersten Kavaliere und die schönsten Damen Englands waren die Schauspieler. In reichen Kleidern, von Gold und Juwelen funkelnd, jetzt mit den Attributen der Götter, jetzt mit denen der Helden, Könige oder Schäfer ausgestattet, erschienen sie auf der Bühne, tanzten zur Musik, stiegen in Wolkenwagen herab, flogen auf künstlichen Schwingen

davon. Davenant, nach Ben Jonson's Tode gekrönter Dichter geworden, zeichnete sich besonders in solchen abenteuerlichen Kompositionen aus und dichtete eine ganze Reihe von halb lyrischen, halb dramatischen Festspielen. Die meisten derselben haben es mit Allegorien zu thun, dann erhalten wir aber auch Dialoge historischer oder anderer Persönlichkeiten, die im Kostüm gesprochen wurden. Eine düstre Musik kündigt den Diogenes an, der aus seiner Tonne hervorkriecht, um sich über die Theater, die gemalten Gaukelbuden mit Wolken von Pappe, das Spielzeug der einfältigen Menschen, zu ereifern. „Da meinen die Tröpfe, es könne sie bessern und veredeln, wenn sie die Schatten großer Männer vor sich sehn! Als ob, groß oder edel zu werden, vom Willen abhänge!" Aristophanes tritt ihm entgegen, nimmt Musik und Schauspiel in Schutz und schlägt den finstern Barbaren mit unwiderlegbaren Gründen. In einer andern „Maske" debattirt ein Pariser mit einem Londoner, welcher Hauptstadt der Vorzug zu geben sei. „Eure engen Gassen," sagt der Pariser, „scheinen aus der Zeit zu stammen, wo Schubkarren die einzigen Wagen, und Karossen noch nicht erfunden waren." Er spottet über Londons niedere Dächer, die Zimmer, in denen man mit aufgesetztem Hut nicht stehen kann, die Betten, so schmal wie Särge, und preist Paris als die Schule des Geschmacks und das Paradies der Lebemänner. Der Londoner dagegen spottet über das Zusammenwohnen ganzer Familien in einem Zimmer, die schmale Kost und das ekle Zeug, das als ragouts, saucequets, demibisques, capitolades und entremets gegessen werde; über den Louvre, der nur

im Plan groß ist. Auch der Schweizer thut er Erwähnung, die in ihren Pumphosen den weiten Weg daher kommen müssen, um das Volk von Paris in Respekt zu erhalten. Gefällige Verse zum Lobe Londons beschließen den Dialog.*)

In diesem und den zahlreichen anderen Gedichten Davenant's spricht sich ein eigenthümlicher und interessanter Geist aus. Das Ganze ist manierirt; die Furcht, platt und trivial zu werden, bringt den Dichter dem Gezwungenen nahe, aber es ist Geist und Witz, Seele und Leben darin. Er schreibt Concetti's, aber sie sind nur selten blos ein reizendes Spiel, meist bergen sie eine edle und warme Empfindung. Ein paar Proben, die ich nur darum wähle, weil ich keine kürzeren finde, werden von seiner Manier einen deutlichen Begriff geben.

Einer schönen Frau bringt er folgendes Morgenständchen dar:

Die Lerche flieht ihr feuchtes Nest und schwingt
Den Thau vom Flügel schüttelnd, sich empor,
Sie hält dein Fenster für den Ost und singt
Und fleht: o laß dein Licht hervor.

---

*) Though Paris may boast a clearer sun
Yet, wanting flows and ebbs of Seine,
To keep her clean
She seems ever chokt, when she is dry.
And though a ship her scutcheon be
Yet Paris has no ship on sea.

London is smothered with sulphrous fires
Still she wears a black hood and cloak
Of sea coal smoke
As if the mournd for brewers and dyers.
But she is cool'd and cleaned by streams
Of flowing and of ebbing Thames.

Auf, auf! der Morgen steigt doch nicht heran,
Eh' er sich nicht in deinen Augen spiegeln kann!

Der Kaufmann grüßet nach dem Schiffstern hin,
Der Pflüger pflügt, so bald die Sonne lacht,
Allein dem Liebenden will's nicht zu Sinn,
Wie's Einem tagt, eh' seine Herrin wacht.
Auf, Liebchen, auf! Des Lagers Vorhang schlag'
Rasch auseinander — dann erst ist es Tag!

Wunderliche, bizarre Verse, bizarrer noch im Original, denn es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Uebersetzung alle Details und Finessen Davenant's nicht wiedergeben kann. So hat der Vers der ersten Strophe:

The morn will never rise,
Till she can dress her beauty at your eyes

meiner Ansicht nach eigentlich den Sinn: Der Morgen kann nicht erscheinen, bevor er vor deinen Augen, als seinen Toilettenspiegeln, seinen Schmuck angelegt.

Wahrhaft schön trotz ihrer Verschnörkelung sind die folgenden Zeilen, die er für einen Vater dichtet, dem der Tod die reizend schöne Tochter entrissen:

Scheint der Stein zu Deinen Füßen,
Welcher hütet ihren Schrein,
Dir von Thränen feucht zu sein,
Denk', er weinet, weil ihm bangt,
Daß der Heilgen Gebet
Bald den Tag des Lichts erfleht,
Wo der Himmel ihren süßen
Staub von ihm zurückverlangt!

Es giebt in der Poesie dieser Zeit, wie in der bildenden Kunst der Spätrenaissance, einen Stil der Ueberladung und der allzu gehobenen Stimmung, welcher doch entzücken

kann, weil aus dem kühnen Schwung der Linien, mitten durch die Ueberladung mit Verzierungen, holde Grazie lächelt oder ein würdevoller Ernst blickt.

„Davenant hatte,“ schreibt Dryden, „eine so lebendige Einbildungskraft, daß Alles, was er sagte, überraschte. Seine Erfindungen und Einfälle waren derart, wie keine ähnlichen aus eines anderen Mannes Kopf kommen. Er arbeitete rasch, verbrachte aber mit dem Verbessern des Entworfenen die doppelte und dreifache Zeit.“ Er war eben ein großer Ornamentist, der stets die Gesammtwirkung durch dekorative Zuthaten erhöhen wollte.

Das politische Drangsal der Zeit war inzwischen fortwährend gewachsen. Nach der Auflösung von vier auf einander folgenden Parlamenten war jenes eröffnet worden, welches den Namen des langen oder des blutigen in der Geschichte bewahren sollte. Seine ersten Angriffe richtete es gegen den Grafen Strafford, der des Hochverraths angeklagt war: der König erklärte, daß er seinen Minister zwar entlassen wolle, ihn aber für keinen Hochverräther erkennen könne. Man weiß, wie diese Erklärung das Uebel nur noch ärger machte, wie das Volk das Parlament umringte und den König zur Preisgebung seines Ministers zwang. In diesen Tagen des Mai 1641 wurde auch Davenant, unter der Anklage, die Armee zur Vertheidigung des Königs aufgewiegelt zu haben, verhaftet. Eine Weile schien es, daß ihm das Aergste bevorstehe; er wurde jedoch gegen Bürgschaft freigelassen und es gelang ihm, nach Frankreich zu flüchten. Bald kam er von dort mit einigem Kriegsmaterial zurück, welches die Königin dem kleinen

Royalistenheere sendete, und wurde, als er seine Dienste dem Marquis von Newcastle antrug, zum General-Lieutenant der Artillerie ernannt. Der Bürgerkrieg war inzwischen emporgelodert. Karl I., bisher ein wunderliches Gemisch von Tugenden und Fehlern, von Rechtschaffenheit und Schwäche, raffte sich auf. In Gemeinschaft mit Lord Falkland, seinem Minister, kämpfte er für seine Sache mit aller Kraft. Das Waffenglück verschaffte ihm einige Ruhe, ja der Sieg schien auf seiner Seite bleiben zu wollen. Im Parteikrieg dieser Zeit muß sich Davenant in Diensten der königlichen Sache hervorgethan haben; 1643 wurde er mit Rücksicht auf Waffenthaten, die er bei der Belagerung von Gloucester geleistet, in den Ritterstand erhoben.

Da stürzte in der Schlacht von Naseby das Glück des Königs zusammen. Cromwell entriß seinen Händen den schon erfochtenen Sieg. Karl floh nach Schottland, das schottische Parlament lieferte ihn dem englischen aus. Aus dem Gewahrsam des Parlaments in die Gefangenschaft des Heeres gekommen, entfloh Karl I. ein zweites mal, wieder zu seinem Verderben. Das Blutgericht wurde zusammengestellt, das Karl Stuart wegen Hochverraths richten sollte. Am 17. Januar 1649 hatte man das Todesurtheil über den König ausgesprochen; am 30. desselben Monats war sein Haupt vor dem Palast von Whitehall gefallen. Die Verfolgung der königlich Gesinnten nahm einen immer größeren Umfang. Davenant entfloh abermals nach Frankreich, gewann das Vertrauen der Königin Henriette und wurde von ihr in mehreren wichtigen Missionen verwendet. Er war inzwischen katholisch geworden.

Im Louvre, mit seinem Freunde Jermys zusammenlebend, begann er sein großes episches Gedicht „Gondibert,“ dessen zwei erste Bücher mit einer Widmung an Thomas Hobbes, den Philosophen, und einer Antwort desselben 1651 gedruckt werden sollten.

Es ist dieser Gondibert ein Ritterepos von breitester Anlage und sollte des Dichters Hauptwerk werden. Die Handlung spielt im Mittelalter, zur Zeit lombardischer Könige, in Verona. Mittelpunkt derselben ist, daß König Aribert ohne männliche Erben sich dem Tode nahe fühlt und mächtige Lehnsherrn in Kampf um die Hand seiner schönen Tochter Rhodalinde gerathen. Eine ganze Reihe von Liebespaaren rückt vor, Abenteuer schließt sich an Abenteuer, zuletzt ballt sich alles zu einem Knoten von Neigungen, Feindschaften, Beziehungen, der fast unentwirrbar scheint. Die Sprache dieses in lauter Vierzeilen geschriebenen Epos ist unaussprechlich geziert, oft bis zur Unverständlichkeit, aber fast auf jedes Blatt hat ein edler, hochherziger Geist den Stempel gedrückt. Immer wieder begegnet man Versen, die einem edlen Gedanken in knappster, gediegenster Form Ausdruck geben.*) Die Ueberzeugungen des „Cavaliers“ nobelster Sorte machen sich trotz des scheinbar fernliegenden Gegenstandes Luft.

Davenant hatte inzwischen auf Ersuchen der Königin ein Freikorps ausgerüstet, mit welchem er sich in die loyal gebliebenen amerikanischen Kolonien Virginiens begeben

*) Men first allow men virtue, when they die. — Ambition is the minds immodesty. — Number it is, which makes opinion law. — Temples were not build for cowards prayer u. s. w.

wollte. Das Kolonistenschiff wurde von einem Kriegsschiff des Parlaments aufgefangen und Davenant als Gefangener nach Cowes-Castle auf der Insel Wight gebracht. Hier setzte er, um die Oede seiner Haft zu mildern, die Arbeit am Gondibert, die sein ganzes Gemüth erfüllte, fort, blieb aber in der Hälfte derselben, wie von der Gewißheit seines Todes erschreckt, stecken. „Obwohl erst auf der Hälfte meiner Fahrt,“ sagt er im Postkript an die Leser, „ist es für mich hohe Zeit, die Segel zu streichen und den Anker auszuwerfen, denn schon steht am Schiffshelm, mich bedrohend, der Tod, dessen Erscheinung selbst bei den Rechtlichen und Schuldlosen einen Ernst erweckt, vor dem die Musik der Verse verstummt. Es sollte eigentlich nicht so sein. Krieg und Eroberung sind die Axe der Welt, auf welcher sie sich von jeher gedreht, um welche sie sich noch fürderhin, ja bis ans Ende der Tage drehen wird. Darum sollten Kriegsthaten und Siege nicht so verwunderliche Dinge scheinen, daß sie die Aufmerksamkeit der Menschen so sehr von den edlen und schönen Künsten abziehen, daß sie nur auf die blutigen Trophäen blicken, noch sollten die Besiegten ihre Niederlage so anstaunen, daß sie darüber in Trauer verfallen, eine unheilbare Krankheit der Seele, in welcher der Kranke das Heilmittel verschmäht. Folgte ja Alexander von Macedonien der Trommel bis Indien und trug dabei den Homer in der Tasche; saß doch August in den Pausen zwischen den Schlachten friedlich mit Maecenas und Horaz zu Tische; der große Kardinal aber, während er Armeen aussendete und gegen eine fremde Invasion rüstete, nahm den Virgil und den

Tasso in der Gallerie des Louvre zur Hand . . . . Warum stehe ich so tief unter diesen Heroen?"

Gedanken- und empfindungsvolle Zeilen, ergreifend, wenn man bedenkt, daß sie während eines Kriminalprozesses und im Angesichte des Schaffots geschrieben wurden. Einen edleren Ausdruck hat das dunkle Todesbangen bei einem Soldaten wohl selten gefunden. Doch Davenant ist immer ritterlich. Einmal sagt er sehr schön:

„Gefahren sind nur des Todes Masken, die, abschreckender als dieser selbst, so manche als Feiglinge vom Schlachtfeld scheuchen. Wenn wir uns aber gewöhnt haben, die Maske zu schauen, fürchten wir uns vor dem Gesichte nicht mehr."*)

Man fühlt es heraus, daß es Davenant mit diesen Worten ernst gemeint. Auch hatte er wirklich den an ihn heranreitenden Tod und das Gesicht des Knochenmanns hinter dem halbgeöffneten Visier oft genug gesehen.

Vom Parlament der hohen Justizkommission überliefert, wurde Davenant in den Tower von London gebracht. Da verwendete sich für ihn ein Mann, dessen Einfluß damals sehr groß war: der Sekretair des Lord-Protektors für lateinische Korrespondenz, der Verfasser der „Defensio pro populo anglicano," John Milton. Er hatte kaum Kunde von Davenants Verhaftung erhalten, als er schon zu ihm eilte und alles zu thun versprach, um ihn

*) . . . . dangers, which death's vizards are,
More ugly than himself and often chase
From battle coward-like; but when we dare
His vizard see, we nomore fear his face. Gondibert.

zu retten. Einige Tage später war Davenant bereits durch Milton's Fürwort frei. Gewiß, Davenant's Name war schon damals glanzvoll und der größten Theilnahme werth, aber was mochte doch den schlichten tieffrommen Puritaner bewegen, gar so eindringlich für den lebemännischen Hofmann, den Kavalier, den royalistischen Parteiführer einzustehen? War es nicht vielleicht zum Theil die Erinnerung an Shakespeare, die Sorge, daß nicht vielleicht gar dessen Sohn dem Beile des Henkers verfalle? Wir wissen Alle, wie Milton Shakespeare verehrte, und kennen die unsterblichen Verse, die er seinem Andenken geweiht!

Als Davenant sich wieder frei sah, galt es die böse Zeit mit stoischem Muthe tragen. Die finstere Nebeldecke des Pietismus hatte alle Farben der Kunst ausgelöscht, das lustige Alt-England war verschwunden, das Reich der palmsingenden Rundköpfe, welche die Bibel im Tornister trugen, hatte begonnen. Unerhörtes in der Geschichte der Völker hatte sich begeben: die Theater waren durch Regierungsdekrete für aufgehoben erklärt worden. Heuchelei und Fanatismus hatten endlich gesiegt über Phantasie, Witz, Erfindung. Finstere Sektirer, welche die Grundsätze ihrer Handlungsweise inmitten einer civilisirten Welt der wörtlichen Befolgung von Schriften entnahmen, die vor mehr als tausend Jahren bei rohen Völkern Geltung gehabt, stellten Normen auf, welche eher in die Wüste als in die Gesellschaft, eher in ein Kloster als in die gebildete Welt paßten. Man hatte die Schließung der Theater verlangt und sich dabei auf die Bibel und die Kirchenväter berufen, man wollte mit der Pflugschaar eiserner Dekrete über den

Boden des Drama fahren und glaubte für alle Zeiten Salz in dessen Furchen gestreut zu haben. Dieser Krieg gegen die Bühnen hatte schon unter Elisabeth begonnen, er war dadurch nur verbitterter geworden, daß Schauspieler und Dichter gewohnt waren, sich lustig zu machen über die Frommen. Die Schauspieler hatten sich in alle Winde zerstreut, viele, welche im Sonnenschein des Hofs gelebt, hatten die Waffen gegen Parlament und Puritaner ergriffen. Es ging ihnen übel, wenn sie gefangen wurden. Wenn sie um Pardon baten, scholl ihnen der Ruf entgegen: „Verflucht der, welcher lau ist im Werke des Herrn!“ und der Gefangene wurde erschossen, weil er ein Schauspieler gewesen.

Erst nach des Lord-Protektors Tode gelang es Davenant, der seine Passion für Drama und Bühne bewahrt hatte, in Rutland-House, unter Protektion des Lord Whiteloke, Sir John Maquard und anderer ausgezeichneter Männer, ein Theater zu errichten. Nachdem er dort zuerst unter dem Namen von „Unterhaltungen“ kurze dramatische Zwischenspiele, meist italienischen und französischen Originalen nachgedichtet, vorgeführt hatte, wurde er allmälig kühner und brachte ganze, regelmäßige Stücke zur Aufführung: „Die Belagerung von Rhodus“ (1656), „Die Spanier in Peru“ (1658), „Francis Drake“ (1659), „Die Favoritin,“ „Das Liebesverbot,“ — eine Umdichtung von Shakespeare's Maaß für Maaß, — „Ein Theater zu pachten:“ alles von ihm selbst verfaßte fünfaktige Dramen und Lustspiele.

Indessen traten die Zeichen einer Gegen-Revo-

lution immer deutlicher hervor. Es stellte sich heraus, daß nicht der Wille der Nation, sondern nur der einer Partei so lange regiert habe. Richard Cromwell zeigte sich völlig ungeeignet, die große Erbschaft seines Vaters aufrecht zu erhalten. Monk, auf welchen bereits schon lange Aller Augen gerichtet waren, bezeugte offen seine Absicht den Thron wieder herzustellen, und bald empfing Karl II, der schlechtere Sohn eines unglücklichen Vaters, die Krone. Die Revolutions-Häupter fielen unter dem Jubel des Volkes.

Bald nach der Restauration hatte Davenant ein förmliches Theater-Privilegium erhalten. Er eröffnete seine Bühne in Lincolns-Inn's-Fields im Frühjahre 1662 mit einer Gesellschaft, welche The Dukes company hieß und unter anderen den berühmten Betterton zu ihren Mitgliedern zählte. Das erste Stück, das sie gaben, war Davenant's „Belagerung von Rhodus."

Zum ersten Male betraten Frauen die englische Bühne! Die Knaben, welche vor der Revolution in Frauenrollen aufgetreten, waren längst Männer geworden, ein Nachwuchs hatte sich während der Aufhebung der Theater nicht bilden können und so ergab sich diese Reform von selbst. Aber die Angriffe gegen die Neuerung waren endlos. Eine zweite wichtige Maßregel war der Gebrauch beweglicher und bemalter Coulissen. Ich brauche kaum zu erwähnen, welchen Einfluß diese auf den ersten Blick scheinbar nur äußerliche Reform auf das innere Wesen des Theaters gehabt.

Während sich Davenant's Lebensumstände besserten, war der Glücksstern dessen, der ihm einst das Leben ge-

rettet, gleichmäßig herabgegangen. John Milton hatte sein Vermögen durch die Restauration verloren und lebte dürftig und kummervoll in einem elenden Gäßchen, Bartholomey-Close genannt. Er war seit 1652 erblindet und krank. Als der Prozeß gegen die Königsmörder begann, stand auch sein Leben in Gefahr; er durfte es nicht wagen, sich öffentlich zu zeigen. Seine politischen Traktate waren von Henkershand verbrannt worden. Er war Wittwer, bei ihm lebte seine schöne Tochter Deborah, welche ihm seine geliebten Griechen im Original vorzulesen pflegte, seine Cordelia. In der Nacht der Blindheit, arm und unglücklich, arbeitete er an seinem großen, erhabenen Gedichte, dem „Verlorenen Paradies," einem Wunderwerke, wenn man die Verhältnisse und die Zeit erwägt, in der es entstand. Um den Unglücklichen zu retten, hatten Freunde ausgesprengt, Milton sei todt, es war sogar ein Scheinbegräbniß veranstaltet worden. Aber das bot keine Gewähr vor Entdeckung. Ebenso gut wie Davenant konnten noch Andere erfahren, daß Milton noch lebe, der Greis mußte jeden Tag fürchten, aus seinem Versteck gerissen zu werden. Davenant ruhte nun nicht, bis er dem Könige die Begnadigung Miltons abgerungen.

Dann aber suchte er das ärmliche Haus und die elende Kammer auf, in welcher der Dichter lebte. Wohl hatte er das Gefühl, vor einem unendlich Größeren, als er war, zu stehen, wohl fühlte er den Schauer, den ein Genius in Armuth und Dürftigkeit einflößt. Nun, er brachte ihm Freiheit für Freiheit, Rettung für Rettung, Leben für Leben! Davenant konnte Milton ankündigen,

daß sein Name der demnächst erscheinenden Vergessenheits-akte inbegriffen sein werde! Der Segen des Greises, die Freudenthränen der Tochter waren sein Lohn.

Noch im vorgerückteren Alter blieb Davenant für die Bühne thätig. Er machte noch als Sechziger großes Glück mit zwei Lustspielen: „The man is the master" und „The rivals." Schließlich wollte er ein Gegenstück zum „Sturm" liefern. Er meinte, dies Stück sei einer Erweiterung fähig. Als Gegensatz zu dem Mädchen, das noch nie einen Mann erblickt, führte er auch einen Jüngling vor, der noch nie ein Mädchen gesehen, „damit sich so die beiden Charaktere als Vertreter der Liebe und Unschuld gegenseitig um so glänzender erläuterten und offenbarten." Caliban erhielt eine ihm ähnliche Schwester. Der Plan, den Davenant entworfen, wurde von Dryden ausgeführt; das Stück hatte einen Kassenerfolg, ist aber werthlos. Dryden schreibt in der 1669 gedruckten Vorrede dazu: „Dies Stück gehört ursprünglich Shakespeare an, einem Dichter, für welchen Davenant eine ganz besondere Verehrnng hatte und den er mich zuerst bewundern lehrte. Früher war es mit Erfolg in Black-Friars gegeben worden und unser ausgezeichneter Fletcher stellte es so hoch, daß er denselben Plan unter nicht bedeutenden Veränderungen geeignet hielt, zum zweiten Male benutzt zu werden. Wer seine „Seereise" gesehen hat, wird leicht bemerken, daß sie nichts als eine Nachahmung des Sturmes ist. Der Sturm, die verlassene Insel und das Mädchen, das noch keinen Mann gesehen, beweisen dies zur Genüge. Sir John Suckling, ein offen-

kundiger Bewunderer unseres Autors, folgte ihm in seinen „Goblins.“ Dann kam Davenant u. s. w.

Diese Beschäftigung mit Shakespeare's letztem Werke war auch Davenant's letzte Arbeit. Er starb in seinem Hause zu Lincolns Inn's Fields am 7. April 1668 im 64. Lebensjahre und wurde in der Westminster-Abtei beigesetzt.

Auf einem Bilde Davenant's aus seiner besten Zeit sehen wir ihn, freundlich blickend, mit schönen dunklen Augen, auf das lang herabwallende Haar ist der Lorbeer gedrückt. Vom Schnurrbart, der schräg von den Mundwinkeln wegrasirt, ist nur eine Andeutung vorhanden, die Nase ist in der Mitte eingesunken, der eine Nasenflügel lädirt.

Faßt man sein Leben und seine Dichtung zusammen, so sieht man einen Mann des Dranges, des Wagnisses, dessen Leben immer auf unruhigen Wellen war. Man meint auf den ersten Blick eine bis an's Aeußerliche streifende Aehnlichkeit mit Ulrich Hutten zu finden, der wie Davenant, gekrönter Poet und Soldat war; aber Davenants Festhalten an der monarchischen Tradition und sein Uebertritt zum Katholizismus verweisen ihn in's andere Lager. Als Dichter gehört er einer Zeit an, in welcher die Kunst bereits dem Manierismus verfallen war; auch er war der Entartung nicht entgangen. Aber wenn uns das Ganze seiner Dichtung nicht mehr bewegt und anmuthet, der unendliche Reichthum an Kleindetail fesselt und läßt uns vor Gebilden dieser Art, wie vor sinnreichen

Räthselspielen weilen. Jedenfalls überragt er alle anderen Poeten der englischen Restaurationsepoche um eine ganze Kopfhöhe. Er verdient das o rare sir Davenant! auf seinem Grabmal.

Das Ende Ganganelli's.

Es waren ewig denkwürdige Vorgänge, die in Rom mit dem 21. Juli 1773 anhuben. Sie in ihrer Reihenfolge beobachten, heißt gleichsam an einem exquisiten Falle alle Phänomene studiren, welche der am Leben bedrohte Ultramontanismus an den Tag legt.

An diesem 21. Juli hatte Clemens XIV. das Breve unterzeichnet, durch welches der Orden der Jesuiten für alle Zeit aufgehoben sein sollte. „Questa suppressione me dara la morte!“ „Damit habe ich mein Todesurtheil unterschrieben,“ sagte der Papst, als er die Feder weglegte.

Bis zur Bekanntmachung des Decrets und der factischen Aufhebung der Klöster vergingen nun noch fünfundzwanzig Tage, die der „Durchberathung der Sache durch eine besondere Commission“ geweiht waren. Erst am 16. August wurde das berühmte Breve, das mit den Worten: dominus et redemptor noster beginnt, öffentlich bekannt gemacht.

„In Betracht,“ heißt es darin, „daß die Gesellschaft Jesu nichts Gutes mehr hoffen läßt, daß selbst die Kirche, so lange diese Gesellschaft besteht, niemals einen

dauernden Frieden erlangen kann, bestimmt durch diese wichtigen Beweggründe und andere, welche die Gesetze der Klugheit uns an die Hand geben, heben wir nach reiflicher Erwägung aus der Fülle unserer apostolischen Macht besagte Gesellschaft auf und schaffen sie ab — für immer!“

Schon die Worte des Papstes: „Damit habe ich mein Todesurtheil unterschrieben,“ sagen uns, wie seine That zu verstehen war. Das war kein muthiges „ich hab's gewagt,“ es war vielmehr ein Wort, das man bei einem unabwendbar gewordenen Schritt mit der Resignation des Martyriums ausspricht. Wirklich ging die Aufhebung des Ordens nicht aus Ganganelli's freiem Willen, sondern aus der Nothwendigkeit der Dinge hervor. Er hatte sich lange unter dem Vorwande gründlicher Berathung gegen eine Angelegenheit gesperrt, welche seit seiner Besteigung des päpstlichen Stuhles die brennende Frage jedes Tages geworden war. Vorzüglich von spanischen und französischen Cardinälen gewählt, war eine den Jesuiten gegnerische Gesinnung bei ihm vorausgesetzt worden; er aber erklärte bald nach seiner Wahl, „daß er ein von neunzehn seiner Vorgänger begünstigtes Institut weder tadeln noch aufheben könne.“ Es war dies nicht politische Maske, hinter welche er um so sicherer gegen die Jesuiten handeln wollte, es war das ein Zaudern und ein Rückfall in die Passivität.

Erst als Portugal und Spanien die Nuntiaturen nicht mehr besetzten, Venedig mit Kirchenreformen eigenmächtig vorging, kurz, als sich in der katholischen Christenheit ein

Geist regte, der Gefahren für den päpstlichen Stuhl zu erkennen gab, viel schon verloren schien und noch mehr auf dem Spiele stand, die Mächte die Aufhebung des Jesuitenordens als erste Bedingung der Versöhnung aufstellten, wurde der Entschluß dazu reif. Dennoch antwortete Ganganelli denen, die ihn drängten: „Lassen Sie mir Zeit. Ich bin der allgemeine Vater der Gläubigen. Ich kann einen so berühmten Orden nicht aufheben, ohne Ursachen zu haben, die mich in den Augen aller Jahrhunderte und insbesondere vor Gott rechtfertigen.“ Dies 1771 und 1772. Auf stärkeres Drängen der Höfe wurden dennoch allmälig entschiedenere Schritte sichtbar. Es wurde jetzt auch päpstlicherseits von Verderbniß und Verfall des Ordens gesprochen und von Reformirung desselben. Ganganelli rief den Jesuitengeneral zu sich und bemühte sich, ihm zu beweisen, der Jesuitenorden habe kein Privilegium der Unauflöslichkeit, es sei ein Recht des Oberherrn zu entscheiden, wann Hilfstruppen zu sammeln und wann solche aufzulösen seien. Die Jesuiten, sagte er dann, hätten dem päpstlichen Stuhle große Dienste geleistet und manches gute Buch geschrieben, aber sie seien entartet und möchten sich einer Reform unterziehen. Auf solches im Grunde schwächliche Gebahren gab der General das stolze Wort von sich: sint ut sunt, aut non sint. („Sie bleiben wie sie sind oder sollen untergehen.“) Es liegt ein Bewußtsein großer Kraft und vollständiger Sicherheit darin.

Nun, am 16. August, nach der Publication des Decrets mußte der Staatsstreich doch seinen Gang nehmen. Das Collegium Romanum, das Hauptgebäude der Jesuiten

auf der Piazza del Gesu, wurde vom Militär besetzt. Allerdings nicht rasch genug. Man hatte mit den Einleitungen während vorhin erwähnter fünfundzwanzig Tage zuviel Zeit verloren und es den Vätern leicht gemacht, ihre Schätze in Sicherheit zu bringen und alle anstößige Correspondenz zu entfernen. Die Aufhebung selbst ging mit großer Schonung vor sich, für den Lebensunterhalt der Väter war eifrigst gesorgt worden. Es war ihnen die Wahl gelassen in Gemeinschaft, jedoch unter Aufsicht eines weltgeistlichen Oberhauptes und ohne Verrichtung geistlicher Handlungen zu leben, oder nach Ablegung des Ordenskleides sich Stellen und geistliche Verrichtung anweisen zu lassen. Während die Bevölkerung, von der an der Ecke angeschlagenen Proclamation nur mäßig aufgeregt, sich in der lauen Augustnacht auf den benachbarten Straßen umhertrieb, blieb Ganganelli, ohne schlafen zu gehen, im Vatican. Als der Morgen graute, stieg er mit dem Cardinal Monsignor Madeconio, in den Reisewagen und fuhr auf der Via Appia, der alten Legionenstraße, nach Castell San Gandolfo.

Diese Sommerresidenz der Päpste ist am westlichen Rande des Albaner Sees gelegen und blickt mit ihren grauen Mauern und der stattlichen Kuppel ihrer Kirche auf Rom und die weit hingedehnte Campagna. Den Namen eines Castells verdient sie nicht, sie hatte nie Zinnen oder Thürme. Der Wagen hielt vor dem Portal, über welchem das Wappen des Erbauers mit den kunstvoll in Marmor gemeißelten Insignien der Papstwürde zu sehen. Ganganelli durchschritt den großen, ein Viereck bildenden

Hof, wo ein Brunnen sein Wasser in einen antiken Sarkophag ergießt, und eilte in die nach Nordost gelegenen Gemächer, sich endlich schlafen zu legen.

Von diesen Gemächern aus geht der Blick auf den kreisrunden Kratersee von Albano, dem die üppig mit Strauchwerk und Bäumen bewaldeten Ufer einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Ueber diese hinaus steigt der Monte Cavi empor, der einst auf seinem Scheitel den Tempel des Jupiter latialis, das Bundesheiligthum der latinischen Städte, trug.

Hier, in der Stille von Castell Gandolfo, befand sich der Papst trotz seiner achtundsechzig Jahre ganz wohl, wie er denn noch in ungebrochener, rüstiger Kraft dastand. Er trug sich mit allerlei reformatorischen Plänen. So ließ er den Kriegsminister kommen und berieth mit ihm die oft schon ventilirte Frage von der Urbarmachung der Campagna. Auch gegen die landesübliche Castrirung der Kinder, um aus denselben Virtuosen für die Sixtinische Capelle zu bilden, wollte er wirken. „Dieser Brauch muß aufhören,“ sagte er. „Ich werde es nicht mehr dulden, daß man Kinder verstümmele. In meiner Capelle sollen nicht mehr Männer mit Frauenstimmen singen.“

Indessen hatte die so schonungsvoll vollzogene Aufhebung des Jesuitenordens die wilden Rachgefühle der Väter Jesu nicht besänftigen können. Sie hatten schon früher verbreitet, Ganganelli habe seine Wahl lediglich durch das Versprechen ihrer Aufhebung erkauft. Das Billet, das er in dieser Sache dem König von Spanien geschrieben haben sollte, war freilich nirgends zu finden gewesen, aber dessen Exi-

stenz wurde fest behauptet. Durch die Aufhebung der Jesuiten sollte nun der simonistische Papst den Gipfel seiner Verbrechen, ein Unmaß von Ruchlosigkeit erreicht haben, dem ein göttliches Strafgericht folgen müsse. Nach einem im Generalarchiv al Gesu aufbewahrten und mit dem Siegel der Gesellschaft versehenen Berichte des Jesuiten Bolgeni sollte der Cardinal Simone am 21. Juli Abends den Papst auf seinem Bette „im bloßen Hemd und Unterhosen gleich einem Wurm sich windend und wie ein Thier heulend" gefunden haben. Verzweiflungsvoll habe er dem Cardinal geklagt, daß er das Breve unterschrieben und es nicht mehr widerrufen könne, da es schon in den Händen Monino's sei. Noch fürchterlicher habe er aber bereits früher nach der Entfernung des Gesandten getobt und sich aus dem Fenster stürzen wollen, das man sofort verriegeln mußte. Erst gegen zehn Uhr Nachts sei er ruhiger geworden.

Bei den Jesuiten war nun der Tod Clemens XIV. d. h. seine Hinrichtung durch Gift, beschlossene Sache, da nur von einem anderen Papste die Zurücknahme des Edicts zu erwarten war. Es galt aber diesem Tode den Charakter eines „göttlichen Strafgerichtes" zu verleihen. Zur rechten Inscenesetzung desselben boten sich vor Allem zuerst die in der katholischen Kirche schon von Altersher äußerst beliebten „Hellseherinnen" dar. Zwei in diesem Fache wohl erfahrene „Jungfrauen" fanden sich im Dorfe Valentano und brachten bald die ganze Welt in Alarm. Die Weissagungen der einen, Bernhardine Beruzzi, hatten schon im Jahre 1770 begonnen, als die Aufhebung des Jesuitenordens zuerst in Erwägung gezogen wurde,

behielten aber, so lange die Jesuiten noch hofften, einen gemäßigten Charakter. Die Beruzzi sagte unter Anderem: Die Gesellschaft Jesu werde trotz aller ihr dräuenden Gefahren nicht aufgelöst werden, vielmehr werde ein in hohem Ansehen stehender Jesuit von Clemens den Purpur erhalten.

Nach geschehener Publication änderten die Hellseherinnen den Ton. Sie beschuldigten den Papst der Simonie, seine Wahl sei ungültig. Er wurde mit dem chaldaeischen Magus verglichen, der die Mittheilung des heiligen Geistes von den Aposteln durch Geld zu erlangen gesucht. Die himmlische Strafe wegen Aufhebung des Jesuitenordens werde nicht ausbleiben. Der Papst und die Fürsten, welche die Unterdrückung veranlaßt, würden sterben. Mit solchen Prophezeihungen hatte man ihn einzuschüchtern und den Untergang aufzuhalten gedacht. Nun der Schlag gefallen war, weissagten sie dem Papste schmachvollen Tod. Diesmal ausnahmsweise, werde kein gläubiger Katholik die Füße des Papstes küssen.

Die Weissagungen der Hellseherinnen von Valentano wurden sämmtlich zu Papier gebracht und von jesuitenfreundlichen Geistlichen von den Kanzeln herab eifrig verkündet. „Verbreite diese Aussagen, damit ein System in die Sache komme,“ schrieb der Exjesuit Caltraro an einen Collegen und sprach sich damit auf's naivste im Sinne seines Ordens aus. Dieser Caltraro wurde auch Sonettendichter, um die Hellseherin Maria Poli zu besingen, die er mit der heiligen Theresia verglich.

Sie war nämlich eine Stygmatisirte und bot die Erscheinung der zeitweilig blutenden Wundmale an Händen

und Füßen dar, von denen die Heiligenlegende so viel, die exacte Medicin nichts weiß. Was sind eigentlich Stygmatisirte? Es sollen Personen sein, die in Folge ihrer besonderen Verehrung des Kreuzes und einer den Wunden Christi zugekehrten Andacht als ein Geschenk von Oben rothe Flecke oder Wunden erhalten haben, welche an die Wundmale des Heilands erinnern. Solche Wundmale hatte Franz von Asissi, desgleichen die heilige Brigitta und die heilige Theresia, in unserer Zeit die Schwester Emerich zu Agnesenberg in Westphalen. Besonders aber war Tyrol so glücklich, dergleichen Gezeichnete zu besitzen: die sogenannte extatische Jungfrau von Caldaro — unsern Botzen — und die „Addolorata von Capriana.“ Es war nun von jeher Grundsatz der Geistlichkeit, jedes Examen durch wissenschaftliche Aerzte von diesen Kranken fernzuhalten, die sie als ihren eigenthümlichen Besitz erklärten; dennoch läßt sich ganz wohl darüber reden. Alten Bildern der heiligen Theresia begegnet man häufig in Gallerien und Kirchen. Die bläulichen, mißfarbenen Flecken an ihren über die Brust gekreuzten Händen deuten im Verein mit dem todtenbleichen Gesicht, den grünlich beringten Augen und dem marmorirten Aussehn der Haut auf den Scorbut hin, den sie sich durch ein Leben von Fasten und Kasteiung zugezogen. Anders verhält es sich jedenfalls mit den Wundmalen des Franz von Asissi. In unserer Zeit wenigstens würden solche immer wieder aufbrechende rosenrothe und rostfarbene Flecken an Handrücken und Fußsohlen im Verein mit dem übrigen Aussehn keineswegs für Zeichen einer heiligen

Vergangenheit und für Male, die überirdische Liebe aufgedrückt, gelten. . . . . . .

Wir kehren nach dieser kleinen Abschweifung zu Clemens XIV. zurück.

Von den Hellseherinnen hatte sich die Androhung seines Todes in immer weitere Kreise verbreitet. So erschienen auch kleine Bildchen, die seinen bevorstehenden Tod ankündigten. Die Prager Universitätsbibliothek, welche ein interessantes Manuscript, eine Sammlung der authentischen, über Krankheit und Tod Clemens XVI. von seinen Aerzten veröffentlichten Documente besitzt — ein Manuscript, welchem ich die nun nachfolgenden Angaben entnehme — besitzt auch noch zwei jener kleinen Kupferstiche, welche unmittelbar nach dem Erscheinen des fatalen Breve's massenhaft in deutschen Ländern colportirt wurden. Man sieht auf diesen Kupfern den Tod, als Gerippe in einen Mantel gehüllt, den Schädel, wie nach einer Heldenthat, mit Lorbeer bekränzt; er hält eine Fahne in der Hand. Vor ihm steht ein nun als Weltpriester umgekleideter Exjesuit, in einem Mantel mit kleinem Collet, einen dreispitzigen Hut in der Hand. Er lacht und ist guter Dinge. Im Hintergrunde steht eine Art Tabernakel, an welchem die abgelegten Insignien der Jesuiten hängen. Ueber dem Bilde sieht man das bekannte Symbolum des Ordens und darum herum die Worte: „Freut Euch, Eure Namen stehen im Himmel.“ Auf einem der Kupfer ist unterhalb des Bildchens sic finis erit! und in gräulichem Küchenlatein zu lesen: quod bonum est in oculis suis,

faciat, 1. Sam. 3, 18. Was Recht ist in des Herrn Augen, thue er, (der Jesuit)!

Trotz allen diesen Androhungen baldigen Todes blieb Ganganelli gesund und munter und unternahm die weiteren Schritte, die zur Durchführung der Aufhebungspublication nothwendig geworden. Am 24. September wurde der General Ricci mit seinen fünf Assistenten und noch drei andere Jesuiten verhaftet, in die Engelsburg gebracht und wegen der Ordensgeheimnisse, besonders wegen der vermutheten großen Ordensschätze inquirirt. Doch man entdeckte weder die Einen noch die Anderen, da, wie schon gesagt, Ricci Zeit gehabt, sowohl Geld als ihre Papiere in Sicherheit zu bringen.

So kam das Jahr 1774 heran.

Der Papst erhielt nun von vielen Seiten Winke, sich vorzusehen. Der Vicar von Padua meldete der Congregation de rebus Jesuitarum, daß ein Jesuit in seiner Gegenwart in den heftigsten Ausdrücken von Clemens gesprochen, und ihm den Tod im nächsten Herbste angekündigt habe.

Auch außerhalb Italiens warf die Aufregung, welche die Aufhebung des Jesuitenordens hervorgerufen, hohe Wellen. Der Hauptwühler in Deutschland, der Exjesuit Feller in Köln, unterhielt die ausgebreitetste Correspondenz mit den Hauptanhängern in Rom, malte, was sie ihm meldeten, mit ausschweifender Einbildungskraft aus, und forderte in Flugschriften zum Widerstand gegen das Aufhebungsdekret auf. Den Prophezeiungen, die noch immer andauerten, wollte man inzwischen ein Ende machen, und

schritt zur gerichtlichen Einvernehmung der Bernhardine Renzi. Man fand in ihr ein Bauernweib von ungefähr vierzig Jahren, ohne alle Bildung, des Lesens und Schreibens unkundig. Bei ihrer Verhaftung zeigte sie kein Erstaunen, wandte sich zum Commissär Hieronimus Pacifici und sagte lakonisch: „Ganganelli läßt mich verhaften, Braschi wird mich freilassen." Auch der Pfarrer von Valentano zeigte sich bei seiner Verhaftnahme nicht überrascht, spielte vielmehr den freudig Exaltirten und rief: „Was mir jetzt geschieht, ist mir bereits dreimal angekündigt worden. Da nehmt dieses Heft! es enthält die Weissagungen, die in meiner Gegenwart von den Lippen meines Beichtkindes Bernhardine geflossen sind, und die ich selbst niedergeschrieben habe!"

Die Weissagüngen liefen darauf hinaus: „Der Papst werde im nächsten September, zur Zeit der Aequinoctien, sterben. Er werde das heilige Jahr verkünden, es aber nicht sehen. Die Getreuen werden nach seinem Tode ihm nicht die Füße küssen können, auch werde er nicht der Gewohnheit nach im Dom St. Peter ausgestellt werden."

Nun handelte es sich darum, über Bernhardine Renzi Aufschlüsse zu erhalten. Ganganelli erfuhr, daß der ehemalige Beichtvater derselben jetzt in Rom lebe. Er begab sich selbst am 27. Januar 1774 zu diesem und frug ihn, was er von der Bäuerin Bernhardine halte? Der Geistliche erwiederte: „Es sei eine Jungfrau, die bereits vordem bewiesen, daß sie die Gabe des Hellsehens besitze." Da wollte Ganganelli nichts weiter hören: „Dieser brave

Mann," rief er heftig, „soll nicht mein Prophet sein!" und stieg damit in den Wagen.

Man wollte nun die Verbreiter aller dieser Gerüchte bestrafen. Zweiundsechzig Personen, darunter der Exjesuit Azzolini und andere Exjesuiten, wurden festgenommen und in das Castell St. Angelo gebracht, welches bereits Bewohner dieser Sorte hatte. Dort sollten sie bleiben, bis die in den Weissagungen bezeichnete Frist vorüber und deren Unwahrheit somit erwiesen sei. Die Seherin Bernhardine Renzi ward im Nonnenkloster zu Montefiascone untergebracht. Alles dieses geschah erst, nachdem das äußerste Maß der Langmuth an den Personen erschöpft war.

An einem Tage der heiligen Woche 1774 empfand der Papst nach dem Mittagsessen plötzlich eine Bewegung im „Magen und im Unterleib" wie von einer großen inneren Kälte. Er schrieb dies aber bloß dem Zufall zu und heiterte sich nach und nach wieder auf. Man bemerkte aber bald, daß er die Stimme ganz verloren. Er bekam eine „ungewöhnliche Art von Katarrh." Man beschloß daher, da er am Osterfeste die Messe in der Peterskirche zu lesen hatte, solche Maßregeln zu ergreifen, daß er vor Zugluft geschützt sei.

Der Papst fing nun an, an Entzündungen des Mundes und des Schlundes zu leiden. Er hatte wunde Stellen, welche ihn sehr beunruhigten und ihm einen außerordentlichen Ekel zuzogen. Man bemerkte, sagt der Bericht seines Leibarztes Saliceti, dem wir hier folgen, daß er den Mund immer weit offen halte. Es erfolgte hierauf ununterbrochenes Erbrechen und eine große Schwäche der Füße.

Er war oft schläfrig. Hierauf kamen Schmerzen im Unterleibe, Zurückhaltung des Harns. Der Papst sprach immerfort davon, daß man ihm Gift gegeben, er wurde sehr kleinmüthig, man hörte ihn oft rufen: compulsus feci. (Ich that es gezwungen.) Er nahm Pillen zu sich, die man ihm als Gegengift bezeichnete. Nachts sahen die Bewohner des Vatikans die weißgekleidete Gestalt des Unglücklichen wie ein Gespenst durch die langen Gänge schreiten.

So währte es die Monate Mai, Juni, Juli. Die Entzündungen in der Mund- und Rachenhöhle dauerten fort, während die Kräfte des Patienten abnahmen. Im Juli fing er an ein „Blutreinigungswasser" zu trinken; dessen er sich alle Jahre bedient hatte. Das Halsweh, die Entzündung des Rachens, die Schwäche und die starken nächtlichen Schweiße hörten nicht auf.

Wohl mochte der arme kranke Ganganelli wissen, wie er daran sei! Wem konnte er trauen? Auf welchen Arzt und auf welchen Koch sich verlassen? Wir werden später sehen, wie geheime Hände bis in sein Bureaufach zu langen und Papiere hineinzuschmuggeln verstanden!

Am 24. August schrieb Cardinal Bernis mit aller Zartheit eines Diplomaten an seine Regierung: „Häufige Drohungen von Gift und Mord, die man die Unvorsichtigkeit hatte, Sr. Heiligkeit mitzutheilen, vermehren die lebhaften Eindrücke des Verdrusses, den er in seinem Innern allzu sehr verborgen hält. Jene, welche mit Unklugheit und Bosheit urtheilen, finden die gegenwärtige Lage des Papstes keineswegs natürlich, man wagt Urtheile und

Verdacht mit um so größerer Leichtigkeit auszusprechen, als gewisse Verruchtheiten in diesem Lande weniger selten sind, als in anderen Ländern."

Ende August begann der Papst den Gesandten der fremden Mächte wieder Audienz zu ertheilen. Er hatte seine natürliche Frische und Leutseligkeit verloren, war sehr reizbar und wurde leicht zornig.

Schon seit Monaten fand man auf ins Auge fallenden Mauern der Häuser die Buchstaben

I. S. S. S. V.

Man wußte zuerst nicht, was das zu bedeuten habe. Die Aufklärung kam bald. Die Inschrift habe zu bedeuten:

In settembre sarà sede vacante.

Im September wird der Stuhl vacant sein.

Nach allen diesen Ereignissen bekam Clemens am 10. September ein Fieber mit Ohnmachten und einer so gänzlichen Entkräftung, daß man seinen Tod täglich erwartete. In dieser Zeit schrieb der Böhme Cosmas Schmalfuß, Augustiner und Assistent seines Ordensgenerals, an diesen in einem noch vorhandenen Briefe: moritur cum gravissima de propinato veneno suspicione; er stirbt unter größtem Verdacht der Vergiftung. Man ließ Ganganelli zur Ader — etwa zehn Unzen Blut — „fand aber kein Zeichen von Entzündung darin." Das Blut hatte sein gehöriges Serum. Am 11. verlor sich das Fieber, der folgende Tag war gut. Die Kräfte hielten sich, der Papst sprach davon, seinen gewohnten Spaziergang zu machen, und nach Castel Gandolfo zu fahren. Am 15. kam die Schwäche wieder, mit einem Tag und Nacht

anhaltenden Schlafe. Nur in der Nacht des 18. wachte er etwas. Als er am 19. über eine Entzündung des Unterleibes mit Harnverhaltung klagte, öffnete man ihm abermals die Ader. Der Unterleib zeigte beim Druck keine Schmerzen, die Brust war frei.

Am 20. schien es besser zu gehen, aber die Nacht wurde sehr unruhig; er klagte über unbeschreiblich große Schmerzen und verfiel in wilde Delirien. Am 21. wieder ein Aderlaß. Der Unterleib war sehr geschwollen. Man gab ihm die letzte Oelung. Am 22. um die Mittelstunde gab er den Geist auf.

Er hatte die Publikation der Aufhebungsacte ein Jahr, einen Monat und sechs Tage überlebt. Gerade vierundzwanzig Stunden später wurde die Oeffnung der Leiche zum Zweck der Einbalsamirung vorgenommen. Das Gesicht des Todten war blaß, Lippen und Nägel schwarz (soll wohl blau heißen?), der Rücken schwärzlich, der Unterleib sehr aufgedunsen.

„Bei der Oeffnung der Leiche,“ sagt Saliceti, „fand man die linke Lunge an der Brustwand angeheftet, entzündet. Beide Lappen waren voll geronnenen Blutes. Das Herz war ganz klein und gar kein Wasser im Herzbeutel. Unter dem Zwerchfell sah man Magen und Gedärme mit Luft gefüllt, sie waren krebsartig degenerirt und mit einer caffeesatzähnlichen Masse bedeckt. Die Leber war sehr klein, die Gallenblase groß, mit einer ähnlichen Flüssigkeit angefüllt, wie die, welche die Magenwände bedeckte.“

So Saliceti. Man legte die Eingeweide in ein Gefäß. Es zersprang in der Nacht. Am 24. ließ man die Professoren zu dem Leichnam rufen. Das Gesicht war aufgelaufen, ganz schwarz, ebenso die Hände, auf der äußern Fläche derselben zeigten sich mehrere, zwei Querfinger hohe, mit Wasser angefüllte Blasen, als ob man siedendes Wasser auf die Hände gegossen. Die Professoren konnten das nicht begreifen, „da sie doch die Einbalsamirung mit größter Sorgfalt vorgenommen." Man wollte den Leichnam in einen Sarg bringen und verschließen, enthielt sich aber dessen, weil der Monsignor Maggiordomi besorgte, es könne dies eine üble Wirkung beim Publicum hervorbringen. Als man nun dem Leichnam die päpstlichen Kleider abzog, ging ein großer Theil der Oberhaut mit, die Nägel sonderten sich ab, ebenso blieben die Haare auf dem Kopfkissen liegen. Auf dem Rücken fand man die Haut abgelöst.

In Rom war nur eine Stimme darüber, der Papst sei vergiftet worden, man wollte wissen, er habe die Aqua tofana erhalten. Als Saliceti, der päpstliche Leibarzt, in einem Bericht die Krankheit des Papstes als Scorbut bezeichnete, glaubte dies Niemand.

Die öffentliche Meinung wird zweifellos im Rechte sein. Fassen wir die Thatsachen in aller Kürze zusammen: Die Krankheit tritt plötzlich, bei vollem Wohlsein des Individuums, unmittelbar nach einer in Gesellschaft genossenen Mahlzeit ein. Das hervortretende erste Sympton ist Heiserkeit, d. h. Entzündung der Stimmbänder. Nun nimmt

eine heftige Entzündung der Rachenhöhle und des Schlundes ihren Fortgang und zwar in Unterbrechungen, d. h. es finden wiederholt Versuche statt, dem Patienten eine corrosive, ätzende Flüssigkeit beizubringen. Die vom Arzte fälschlich als „krebsartig“ bezeichnete Entartung ist die Folge der künstlich hervorgebrachten Entzündung. Damit ist Alles erklärt. Wollen uns doch dagegen katholische Pathologen sagen, an welcher Krankheit Clemens, falls nicht an Gift, gestorben?

Uebrigens fühlten die Jesuiten und deren Anhänger gar wohl, daß dieser Krankheits- und Todesfall gar zu exceptionell sei, um medicinisch erklärt werden zu können, und da das kein natürlicher Tod sein konnte, mußte es ein übernatürlicher sein. Es war ein göttliches Strafgericht. Ein göttliches Strafgericht ist souverain und braucht sich nicht an die für alle Erdenkinder geltende Pathologie zu halten. Höchst interessant ist in dieser Hinsicht die Aeußerung des französischen Hofpredigers, des Abbé Bonaventura Proyart, wie er sie in seinem Buche Louis XVI. détrôné avant d'être roi, dargelegt.

„Der Tod Ganganelli's,“ sagt er, „trug den Stempel der göttlichen Rache klar an sich. Umstände, welche sichtlich aus dem Kreise der natürlichen Ordnung der Dinge heraustreten, begleiteten ihn. So wurden die Prophezeihungen erfüllt. Berhardine Renzi hatte verkündigt, daß die Gläubigen diesmal die Füße des heiligen Vaters nicht küssen würden. Diese Verheißung war sehr kühn! doch ging sie in Erfüllung, da der Papst schon bei lebendigem Leibe zu verfaulen schien.“

Auf die Beschreibung der Krankheit des Papstes übergehend, spricht Proyart wie folgt:

„Gewissensbisse verfolgten ihn seit der Unterdrückung des Ordens Jesu und ließen ihn nicht mehr los. Gegen sein sonstiges Naturell von einer finstern Melancholie erfüllt, trat er aus dieser nur heraus, um sich Ausbrüchen der Wuth zu überlassen. Er beleidigt, zankt, droht, steigt dann wieder zu Entschuldigungen und einer unziemlichen Familiarität herab. Er verbringt die Tage in Unruhe, die Nächte schlaflos. Er wacht plötzlich auf, ruft die Wachen und läßt sechs Wochen lang Niemand vor. Sein Kopf ist offenbar wirr (weil er die Jesuiten beschuldigt?) er glaubt sich verfolgt von den frömmsten der Menschen! Dieser Geist der Unruhe, dieser verfolgende Dämon, der erste Richter strafbarer Herzen, macht ihn blind und verläßt ihn selbst im Tode nicht.“

So Proyart mit teuflischer oder vielmehr echt jesuitischer Kniffigkeit. Die hilflose Verzweiflung des gemarterten Opfers, welches fühlt, wie es wiederholter Giftdarreichung unterliegt, das unbestimmte Mißtrauen, der sichere Verdacht des Unglücklichen, dann wieder die Reue des edlen Herzens, das vermeint, dem oder jenem Unrecht gethan zu haben — das Alles wird gegen das Opfer selbst gewendet. Und die Reue, die der Henker empfinden sollte, wird dem Opfer zugeschoben!

Es wäre seltsam zugegangen, wenn die Hände, welche Clemens XIV. Gift in Speise und Trank mischten, nicht auch dafür gesorgt hätten, daß sich nach seinem Hingang ein Papier finde, in welchem er seine Reue über die Maßregel der Aufhebung kund-

gethan. Dies war auch wirklich der Fall. Es zeigte sich, daß der Todte, der jetzt freilich nicht mehr leugnen konnte, in den Händen seines Beichtvaters einen bestimmten und motivirten Widerruf des Breves vom 16. August 1773 niedergelegt, in welchem er erklärte, daß er das Breve nur gezwungen erlassen. Es ist wirklich merkwürdig, wie oft sich schon im Laufe der Zeiten Documente, besonders Testamente und Schenkungsbriefe fanden, welche dem Orden der frommen Väter zu statten kamen. In solchen Dingen hatten sie von jeher ein ganz besonderes Glück gehabt.

Der Nachfolger Ganganelli's Pius III. (Braschi) vergaß die Seherin nicht, die seine Wahl vorhergesagt hatte und Bernardine Renzi blieb im Kloster zu Montefiascone bis zu der Zeit, da die Franzosen den Kirchenstaat occupirten. Die apostolische Kammer zahlte dort für sie das Kostgeld. Sie hatte die Gabe der Weissagung wieder verloren, und war wieder ein ganz ordinäres Bauernweib geworden. Sie kehrte nicht in ihren Heimathort Valentano zurück, wo es ihr nicht mehr behagen mochte, sondern ging nach Graboli, und bald hörte man nichts mehr von ihr. (Brief des Cardinal Maury an Bonys).

Das ist die Geschichte vom Ende Clemens XIV. Der stärkste Grund des Verdachts, daß es durch Gift herbeigeführt wurde, wird stets in der Ueberzeugung Ganganelli's selbst und seiner Umgebung zu finden sein. Aber, man muß auch fragen: wer hatte die Prophezeiungen in Scene gesetzt? Wer konnte sich einen größeren Nutzen von Ganganelli's Tode versprechen, als die, welche von seinem Nachfolger die Aufhebung des Breve's

hoffen konnten? Wenn man früher meinte: Ereignisse treten ein, weil sie prophezeit wurden, so sagt man jetzt: Ereignisse wurden prophezeit, weil sie eintreffen sollten, und es für gerathen galt, die Gemüther darauf vorzubereiten. An ein göttliches Strafgericht, welches so schnell bei der Hand ist, wenn man einer religiösen Gaunerbande nahe tritt, glaubt jetzt wohl eigentlich Niemand, und so wird man denn wohl die Ueberzeugung gelten lassen müssen, daß Clemens XIV. Ende ein gewaltsames war, und von den Vätern der Gesellschaft Jesu, die eine so unheilvolle Rolle in der Geschichte gespielt haben, oder ihren Helfershelfern herbeigeführt wurde.

Im Ganzen ist Ganganelli als ein Mann zu betrachten, der sich einer größeren That unterfangen, als er eigentlich fähig war. Als Mensch achtungswerth, als Reformator unzulänglich, denn einen Augiasstall zu reinigen, braucht es die Kraft eines Herkules.

Wir wissen, wie sein Werk mißlungen. Doch wieder setzen sich alle Staaten vom Tiberstrom bis zu den Karpathen in Stellung gegen das sie bedrohende Rom. . . . . .

Wird der nächste Papst, um die Stellung des Katholicismus zu den Mächten weniger gespannt zu machen, in die Fußtapfen Ganganelli's treten und die Jesuiten zu opfern versuchen?

Die Novelle des Grafen von Saint Germain.

Wenn Herr von Saint Germain am Hofe von Versailles erschien, strotzten seine Finger von Diamanten. An Galatagen vollends war er förmlich damit überstreut. Er trug sie an Schuhschnallen, Hemdknöpfen und Kniebändern in solcher Größe und Fülle, daß Alles ins höchste Erstaunen gerieth. „Das waren sicher Diamanten seiner eigenen Fabrik!“ ruft man. „Saint Germain war ja ein Erzbetrüger, ein Mensch, der die dummen Leute glauben ließ, er sei mehrere hundert Jahre alt.“ Zugegeben, seine Steine waren falsch, ganz brillant müssen die Brillanten nachgemacht gewesen sein, da er sie jedenfalls vor Leuten trug, welche sich auf solche Dinge verstanden.

Aehnlich steht es um Alles, was er trieb. Einmal, als er gesagt hatte, er verstehe die Kunst, Flecken aus Diamanten zu tilgen, ließ Louis XV. einen Diamanten von mittlerer Größe bringen, der einen Flecken hatte. „Dieser Stein,“ sagte der König, „ist auf sechstausend Francs geschätzt, ohne Flecken würde er zehntausend werth sein; wollen Sie es auf sich nehmen, Graf, mich viertausend Francs verdienen zu lassen?“ Saint Germain betrachtete

den Stein und sagte: „In einem Monat will ich ihn Eurer Majestät zurückbringen.“ Er brachte ihn wirklich nach einem Monat, fest in ein Gewebe von Asbest verschlossen. Man löste den Asbest, der Stein war fleckenlos, an seinem Gewichte hatte er eine Kleinigkeit verloren. Der König schickte ihn, ohne Saint Germain etwas zu sagen, zu seinem Juwelier und erhielt dafür 9600 Francs ausbezahlt. „Ein Taschenspielerstückchen!“ wird man sagen, „das war nicht mehr derselbe Stein. Der Chemie gelingt es, den reinen Kohlenstoff des Diamanten in dem Focus eines Brennspiegels oder in starker Weißglühhitze zu verbrennen und so reine Kohlensäure zu erzeugen; aber einen farbigen oder mit einem Flecken behafteten Diamanten in einen farblos durchsichtigen zu verwandeln ist unmöglich.“

Nun sind allerdings die Herren Gelehrten mit dem Worte „unmöglich“ schnell bei der Hand. Unmöglich ist ihnen, was sie noch nicht kennen und noch nicht dargestellt sahen. Sie halten auch das griechische Feuer des Kallinikus und das schmiedbare Glas, von welchem Sueton erzählt, für Fabeln, und werden bei dieser Ansicht beharren, bis diese Dinge wieder entdeckt sind.

Ich meinestheils vermag, wenn ich das ganze Leben Saint Germain's überschaue, die Ueberzeugung nicht abzuweisen, daß dieser erstaunliche Mann, der so Viele, und zwar die Gescheitesten seiner Zeit, verblüffte, im Besitze außerordentlicher Kenntnisse war, die mit ihm zu Grunde gegangen.

Kleinigkeiten waren es, daß er die Violine, meist hinter einem Schirme stehend, so meisterhaft zu spielen

verstand, daß man fünf bis sechs Instrumente zugleich zu hören vermeinte; eine Kleinigkeit, daß er die Gabe hatte, mit beiden Händen und mit gleicher Geschwindigkeit zugleich dasjenige, was man ihm diktirte, auf zwei verschiedene Bogen niederzuschreiben, ohne daß es fortan möglich war, beide Handschriften von einander zu unterscheiden. Das waren Spielereien. Außerordentlich muß seine Kunst der Erzählung und des Vortrages gewesen sein, denn eben aus dieser Virtuosität der Erzählung ging die Täuschung hervor, als ob er bei Ereignissen, die vor Jahrhunderten geschahen, anwesend gewesen und die verschiedensten Personen der Vergangenheit gekannt hätte.

Seltsamerweise finde ich in den vielen Artikeln über Saint Germain nirgends erwähnt, daß wir ja eine in französischer Sprache geschriebene Novelle von ihm besitzen, von authentischer Echtheit. Sie ist den Memoiren der Du Hausset, der Kammerfrau der Pompadour, einverleibt, und ist da folgendermaßen hereingekommen: Eines Tages, als Saint Germain die Pompadour besuchte, während der König auf der Jagd war, bat ihn diese, ihr doch die Geschichte zu erzählen, mit welcher er neulich an der Abendtafel des Herzogs von Gesvres die Gesellschaft so gut unterhalten habe. Saint Germain sträubte sich anfangs; er meinte, das Geschichtchen sei etwas lang; dessenungeachtet begann er es und es gefiel abermals so, daß die Pompadour den Grafen bat, es für sie ganz, wie er es erzählt, niederzuschreiben. Sie meinte, es ließe sich daraus ein Lustspiel machen, was ich allerdings nicht recht begreife. Der gefällige Saint Germain brachte in der That nach

einigen Tagen sein kleines Manuscript, und es blieb in den Händen der Du Hausset. Ihren Memoiren einverleibt, welche mit Schnitzeln von Ereignissen wie ein Nähkorb mit bunten Lappen und Streifen angefüllt sind, liegt es vergraben wie ein feingemaltes Medaillon und verdient doch gar sehr, daß man es daraus zu Tage fördere.

Saint Germain's Geschichtchen lautet folgendermaßen:

Der Marquis von Saint Giles war zu Anfang dieses Jahrhunderts spanischer Gesandter im Haag und mit dem Grafen von Moncada, Granden von Spanien und einem der reichsten Cavaliere dieses Landes, von Jugend auf sehr eng befreundet gewesen. Einige Monate nach seiner Ankunft im Haag erhielt er einen Brief des Grafen, der ihn bei seiner Freundschaft beschwor, ihm den wichtigsten Dienst zu leisten. „Sie kennen, mein lieber Marquis," sagte er ihm, „die Betrübniß, die ich stets fühlte, den Namen der Moncada nicht fortpflanzen zu können; es hat dem Himmel gefallen, kurze Zeit, nachdem ich Sie verlassen hatte, meine Wünsche zu erhören, und mir einen Sohn zu schenken. Schon frühzeitig hat er gezeigt, daß er seiner Geburt würdige Neigungen hegt, aber das Unglück hat gewollt, daß er sich in eine allerdings sehr hübsche Schauspielerin zu Toledo verliebt hat. Ich habe die Augen zugedrückt über diese Verirrung eines jungen Mannes, der mir bis dahin nur alle Ursache zur Zufriedenheit gegeben hat. Aber nachdem ich erfahren, daß seine Leidenschaft ihn so weit trieb, die Schöne heirathen zu wollen, und ihr ein schriftliches Eheversprechen zu geben, bat ich den König, er möchte das Mädchen festnehmen lassen. Mein Sohn, von

meinen Schritten unterrichtet, ist deren Wirkung zuvorgekommen und mit dem Gegenstande seiner Leidenschaft entflohen. Seit länger als sechs Monaten weiß ich nun nicht, wohin er sich gewendet hat, aber ich habe Ursache zu glauben, daß er sich im Haag aufhält.“ Der Graf beschwor den Marquis noch weiter im Namen der Freundschaft, die genauesten Nachforschungen anstellen zu lassen, um den Flüchtling ausfindig zu machen und zur Rückkehr ins Vaterhaus zu bewegen. „Es ist nur billig,“ schrieb der Graf, „das Schicksal der jungen Dame für die Zukunft zu sichern, wofern sie sich dazu versteht, das Eheversprechen, welches sie sich hat geben lassen, wieder zurückzugeben. Ich überlasse es Ihnen ganz, die Bedingungen festzusetzen und ebenso die Summe zu bestimmen, welche meinem Sohne nöthig sein wird, um sich in einem schicklichen Aufzug nach Madrid zu begeben. Ich weiß nicht, ob Sie Vater sind,“ sagte der Graf am Schlusse seines Briefes, „aber wenn Sie es sind, so können Sie sich einen Begriff von meiner Sorge machen.“ Zum Schlusse war dem Briefe ein genaues Signalement des jungen Mannes und seiner Geliebten beigeschlossen.

Kaum hatte der Marquis von Saint-Giles diesen Brief erhalten, als er schon in alle Wirthshäuser von Amsterdam, Rotterdam und des Haag Kundschafter ausschickte, es war jedoch umsonst, er konnte nichts entdecken. Er fing schon an, an dem Erfolge seiner Nachforschungen zu verzweifeln, als ihm der Gedanke kam, sich eines jungen sehr aufgeweckten französischen Pagen zu bedienen. Er versprach ihm eine Belohnung, wenn es ihm gelänge, die Personen, an denen er ein so lebhaftes Interesse nähme, aus-

findig zu machen. Der Page durchlief während mehrerer Tage alle öffentlichen Orte ohne den mindesten Erfolg; endlich sah er eines Abends im Theater in einer Loge einen jungen Mann und eine junge Frau, die ihm verdächtig vorkamen, und da er bemerkt hatte, daß der junge Mann, von seinen Blicken betroffen, sich in den Hintergrund der Loge zurückzog, zweifelte er nicht mehr an dem Gelingen seiner Nachforschungen. Er verlor die Loge nicht aus dem Auge und beobachtete aufmerksam jede Bewegung des Paares. Im Augenblicke, als das Stück zu Ende war, befand sich der Page auf dem Gange, welcher von den Logen zum Ausgange führt, und bemerkte, daß der junge Mann, indem er an ihm vorbeiging, sein Taschentuch vor den Mund hielt, um sein Gesicht nicht sehen zu lassen. Der Page folgte nun den Beiden ganz unbefangen bis an das Wirthshaus, genannt „Vicomte de Turenne," wo er sie eintreten sah, und sicher, das gefunden zu haben, was er suchte, lief er schnell zurück, um den Gesandten davon zu benachrichtigen.

Der Marquis von Saint-Giles warf sogleich seinen Mantel um und eilte von seinem Pagen und zwei Bedienten begleitet, in den „Vicomte de Turenne." Dort angekommen, befahl er dem Wirth ihn auf das Zimmer des jungen Mannes zu führen, der mit einer jungen Frau seit einiger Zeit bei ihm wohne. Der Wirth machte anfangs einige Schwierigkeit, es ihm zu zeigen, wenn er jene nicht mit Namen nenne. Der Page machte ihm bemerkbar, daß er mit dem spanischen Gesandten spreche, welcher seine Ursachen habe, mit diesen Leuten zu reden. Der Wirth

sagte, daß jene Leute unerkannt sein wollten, und daß sie ihm streng verboten hätten, andere Leute als solche, welche sie bei Namen nennen würden, hereinzulassen; dessenungeachtet bezeichnete er ihr Zimmer und führte den Gesandten in das oberste Stockwerk des Hauses vor eines der ärmlichsten Gemächer. Er klopfte an die Thür, welche man zu öffnen säumte; aber endlich, nachdem man ziemlich stark geklopft hatte, öffnete sich die Thüre zur Hälfte; aber beim Anblick des Gesandten und seines Gefolges wollte der, welcher sie geöffnet hatte, sie auch gleich wieder verschließen, indem er sagte, man gehe falsch. Der Marquis stieß heftig an die Thür und trat ein, nachdem er seinen Leuten ein Zeichen gegeben hatte, ihn draußen zu erwarten. Mit dem Fremden allein, sah er einen jungen Mann von sehr hübschem Aeußern, dessen Züge mit den im Signalement bezeichneten die genaueste Aehnlichkeit hatten. Mit ihm war ein junges, schönes und sehr gut gewachsenes Frauenzimmer, ebenfalls durch die Farbe ihrer Haare, ihren Wuchs und die Form ihres Gesichts dem ähnlich, welches ihm sein Freund, der Graf von Moncada, beschrieben hatte. Der junge Mann nahm zuerst das Wort und beklagte sich über die Gewalt, welche man angewendet habe, bei einem Fremden einzudringen, der in einem freien Lande unter dem Schutze der Gesetze lebe. Der Gesandte ging auf ihn zu, ihn zu umarmen und sagte mit Wärme: „Keine Verstellung, mein lieber Graf, ich kenne Sie, auch komme ich nicht hieher, weder Ihnen noch dieser jungen Dame, welche mir sehr anziehend scheint, irgend etwas Unangenehmes zuzufügen.“ Der junge Mann antwortete,

daß man sich täusche, er sei nicht Graf, vielmehr der Sohn eines Kaufmanns aus Cadix; diese junge Dame sei seine Gattin und sie Beide reisten zu ihrem Vergnügen. Der Ambassadeur ließ seine Augen im Zimmer umhergehen, musterte die ärmlichen Möbel, das elende Bett, das Lager der Liebenden, die spärlichen rings herumliegenden Habseligkeiten. „Hier also soll, mein liebes Kind, erlauben Sie mir diesen Namen, zu welchem mich die zärtliche Freundschaft für Ihren Herrn Vater berechtigt, hier also soll der Sohn des Grafen von Moncada wohnen?"

Der junge Mann stellte sich lange, als ob er nichts von alledem verstehe. Aber endlich, besiegt durch die dringenden Bitten des Gesandten, gestand er weinend, daß er der Sohn Moncada's sei, aber nie zu seinem Vater zurückkehren werde, wenn er ein Wesen, das er anbete, verlassen müsse. Die Frau dagegen warf sich, in Thränen zerfließend, dem Ambassadeur zu Füßen und sagte, daß sie nicht an dem Unglücke des Grafen von Moncada schuld sein wolle; ihre Großmuth oder vielmehr die Liebe siege über ihr eigenes Interesse, sie sei deshalb bereit, sich, wenn es sein Glück erfordere, von ihm zu trennen. Der Gesandte bewundert eine so edle Uneigennützigkeit; der junge Mann aber geräth in Verzweiflung, er macht seiner Geliebten Vorwürfe, er will sie durchaus nicht verlassen, er will nicht, daß ihr die außerordentliche Großmuth ihres Herzens zum Nachtheil gereiche! Der Marquis versichert, daß es gar nicht der Wille des Grafen von Moncada sei, sie ins Unglück zu stürzen, sondern daß er den Auftrag habe, ihr eine angemessene Summe zu zahlen, damit sie

nach Spanien zurückkehren oder an irgend einem Orte, welchen sie wähle, leben könne. Ihre edle Denkungsart, die Wahrheit ihres Zartgefühls flößen ihm das größte Mitgefühl ein und veranlassen ihn, die Summe so hoch als möglich zu stellen, die er für den Augenblick bevollmächtigt ist, ihr zu geben. Er verspricht ihr zehntausend Thaler oder ungefähr dreißigtausend Francs, welche ihr in dem Augenblick ausbezahlt werden sollen, wo sie das ihr gegebene Heirathsversprechen herausgegeben, der Graf von Moncada ein Zimmer in dem Hause des Ambassadeurs bezogen und das Versprechen gegeben habe nach Spanien zurückzukehren. . . . . . Die junge Frau scheint auf die Größe der Summe gar nicht zu achten und ist nur mit ihrem Geliebten, dem Schmerz, ihn verlassen zu müssen, und dem grausamen Opfer, zu welchem sie die Vernunft und die Ehre zwingen, beschäftigt. Alsdann nimmt sie aus einem kleinen Portefeuille das Heirathsversprechen des Grafen und sagt: „ich kannte sein Herz zu genau, um dessen zu bedürfen.“ Sie küßt es mehreremal mit einer schmerzlichen Inbrunst und übergiebt es dem Marquis, der nicht wenig erstaunt über so viel Seelengröße dasteht. Er verspricht der jungen Frau, sich stets für ihr Schicksal zu interessiren, und versichert dem jungen Grafen, daß sein Vater ihm verzeihe. „Mit offenen Armen,“ sagt er, „wird der Vater den verlorenen Sohn wieder aufnehmen, der zu seiner betrübten Familie zurückkehrt. Das Herz eines Vaters ist eine unerschöpfliche Quelle der Zärtlichkeit. Wie groß wird das Glück meines seit so langer Zeit verwaisten Freundes sein, wenn er diese Nachricht erhält, und wie

sehr glücklich schätze ich mich selbst, das Werkzeug seines Glückes zu sein!"

So spricht der Marquis; der junge Mann scheint tief ergriffen. Gleichwohl befürchtet der Marquis, daß während der Nacht die Liebe ihre ganze Herrschaft über die Herzen des jungen Paares wieder einnehmen und über die Großmuth siegen könne; er dringt somit in den jungen Grafen, ihm in sein Hotel zu folgen. Die Thränen und Schmerzensrufe, welche diese grausame Trennung entlockt, sind schwer zu beschreiben; sie rühren das Herz des Gesandten, welcher wiederholt verspricht, die junge Dame in seinen Schutz zu nehmen. Die wenigen Habseligkeiten des Grafen sind leicht wegzuschaffen, und er sieht sich noch denselben Abend in das schönste Zimmer des Gesandten geführt, der sich unendlich glücklich fühlt, dem erlauchten Hause des Moncada den Erben seiner Größe und so vieler herrlicher Güter, in deren Besitz die Familie sich befindet, gerettet zu haben.

Am anderen Morgen nach diesem glücklichen Tage sieht der junge Graf bei seinem Aufstehen Schneider, Kaufmann und Spitzenhändler u. s. w. erscheinen, und er darf nur unter den ihm angebotenen Gegenständen wählen. Zwei Kammerdiener und drei Lakaien befinden sich in seinem Vorzimmer und sind unter den Ehrlichsten und Brauchbarsten von St. Giles' Leuten ausgesucht; sie melden sich zu seinem Dienste. Der Marquis zeigt dem jungen Grafen den Brief, welchen er seinem Vater geschrieben hat und in welchem er ihm zu einem Sohne Glück wünscht, dessen Gefühle und Eigenschaften dem Adel seines Blutes

entsprechen. Er zeigt ihm dessen baldige Rückkehr an. Die junge Dame ist auch nicht vergessen; er gesteht darin, daß er zum Theil ihrer Großmuth die Folgsamkeit ihres Liebhabers verdanke, und zweifelt nicht, daß der Graf das Geschenk von zehntausend Thalern, daß er ihr gemacht habe, billigen werde. Diese Summe wird am nämlichen Tag noch dieser edlen und interessanten Person ausgezahlt, welche dann auch nicht abzureisen zögert.

Die Vorkehrungen zur Reise des jungen Grafen waren getroffen, eine glänzende Garderobe, ein vorzüglicher Wagen wurden in Rotterdam auf ein Schiff gebracht, welches nach Frankreich segelfertig lag, damit er ungesäumt nach Spanien zurückkehre. Der junge Graf erhielt überdies bei seiner Abreise eine ziemlich starke Summe Geldes und bedeutende Wechselbriefe auf Paris.

Der Abschied des Marquis und des jungen Grafen war rührend. Ersterer erwartete mit Ungeduld die Antwort des Grafen v. Moncada, und sich an seine Stelle denkend, genoß er die Freude seines Freundes mit. Nach Verlauf von vier Monaten erhielt er die so lange ersehnte Antwort, und man würde vergebens suchen, seine Ueberraschung zu malen, als er folgende Zeilen las: „Der Himmel hat mir nie, mein lieber Marquis, das Glück gewährt, einen Sohn zu besitzen; überhäuft mit Reichthümern und Ehrenstellen, habe ich den Kummer, ohne Erben zu sein und mit mir eine glorreiche Familie aussterben zu sehen; dies hat die größte Bitterkeit über mein Leben ergossen. Ich sehe mit unendlichem Bedauern, daß Sie durch einen jungen Abenteurer betrogen worden sind, der von unserer

alten Freundschaft Kenntniß erhalten hatte. Aber Ew. Excellenz sollen nicht darunter leiden. Sie wollten dem wirklichen Grafen von Moncada hilfreich sein; es ist also an ihm, das zu bezahlen, was Ihre großmüthige Freundschaft vorgestreckt hat, um ihm ein Glück zu verschaffen, welches er lebhaft gefühlt haben würde. Ich hoffe deßhalb, Herr Marquis, daß Ew. Excellenz keine Schwierigkeiten machen werden, die in diesem Briefe enthaltene Rückzahlung der dreitausend Louisd'or anzunehmen, von denen Sie mir die Rechnung zugeschickt haben."

Das ist die Novelle des Grafen v. Saint Germain, das einzige noch erhaltene Schriftstück seiner Hand, die Geschichte, die er für Frau von Pompadour niederschrieb, eine Novelle im Style einer Literatur, die mit dem Gran Tacano anhebt und sich in den Romanen des Lesage weiterspinnt. An Feinheit scheint sie mir Diderot's Erzählung von Agathe und dem Chevalier von St. Quin ebenbürtig.

Saint Germain's Diamanten sind vielleicht mittlerweile glanzlos geworden und verwittert, diese kleine Erzählung aber, die er mit so freigebiger Hand wegschenkte, wie er seine Steine wegzugeben gewohnt war, scheint mir selbst ein kleiner Edelstein, der nur moderner gefaßt zu werden brauchte, um zu erfreuen.

Jaques Cazotte.

I.

Im Spätherbst 1788, kurz vor dem Zusammentritt der französischen Reichsstände, war zu Paris in der Rue du Bac im Hause eines Akademikers eine glänzende Gesellschaft, aus schönen Frauen, Hofleuten, Gelehrten und Schöngeistern bestehend, bei einem Abendschmause versammelt. An der Spitze der Tafel saß der Exminister Malherbes, ihm gegenüber am andern Ende Condorcet, der berühmte Mathematiker und Biograph Voltaires. Da war Bailly, da Chamfort, Mirabeau's Freund, der herbe, kalte und doch so unterhaltende Misanthrop, der in Epigrammen zu sprechen gewohnt war, der Mann der wie Scheidewasser brennenden Aphorismen. Jeder hatte eine schöne Nachbarin zur Seite, neben der junonisch stolzen Herzogin von Gramont saß ein alter Herr von reckenhafter Statur, mit scharfgeschnittenem Kopfe und freundlich-ernster Miene, der in seinem schlichten Rocke mehr einem würdigen Lehrer der Jugend als dem Verfasser galanter Geschichten ähnlich sah: Jacques Cazotte.

Es ging lebhaft zu. Man sprach von den Fortschritten der Aufklärung, von der herannahenden Epoche der Ver=

nunft, welche alle Rechte des Menschen und Bürgers zur Geltung bringen sollte. Alles begrüßte das von den Ereignissen angekündigte Reich des seiner Fesseln ledig gewordenen Menschengeistes.

Bei diesem Einklang der Meinungen blieb Cazotte allein still. Als man sich deshalb an ihn wendete, schwieg er noch eine Weile nachdenklich, endlich sagte er:

„Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen zustimme. . . . Ich wollte, ich könnte Ihnen einen Blick in die Zukunft gewähren . . . dieser Blick würde Sie schaudern machen und Sie ernüchtern. Verlangt es Sie so sehr nach der Stunde, in der Ihre Lakaien ihre Livréen von sich werfen, aus Ihrem Hause gehn und beschließen, Ihnen den Proceß zu machen? Das wird geschehen. Es wird Ihnen zum Vorwurf gemacht werden, daß Sie glänzende Räume bewohnten, indeß die Armuth in Dachkammern und Kellerlöchern hockte und daß Ihre Keller mit Champagner und Lafitte gefüllt waren, während das Volk schlechten Fusel trank. Sie werden Schmarotzer heißen, weil Sie Ihr Brod nicht wie die andern im Schweiße Ihres Angesichts gegessen haben, Faulenzer, weil Sie nie rohe Handarbeit verrichten. Ihr, Philosophen, habt Worte ausgesprochen, die wie Losungen wirken, aber nur Unheil anrichten werden, weil sie zu früh kommen und in unvorbereitete Köpfe fallen. Ihr habt Leuchten aufgesteckt, sage ich Euch, die von Kindern und betrunkenen Barbaren gehandhabt, das Gebäude, das Ihr erhellen wolltet, in Flammen setzen werden. Wehe Euch! Warum ruft Ihr den großen Gerichtstag vorzeitig herbei? Es ist viel gesündigt worden

in dieser unserer menschlichen Gesellschaft — die Welt hat es so lange arg getrieben, Kapitalisten und Juristen, Theologen und Minister, alle sind in die große Verschwörung der Klugen gegen die Unwissenden, der Besitzenden gegen die Besitzlosen mitverschworen — wenn einmal die große Kriminaljustiz im Gange, wer steckt der Sache ein Ziel? Wer wird ihr Einhalt thun? Und wenn dann irgend ein zerlumpter Kerl die Waage und das Schwert der Gerechtigkeit ergriffen, wie wird er damit umgehen? Wie werdet Ihr dabei fahren? Es ist zu spät, das Unheil ist im Gange. Selbst wenn Euch heute, in letzter Stunde die Einsicht in die Verkehrtheit Eures Treibens käme, Ihr könntet nichts mehr verhindern; es ist zu spät. Das Beschwörungswort ist gesprochen und die Geister wieder zu bändigen, vermögt Ihr nicht!"

„Welche pessimistische Anschauung der Dinge!" rief Condorcet, als Cazotte geendigt hatte. „Kein Kapuziner könnte das Reich des Lichts mit schwärzeren Farben schildern."

„Spotten Sie nicht, Condorcet," erwiderte Cazotte. „Sie werden die Epoche der Freiheit noch als eine Epoche des Schreckens kennen lernen. . . . Ich sehe, wie Sie zum Gift greifen, dem Scharfrichter zu entgehen." —

Es war eine Zeit, in welcher noch Niemand an Schaffotte dachte. Chamfort, Bailly, Malherbes, Boucher lachten. Cazotte sah die Spötter eine Weile der Reihe nach an, seine Augen hafteten starr auf jeden Einzelnen gerichtet, dann sagte er: „Meine Herren, ich sehe Sie Alle auf dem Schaffot. Sie, Chamfort, fallen, dem Beil zu entgehen, durch eigene Hand!"

„Zum Mindesten bleibt doch unser Geschlecht verschont?“ fragte die Herzogin von Gramont.

„Ihr Geschlecht?“ antwortete Cazotte. „Sie selbst werden die Hände auf dem Rücken gebunden, im Karren zur Richtstätte fahren“ —

Während Cazotte so sprach, hatte sich sein Gesicht ganz verändert. Sein hohes Alter, sein weißes Haar, der hingerissene Ausdruck seiner Züge wirkten mit, den finstern Worten doppelt Macht zu geben.

Den vorhin noch so heitern Gästen lief es kalt über den Rücken.

„Cazotte hat kein Erbarmen!“ rief, sich gewaltsam zum Scherze stachelnd, die Herzogin. „Er wird mir doch meinen Beichtvater lassen?“

„Nein! Sie werden keinen Geistlichen bei sich haben.“ sagte Cazotte; „der Letzte, der mit einem Beichtvater zur Richtstätte gehen wird, ist —“

Er verstummte.

„Wer? Wer?“ fragten Alle im Kreise.

„Der König von Frankreich!“

Von einer unwiderstehlichen Bewegung gepackt, erhoben sich alle Gäste mit einem Schlag. Die Damen, die so laut gewesen, verstummten und erblaßten unter ihrer Schminke. Cazotte wollte sich zurückziehen, die Herzogin aber wandte sich an ihn und fragte: „Und Sie, Herr Prophet, was wird Ihr Loos sein?“

Cazotte blieb eine Weile gesenkten Kopfes stehen, endlich sagte er: „Während Jerusalem belagert ward, umkreiste durch sieben Tage ein Mann die Stadt und rief

klagend: Wehe über dich, Jerusalem! In diesem Augenblicke fiel ein römisches Geschoß und zerschmetterte den Mann."

Nachdem Cazotte so gesprochen, verbeugte er sich und verließ das Haus. Eine lange Pause folgte. Einer sah den Anderen betroffen an. Malherbes sagte: was eine kranke Phantasie Alles sieht!

Kurz darauf ging die Gesellschaft auseinander. Man hatte die Absicht gehabt, Pharo zu spielen, aber die gute Laune war wie weggeblasen.

II.

Wenn Cazotte, wie er gewohnt war, um Mitternacht aus den Salons, die er besuchte, nach Hause kam und in seine stille trauliche Wohnung trat, wo Bücher in langen Reihen von allen Wänden herabsahen, da saß Dom Chavis ihn erwartend, schon im Lehnstuhl vor dem Kamin. Dom Chavis war ein alter maronitischer Mönch aus dem Kloster Mar-Hama's, d. h. Johannes des Täufers, auf dem Gebirge Rosruan am Libanon, welcher nichts besaß als eine Handschrift des Elf-Karafa, das ist „Tausend und eine Nacht." Was er Cazotte davon mitgetheilt, hatte diesen so entzückt, daß er eine Uebersetzung davon zu liefern unternahm. Dom Chavis, seine Blätter in der Hand, gab in einem sonderbaren Kauderwelsch, halb italienisch, halb französisch, die Umrisse dieser lieblichen Erzählungen wieder, die „mit einer Fußspitze die Erde, mit der Stirn eine

goldigschimmernde Wolke berühren" und Cazotte füllte mit rascher Feder, sich seiner Phantasie überlassend, die Umrisse aus. Fast eben so viel Nächte, wie Sultan Schachriar und Scheherezade hatten die Beiden mit einander verwacht. Umsonst bat die schöne Elisabeth den Vater, sich doch Ruhe zu gönnen. Cazotte ging nie bevor der Morgen aufdämmerte, zu Bette. Dafür sollten aber auch vier Bände arabischer Mährchen als Fortsetzung von Tausend und eine Nacht demnächst erscheinen.

Schon seit längerer Zeit war Cazotte's Namen in Paris ein vielgenannter, er hatte nach mehreren Seiten hin von sich reden gemacht. Erstlich war er ein Chansonnier, dessen Romanzen im Salon und auf der Gasse erklangen, dann ein Erzähler: seine Novellen, vor allem der „verliebte Teufel" waren allbekannt. Aber auch sein sonstiges Schicksal hatte die Aufmerksamkeit des Publikums schon lange festgehalten.

Als junger Mensch war er von Dijon nach Paris gekommen und hatte dort seinen Universitätsstudien obgelegen. Der eigenthümliche Kauz, mit dem uns Diderot's berühmter Dialog bekannt gemacht hat, Rameau's Neffe, war sein Freund und Mitschüler. Wenn wir uns diesen Dialog ergänzen und zugleich über die späteren Schicksale des cynischen Originals etwas Näheres erfahren wollen, müssen wir zu Cazotte gehn und dessen Rameide lesen. Nach Beendigung seiner Studien war der junge Mann ins Marinedepartement eingetreten. Als Steuerbeamter nach Martinique geschickt, blieb er dreizehn Jahr in St. Pierre. Als die Engländer das Fort Royal angriffen, that er sich

militärisch hervor; man schrieb es besonders seiner Thätigkeit zu, daß der Angriff abgeschlagen wurde und die wichtigste Besitzung der Franzosen in Westindien Frankreich erhalten blieb.

Inzwischen hatte eine Erbschaft Cazotte zum reichen Mann gemacht, er legte seine Stelle nieder, kaufte Boden und sah sich nach einem Käufer seiner großen Besitzungen um. Dazumal war der französische Colonialhandel größtentheils in den Händen der Jesuiten. Diese hatten Plantagen, hielten Negersclaven. Sie machten ganz vortreffliche Geschäfte, zumal sie Zucker und Caffee, von Neubekehrten bezogen, am liebsten nur mit Heiligenbildern und Rosenkränzen bezahlten. Der an der Spitze der Handelsgesellschaft stehende Jesuitensuperior Pater Lavalette kaufte Cazotte's Besitzung und gab ihm Wechsel auf das Pariser Ordenshaus.

Im Glauben ein gutes Geschäft gemacht zu haben, kehrte Cazotte nach Frankreich zurück. Aber welche Enttäuschung erwartete ihn in Paris! Das Ordenshaus wollte die Wechsel Lavalettes nicht auszahlen, fünfzigtausend Thaler hingen in der Luft. Die Folge war ein langwieriger Proceß, der noch Geld kostete. Pater Lavalette hatte inzwischen Bankrott gemacht: die Passiva betrugen vierthalb Millionen Livres.

Cazotte, durch die Jesuiten um fünfzigtausend Thaler ärmer geworden, lebte seitdem mit dem Reste seines Vermögens bald in Paris, bald auf einem kleinen Landgut bei Epernay. Mit dem zunehmenden Alter hatte sich ein phantastischer und abergläubischer Zug in seinem Charakter

entwickelt. Er trat zu den Illuminatenlogen in Beziehung, und studirte die Mystiker aller Jahrhunderte. Es zog ihn zu den sogenannten Nachtseiten der Natur. Selbst seine Dichtungen, welche von der Frivolität seines Zeitalters nicht frei waren, erhielten etwas mysteriöses und mystisches. Erst als das Illuminatenthum durch die unlauteren Elemente, die sich in die Logen eingeschlichen, bedenklichere Seiten sehen ließ, fingen ihm die Augen aufzugehen an. Er vermied nun die geheimen Conventikel und warf sich dafür mit ganzer Liebe auf die Sagenschätze des Orients. Er mußte nun einmal schon im Element des Wunderbaren leben, um sich befriedigt zu fühlen. Aber trotz des tiefern Ernstes, der jetzt sein Wesen beherrschte, blieb er ein Weltmann, nicht selten schalkhaft ironisch, der über seinen eigenen Wunderglauben wie über eine angeborene Schwäche spöttelte.

III.

Als einige Tage nach dem Diner in der Rue du Bac Condorcet unserem Cazotte begegnete und darauf zu reden kam, wie dessen Prophezeiung die Gesellschaft allarmirt habe, sagte der Alte: „Opium, Opium! Ihr werdet Euch doch nicht durch Cazotte's Tollheit in Schrecken setzen lassen? Cazotte, ich sage es Ihnen, ist toll, Cazotte weiß nicht, was er sagt. Wenn Licht, Wein, Parfüms, der Glanz von Edelsteinen, der Anblick schöngeputzter Frauen zusammenwirken, um seine Phantasie zu erhitzen

und ihm die alten Sinne zu entzünden, da redet er in geistiger Trunkenheit das Wirrste durcheinander.

„Nein, nein,“ sagte Condorcet, „das erklären Sie damit nicht! Sie sprachen, wie von einem Dämon ergriffen — wie aus sich heraus gerissen — Es war uns nicht geheuer dabei, Cazotte! Wenn Sie an die Wand Zeichen hingemalt hätten, die plötzlich zu brennen angefangen, es wäre nicht unheimlicher gewesen.“

„Bah! bah!“ sagte Cazotte, „kann ein Freigeist wie Sie so reden! . . . Ich bin kein Prophet! Ueber dem Haupte der Propheten schweben Kronen, Strahlen, Sterne, vor den Propheten bücken sich die Thiere, es sind fleckenlose Menschen, die im Traum auf Leitern emporsteigen, und die tiefsten Geheimnisse des Schöpfers sehen und hören. Ich bin nur der alte Cazotte, den die Menschen bestehlen, prellen, verlachen. Ich kann wohl, wenn ich schwarze Wolken am Himmel sehe, sagen: Das giebt ein tüchtiges Wetter, das manchen Baum entwurzeln und manche Ziegel vom Dache tragen wird, doch wenn ich die einzelnen Bäume, die fallen sollen, und die einzelnen Ziegel mit Kreide bezeichne, da mögt Ihr mich wohl für unzurechnungsfähig halten. In einem gewissen Sinne ist freilich jeder Mensch gelegentlich Prophet, jeder kluge, selbstverständlich . . . .“

„Gewiß,“ erwiderte Condorcet. „Den Ausgang einer Schachpartie im Café Procope kann Jeder voraussagen, der einerseits die gemachten Züge, andererseits die Fähigkeiten der Gegner in Betracht zieht. Doch auf welchem Punkte des Schachbrett's der König matt sein wird und

ob nicht auf den Rath eines Dritten, der zufällig hinter den Stuhl tritt, das Spiel einen anderen Verlauf nimmt, das ist im voraus nicht zu bestimmen. Oder denken wir uns eine Chaussee, die einen Berganhang hinaufführt, einen Wagen, dessen Pferde nicht mehr zu ziehen vermögen und stätig zurückweichen, auf der Seite einen jähen Abhang und eine morsche Barriére. — Der Fußgänger drüben wird fast mit mathematischer Gewißheit die Zahl der Axendrehungen bestimmen können, die die Räder noch zu machen haben, er wird auf die Minute voraussagen können, wann die im Wagen Sitzenden als Opfer fallen; jedoch bestimmen wollen, wer von den daselbst Sitzenden den Arm, wer das Bein und wer den Nacken brechen und wer sich am Tannenaste festhalten wird, das übersteigt jede Voraussicht. Sie haben es gethan, haben jedem von uns sein Loos verkündet —

„Wie's mir eben durch den Kopf gegangen," erwiederte Cazotte. „Doch ich frage: fürchtet Ihr den Sturm, erschrecken Euch meine Worte, warum macht Ihr Euch nicht auf und davon? Wozu sonst hättet Ihr Beine?"

„Sie erinnern sich doch," meinte Condorcet, „daß Sie sich selbst in der nahenden Katastrophe ein gewaltsames Ende verkündigten. Folgerichtig sollten auch Sie dem Verhängnisse auszuweichen suchen?"

„Das thue ich auch!" erwiederte der Alte. „Ich sehe Paris sobald nicht wieder. Der Sturm, der Euch andere erquickt, nimmt mir den Odem, daher verstecke ich mich. Adieu, Freund, adieu auf lange!"

Er eilte so rasch, wie die alten Glieder es zuließen, davon.

IV.

Das Jahr verging in wilder Aufregung. Erst nach der Erstürmung der Bastille und der Uebersiedelung des Hofes von Versailles nach Paris kehrte eine unverhältnißmäßige Ruhe ein und Paris blieb fast zwei Jahre von blutigen Auftritten frei.

Die Nationalversammlung regierte. Sie hatte den Erbadel abgeschafft, Wappen und Livreen in Acht und Bann gethan, die Güter der Kirche als Nationaleigenthum eingezogen. Da starb Mirabeau, die geheime Stütze der Monarchie. Der König, der sich durch seinen Fluchtversuch aus der Gewalt der Assemblée zu befreien gesucht, hatte seine Lage dadurch nur verschlimmert. Er war thatsächlich, wenn auch nicht eingestanden, ein Gefangener.

Der konstituirenden Versammlung war die gesetzgebende gefolgt. Die Girondisten, Anhänger des Königthums, und die Jakobiner standen sich gegenüber. Der Hof erwartete, um die Revolution niederzuschlagen, das Einschreiten der fremden Mächte. Es begann eine trübe, wirre, angstvolle Zeit.

Verkehr und Handel lagen darnieder, die Werkstätten standen leer, Gewerbefleiß und Frohsinn hatten aufgehört, Unruhe war in alle Herzen eingezogen.

Man las an den Mauern in großen Buchstaben angeschrieben: Freiheit und Gleichheit oder den Tod! In der That aber wollte keiner dem andern gleichstehen. Der gewählte Deputirte sah seine Wähler nicht mehr für seines gleichen an, wer sich durch Kauf am Gut der Flüchtlinge bereichert hatte, verachtete die durch die Umstände unglück=

lich Gewordenen; frei und mächtig waren die Schreier im Club, die denunciren, incarceriren und justificiren konnten.

In Betreff der Tracht und des Anzugs wurde das Groteske und Ordinäre Mode, man trug wunderliche Röcke und Westen mit breiten Patten, Beinkleider von grobem Wollstoff, statt seidener Strümpfe wollene, am liebsten zerrissene. Große runde Brillen kamen in Schwung, wuchtige Knüttelstöcke, am Hut große Kokarden. Bei feierlichen Gelegenheiten schmückte eine rothe phrygische Mütze das struppige Haupt des Patrioten.

Die angesehenen Leute dieser Zeit hielten es für passend, mindestens dem Namen nach den Männern des römischen und griechischen Alterthums zu gleichen. Statt Jean, Jaques, Henri hieß jetzt der Mensch Harmodius, Aristides oder Marcus Brutus.

Die Regierung lud alle Franzosen ein, sich zu dutzen. Das hatte sein Angenehmes, wenn man mit hübschen Frauen sprach, aber dem Ohr des Ehegatten klang das Du nicht angenehm, das ein Fremder an seine Frau richtete, dem Herrn nicht angenehm das Gleichheits-Du des ehemaligen Dieners.

Rohheit und schlechter Geschmack machten rasch unendliche Fortschritte. Die Meisterwerke der alten Literatur, Moliere's, Racine's Theaterstücke waren verpönt, weil darin Könige, Fürsten, Grafen, Marquis vorkamen. Es wurde im Namen der Freiheit die Censur wieder eingeführt. Die tüchtigen Schriftsteller zogen sich zurück, aber eine schmutzige Gossenliteratur quoll aus den geöffneten Schleusen.

Man schloß die Schulen und öffnete sie nicht wieder. Viel Wissen ist vom Uebel und Republikaner brauchten

nicht gelehrt zu sein. Dem Clerus erwies man große Nachsicht. Es gehörte zur neuen Politik, die Geistlichkeit zu schonen, denn die Erfahrung hatte gezeigt, welchen Einfluß sie auf die Volksmeinung habe. Dafür erwiesen sich die Geistlichen der neuen Richtung nicht allzu spröde. Vicare leisteten Eidschwüre, wie man sie von ihnen verlangte, Pfarrer denuncirten ihre Vorgesetzten, um die Bischofswürde zu erlangen. Viele Geistliche heiratheten, beinahe immer nur gefallene Mädchen; die am wenigsten Schamlosen ehelichten ihre ehemaligen Koncubinen.

Man gestattete die Ehescheidung und brachte sie förmlich in Schwung, alle gesellschaftlichen Bande lockerten und lösten sich. Das Volk kam außer Rand und Band. Ohne Regierung, ohne Gesetze, ohne Moral, ohne Brod sah es sich in öffentlichen Anschlägen das souveraine Volk genannt. Welcher Souverain! Ein dummer, roher, gemeiner Souverain, der wie ein Mastochse trotz seiner gewaltigen Kraft dahin ging, wohin ihn die Tribunen trieben.

Mitten in diesem tollen Tumult ging das Verbrechen festen und ruhigen Schrittes einher. Der Freche und Gewaltsame in der Maske des Volksmannes suchte sich sein Opfer. Der brave Mann fürchtete sich, hielt sich daheim und schwieg.

Ein Revolutionstribunal war errichtet worden. Der Boden Frankreichs strotzte von neuen Bastillen, nachdem die alte gefallen, die Hälfte der Nation schmiedete Ketten für die andere. Tagtäglich fuhren Ladungen von Proscribirten vor das Tribunal, die Opfer wurden ungehört, unvertheidigt, bald als Aristokraten, bald als Föderalisten,

dem Henkerbeil der Guillotine überliefert. Das Volk folgte den Karren in sinnloser Wuth und wer heute dem Unglück Hohn sprach, dachte nicht daran, daß vielleicht morgen schon der eigene Kopf daran kommen solle.

Die dreifarbige Fahne wehte aus allen Fenstern. Aber das verhinderte „die Nation" nicht, sich des Hauses zu bemächtigen, wenn der Besitzer verdächtig war. Und wer war nicht verdächtig!

Wie oft in dieser Zeit hatte Cazotte auf seinem Landgütchen seiner Prophezeiung gedacht! Sie hatte sich grausig erfüllt. Der große Gerichtstag war wirklich da, die große Kriminaljustiz im Gange, der zerlumpte Kerl hatte Schwert und Waage der Themis ergriffen und saß zu Gericht. Das Hotel in der Rue du Bac, wo das verhängnißvolle Souper stattgefunden, stand öde, Gras und Nesseln wuchsen im Hofe — der Besitzer war verschwunden. Wo waren die Gäste von damals! Dieser und jener unter den Vicomtes und Marquis war flüchtig, ein dritter hatte die Blouse angezogen und schwärmte für die neue Ordnung der Dinge. Eine Herzogin, die damals an Malherbes' Seite gesessen, trug jetzt baumwollene Kleider und war die Maitresse eines berühmten Volksmannes geworden. . . .

Es war acht Tage nach dem Sturme auf die Tuilerien, am 10. August 1792, als bewaffnete Männer an Cazotte's Thüre klopften und ihn aufforderten, ihnen zu folgen. Der Unglückliche hatte sich verleiten lassen, seine Gedanken, wie dem Gang der Ereignisse Einhalt zu thun sei, zu Papier zu bringen. Er hatte das Blatt seinem Freunde Pontreau, dem Secretär der Civilliste zugeschickt und man hatte es

im Büreau des Königs aufgefunden. Der Greis wurde zuerst in das Gefängniß von Epernay, dann nach Paris gebracht. Seine Tochter folgte ihm.

Wie fand Cazotte Paris wieder, als er es passirend durch die vergitterten Fenster des Gefangenwagens blickte! Auf dem Stadthause und von den Thürmen der Notredame wehte die schwarze Fahne, als Banner des Bürgerkrieges. So hell die Sonne auch flammte, die Straßen öde, wie ausgestorben, kein Wagen zu sehen, Fenster und Thürme verschlossen, die Menschen in Kellern versteckt! Von Zeit zu Zeit Züge bewaffneter Horden, Marseiller und Brester mit Piken und Trommeln, das „Ca ira“ oder die Marseillaise brüllend. Der Schrecken herrschte.

Die Nachricht von der Einnahme von Longwy und Verdun, die Nähe des Feindes, der Verrath in der eigenen Armee, der Aufstand in der Vendée, die Agitation der Emigranten, die Auflösung der Assemblée — das Alles zusammen hatte die Sachen so weit gebracht. Frankreich schien der Auflösung nahe. In diesem Chaos stand nur noch die Commune von Paris aufrecht. Danton regierte. Seine Losung war: man müsse die Gefängnisse säubern, den Verräthern ein Ende machen und freien Rücken haben, wenn man an die Grenzen marschire.

Die Gefangenen erfuhren erst nach und nach, was ihrer wartete. Zwölf Blutmenschen saßen in der Abbaye St. Germain um einen Tisch, wo Akten und Waffen durcheinander lagen. Maillard, die Feder in der Hand, den Säbel zur Seite, präsidirte. Die Gefangenen wurden einzeln vorgeführt, jedem waren nur wenige Minuten zur

Vertheidigung gestattet. Wurde Einer schuldlos erkannt, hieß es „wird freigelassen“ (qu'on élargisse Monsieur). Wurde er verurtheilt, so hieß es: „à la Force!“ Man stieß den Unglücklichen einfach in den Hof, wo beim Schein der Fackeln die Henkerschaaren standen, die das Opfer niederstießen oder niederschossen.

Cazotte's Name war doppelt markirt. Er verschmähte es auch, sich zu vertheidigen. „A la Force!“ hieß es und er wurde hinausgestoßen.

In diesem Augenblicke warf sich die Tochter über den Verurtheilten her, schlang ihre Arme um ihn und rief den Henkern zu: „Ihr werdet das Herz meines Vaters nicht durchbohren, ehe Ihr vorher das meinige getroffen!“

Beim Anblick der holden, jugendlichen Erscheinung senkten sich die erhobenen Waffen, das Volk rief: Gnade! schont sie!“ und die Henker ließen ihr Schlachtopfer los.

Außer sich vor Freude führte die Tochter den geretteten Greis davon und hinaus ging es aus dem entsetzlichen Hofe über Leichen und durch breite Lachen Blutes. Es war ein Bild, wie wenn Ophelia ihren Vater davonführt. Das war ein Jubel! Das Kind hatte den Vater, der Vater sein Kind wieder!

„Wer sind deine Feinde?“ fragte ein Marseiller den Alten. Nenne sie uns, sie sollen es büßen!“

„Ach,“ erwiederte Cazotte, „wie sollte ich Feinde haben? Habe ich doch Niemandem etwas zu Leide gethan!“

Es schien, als habe seine Prophezeiung Unrecht gehabt: er war frei. Aber die Richter der damaligen Zeit waren noch entsetzlicher, als die Septembristenhorden. Auf

Befehl Pethion's wurde Cazotte neun Tage später abermals verhaftet und in die Conciergerie gebracht. Seiner Tochter wurde der Eintritt dort nicht gestattet.

Im Verhör antwortete Cazotte diesmal mit der größten Gelassenheit und einer überlegenen Ironie. Er erklärte, daß ihn das Volk schon einmal freigesprochen habe und daß man der Volkssouveränetät Hohn spräche, wenn man ihn derselben Sache wegen zum zweiten Male zur Verantwortung ziehe.

Auf diese Einwendung wurde kein Gewicht gelegt. Als das Todesurtheil ausgesprochen war, sagte der öffentliche Ankläger: „Warum muß ich Euch nach einem zweiundsiebenzigjährigen Leben strafbar finden? Aber es genügt nicht, ein guter Sohn, Gatte und Vater, man muß auch ein guter Bürger sein."

Indeß war die Tochter — es steckte etwas von einer Charlotte Corday in ihr — unermüdlich in ihren Versuchen, den Vater zum zweiten Male zu retten. Sie hatte eine Schaar von Weibern zusammengebracht, die ihre Bitten bei den Richtern unterstützen sollten, doch ehe sie noch ihren Zweck erreichen konnte, wurde sie von den Schergen Pethion's ergriffen und in's Gefängniß geführt.

Der Alte, im Begriffe, auf's Schaffot zu steigen, verlangte Feder und Papier. „Mein Weib, meine Kinder, so schrieb er, „beweint mich nicht, aber vergeßt mich auch nicht!" Auf dem Blutgerüst, das er festen Fußes betrat, ließ er sich sein weißes Haar abschneiden, legte es zusammen und bat, es seiner Elisabeth einzuhändigen; dann, sich zu dem versammelten Volke wendend, sagte er: „Ich sterbe,

wie ich gelebt, Gott und dem Könige treu!" Einen Augenblick später war sein Haupt gefallen.

So starb Cazotte, der Dichter der Feenmärchen, der Dichter des diable amoureux. Bei ihm war die Prophezeiung zuerst eingetroffen. Bald darauf ging sie auch am König von Frankreich in Erfüllung, der in der That das letzte Opfer war, dem man einen Beichtvater mitgab; an der Herzogin von Gramont, welche wirklich, die Hände auf den Rücken gebunden, zum Schaffot fuhr; endlich kamen Roucher, Bailly und Malherbes an die Reihe. Wie aber erging es Condorcet und Chamfort, denen er in einem Augenblicke seltsamer Extase geweissagt, daß sie, um dem Henker zu entgehen, selbst an sich Hand anlegen würden? Condorcet war der Sache der Revolution treu geblieben. Er hatte nach dem 10. August die Adresse an die Mächte Europas abgefaßt, worin die Gründe für die ausgesprochene Suspendirung des Königthums dargelegt wurden. Als Mitglied der Nationalversammlung hatte er mit den Girondisten gestimmt, und im Convent, als dieser über Ludwig XVI. zu Gericht saß, die „härteste Strafe, welche nicht die Todesstrafe wäre," beantragt.

Als Mitglied des ersten Wohlfahrtsausschusses hatte er einen Verfassungsentwurf ausgearbeitet, den man anzunehmen im Begriff stand, als der Aufstand vom 31. Mai ausbrach und den Sieg der Bergpartei entschied. Der Convent, von zerlumptem Volke umlagert, saß jetzt in den Tuilerien. Condorcet gehörte Anfangs nicht zu den proscribirten Abgeordneten, da er sich aber ohne Schonung gegen die Constitution von 1793 aussprach, wurde er de-

nuncirt, vorgefordert, und am 3. October als Mitschuldiger im Anklagestand versetzt.

Genöthigt sich zu verbergen und bald für „außer dem Gesetze" erklärt, fand er acht Monate lang bei einer großmüthigen Freundin ein Asyl, in welchem er sich wieder mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Da bewog ihn ein neues Decret, das Allen, welche außer dem Gesetze befindliche Personen aufnähmen, mit dem Tode drohte, seinen Zufluchtsort zu verlassen, um seine Wohlthäterin nicht noch größerer Gefahr auszusetzen. Vergebens suchte diese ihn zurückzuhalten. Er verließ Paris um die Mitte März 1704 ohne Paß, mit der Absicht auf dem Landhause eines Freundes sein Unterkommen zu finden. Er traf diesen nicht an und war genöthigt sich mehrere Nächte in verlassenen Steinbrüchen zu verbergen. Vom Hunger getrieben, trat er endlich in ein Wirthshaus, wo er sich für einen Bedienten ausgab, dessen Herr vor Kurzem gestorben sei. Sein langer Bart, seine Unruhe, sein schlechter Anzug veranlaßte die Wirthin zu fragen, „ob er auch bezahlen könne?" und er zog eine Brieftasche hervor, deren Eleganz gar sehr mit seinem Aeußeren contrastirte. Ein zufällig anwesendes Mitglied des revolutionären Comité's des Orts ließ ihn sogleich arretiren und nach Boulogne-sür-Seine transportiren. Dort warf man ihn in's Gefängniß. Am andern Tage sollte er zum Verhör geführt werden, aber man fand ihn todt; er hatte von dem Gifte Gebrauch gemacht, das er schon lange, um sich der Hinrichtung zu entziehen, bei sich getragen.

Kurz vorher war Chamfort, dem Minister Roland

eine Scriptorstelle an der Nationalbibliothek verschafft hatte, wegen einiger erbitterter Aeußerungen über die Revolutionsgräuel verhaftet worden. Wiewohl er bald wieder in Freiheit gesetzt wurde, hatte ihn doch die kurze Haft mit solchem Abscheu erfüllt, daß er, als er einen Monat später wieder festgenommen werden sollte, sich zu tödten versuchte. Er hatte sich die Adern geöffnet, neben ihm lag ein Blatt mit folgenden Worten: „Ich, Sebastian Nicolaus Chamfort, habe als freier Mann sterben wollen, um nicht als Sclave in's Gefängniß geführt zu werden."

Die Hilfe der Kunst und die Sorgfalt der Freunde hielten ihn am Leben zurück, doch er starb bald darauf, im April 1794. „Ach, Freund," sagte er im Sterben zu Sieyes, der an seinem Bette saß, „so verlasse ich endlich diese Welt, in welcher das Menschenherz brechen oder versteinern muß!"

So waren Alle, denen Cazotte's Prophezeiung gegolten, hinübergegangen, und wenn Todte im Jenseits zusammenkommen, konnten sie den Jahrestag der zufällig eingetroffenen Weissagung feiern. „Sie sind," sagte ein Zeitgenosse, „hinübergegangen in ihren Thränen, mit ihren Wunden, als Typen der Menschheit, die, wie sie es auch anfange, sich ihrem Verhängnisse nicht entziehen kann."

„Es mußte so kommen, es war vorherbestimmt!" sagte noch Jahre nachher Dom Chavis.

Gedanken am Pausilipp.

Die Bewunderer Virgil's verschwinden in unserer Generation. Der Dichter, der seine Zeit und das ganze Mittelalter beherrschte, hat mit unseren Neigungen und Anschauungen wenig mehr zu thun. Er giebt uns auf der Schulbank zu schaffen, viele seiner melodiösen Verse bleiben unserem Gedächtnisse für immer eingeprägt; das ist Alles. So oft wir in späteren Jahren sein Hauptwerk zur Hand nehmen, erscheint es uns matt, schattenhaft, eintönig; wir legen es bald, natürlich mit großer Achtung, wieder beiseite. Ein origineller Geist, gehörte er auch zu den Dichtern zweiter und dritter Classe, regt uns an; so ein classischer, formvollendeter Kunstdichter und Nachahmer langweilt.

Dennoch giebt es eine Stadt, in welcher der Reisende fort und fort an Virgil erinnert wird und — da er ihm nicht mehr ausweichen kann — dazu kommt, sich mit ihm zu beschäftigen: das ist Neapel.

Jede Nachmittags- oder vielmehr Voressenszeit-Promenade führt zur Chiaja. Dort, auf dem Tummelplatze der schönen Welt, wo der Palmbaum als halbnaturalisirter

Frembling steht, allerdings um einen großen Theil des Jahres hindurch jämmerlich zu frieren, was er durch ein ängstliches Geklapper seiner Blätter im Winde verräth — dort auf der Chiaja erblickt man das Virgil gesetzte Denkmal mit der Colossalbüste aus carrarischem Marmor, einen idealischen, wohl stark idealisirten Jünglingskopf mit herabwallendem Haupthaar.

Aber weiter führt uns der Cocchiere die Strada di Piedigrotta zum Pausilipp. Dort wieder, wo die Straße eine Krümmung macht, steht in den Weingärten ein altrömisches Grabmonument, ein Steingewölbe mit Nischen, in denen einst Urnen gestanden. Hierher sind seit Petrarca zahllose Waller gepilgert. Das verwitterte Columbarium, das jedenfalls auf dem Platze des Virgil'schen Landsitzes steht, gilt seit Jahrhunderten als des Dichters Grab.

Und wenn wir nun zur Heimfahrt einen Kahn gewählt haben, wird uns abermals der Schiffer eine Aushöhlung im Vorgebirge als „Schule des Virgil" bezeichnen.

Doch auch sonst werden wir um Neapel an die Aeneide gemahnt. Auf dem Wege nach Puzzuoli, den Jeder zurücklegt, um die Trümmer von Bajä zu sehen, wird ein Abstecher nach dem Solfatarathal unternommen — das sind die phlegreischen Felder, die man sich allerdings großartiger gedacht hat, als man sie in Wirklichkeit findet. Schweigsam, ein trüber Wasserspiegel, liegt der Lago d'Averno da, von dem es zu den Schatten hinabging, und: Facilis descensus Averno murmelt der Tourist vor sich hin. Man zeigt uns die spärlichen Reste des alten Cumä, einst eine Hafenstadt, älter als Rom, einst die Rivalin von

Sybaris, Pästum, Cotrona, Gaeta. Tandem Euboicis Cumarum adlabitur oris, spricht man und fährt weiter. Natürlich ist auch die authentische Grotte der „Sibylle“ zu sehen. Phlegreische Felder — Avernus, Cumä — welche Erinnerungen an die Schulbankzeiten!

Uns aber überkommen auf diesen classischen Stellen auch ganz andere Gedanken, Gedanken über das Wesen des Ruhmes, des großen Namens, Gedanken über die Rolle, die gewisse Lieblinge des Geschickes noch lange über ihren Tod hinaus im Gemüths- und Phantasieleben der Menschheit spielen. Tausend ausgezeichnete Geister läßt die Menschheit in Vergessenheit untergehen, Einen hebt sie dafür weit über sein Verdienst hinaus, schenkt ihm typische Züge, die sie fortwährend idealisirt, überkleidet ihn mit aller Poesie, über die sie verfügt. Alles, was schmückt, wird ihm zugeschrieben; einander widersprechende Gaben werden auf ihn gehäuft. Selbst bare Zufälligkeiten, wie etwa sein Name oder der seiner Eltern, können ihm zu statten kommen. Warum? Ein Thor wartet auf Antwort. Er ist ein Liebling des Geschickes.

Ein solcher Glücklicher ist Virgil. Er war der Hofpoet der augusteischen Zeit; er hatte sich's sauer werden lassen, das neue Regentengeschlecht zu feiern, und jede Auszeichnung wurde auf ihn gehäuft. Während das unendlich größere Genie Ovid in Unglück zu Grunde ging, schlürfte er den Becher aller Ehren. Aber sein Fortleben nach dem Tode war noch glänzender, als sein Leben selbst. Er war Jahrhunderte todt, als man herausfand, daß er dreiunddreißig Jahre vor Christi Geburt „mit allem Glanze

prophetischer Farbenpracht" die Wiederkehr der „Jungfrau," den „Sturz der Schlange," die herannahende Geburt eines göttlichen Kindes, des Sohnes Jupiter's, verkündet, der das fortan friedliche Zeitalter in der „Kraft des Vaters" regieren werde, und die Wiederherstellung eines „Reiches der Unschuld und Seligkeit" geweissagt habe. Welches Wasser auf die Mühle der Kirchenlehrer! Also auch die Heiden hatten eine Ahnung des kommenden Lichtes, die Hinweisungen auf das Christenthum durchdrangen das Heidenthum nicht minder als das Judenthum! Auf Virgil's Stirne fiel ein Prophetenschimmer; er wurde ein Geistesverwandter des Jesaias, ein Visionär, ein Genosse der Sibyllen. Daß er Virgil hieß, was man bald mit virgo (Jungfrau), bald mit virga (der Zauberruthe) in Verbindung brachte; daß seine Mutter Maia, d. i. maga geheißen, selbst das erschien bedeutungsvoll.

Doch es ist wirklich der Mühe werth, daß wir uns diese sogenannte messianische Ekloge Virgil's ansehen. Sie lautet in getreuer Prosa-Uebersetzung also:

> Bald, sikelische Hirtenmuse, besingen wir Größeres. Nicht Allen gefallen Sträuche und niedriger Baumwuchs. Singen wir aber Wälder, seien diese eines Consuls würdig!
>
> Es naht ein neues, von den Sibyllen verkündigtes Zeitalter, eine neue große Ordnung der Dinge. Die Jungfrau kehrt, es kehrt ein saturnisch Reich zurück, ein neues Geschlecht steigt vom Himmel nieder. Sei hold, Lucina, dem neugebornen Knaben, mit dem ein eisernes Zeitalter abschließt und ein neues goldenes beginnt; schon regiert dein Apollo. Pollio, Zier deines Zeitalters, von deinem Consulate geht ein neues Jahrhundert aus voll majestätischer Monate. Unter dir schwinden, wofern sie noch vorhanden, die Nachwehen des verbreche-

rischen Bürgerkrieges. Dein Sohn wird ein Götterleben führen (deum vitam adcipiet), wird Götter und Helden bei einander sehen und von ihnen gesehen werden. Er wird mit den Tugenden des Vaters ausgestattet, den beschwichtigten Erdkreis regieren. Da wächst und gedeiht Alles von selbst, nicht der Pflege bedürftig: der Epheu neben der wohlriechenden Narde, der Acanthus neben der Colocasie. Die Ziegen eilen aus freien Stücken mit vollen Eutern heim, die Heerden fürchten den Löwen nicht mehr. Blumen schmücken von selbst deine Wiese, o Knabe, die Schlange wird sterben und jedes giftige Kraut; dagegen wächst wild assyrisches Balsamholz u. s. w.

Was soll all dieser Bombast? Virgil schickt seinem vornehmen Gönner, dem Statthalter Dalmatiens (so einen römischen Dichter zog das fühlende Herz nie zu einem unbemittelten oder machtlosen Freunde), also dem Pollio, der eben Vater geworden, einen Glückwunsch in Versen. Man lebt im goldenen Zeitalter der Schmeichelei, da wird nun Alles herbeigezogen, was den Dünkel heben kann. Ein neues Regentengeschlecht herrscht unbestritten; das sind die neuen Götter, dem Himmel entstiegen; die Jungfrau ist die Gerechtigkeit, die Dike Hesiod's. Aber die „neue Zeit," die „Jungfrau," die „alte Schlange," welche sterben soll — wie gut ist das Alles zu brauchen! Allerdings — und diese Einwendung liegt sehr nahe — allerdings sollte eine „Prophezeiung," um als solche zu gelten, eingetroffen sein; uns jedoch ist nichts darüber bekannt, daß von der Zeit an, da wir nach Christi Geburt schreiben, wie hier angedeutet ist, eine Veränderung in der Vertheilung des Pflanzenreiches und in den Sitten der Thierwelt eingetreten wäre — doch das ist geringfügig; helfe, was helfen kann!

Wenn der barocke kleine Roman von Jona, der auf die Reise ging und von einem Wallfisch verschluckt wurde, auch die Deutung als Vision verträgt; wenn der erotische Dialog des Mädchens in König Salomo's Serail mit dem Hirten, dem sie die Treue bewahrt, als Liebesgespräch Christi mit seiner Kirche gedeutet werden kann, warum sollte nicht auch der schwülstige Gruß an Pollio's Knaben Dienste thun können und als eine Verkündigung des Erlösers zu deuten sein? Es gilt nur, die Sache gehörig zu interpretiren. Und so finden wir denn, daß schon Lactantius und Konstantin der Große in einer seiner Ansprachen die Verse aus der vierten Ekloge als Beweis anführt, daß ein begeistertes Dichtergemüth unter den Heiden die Ankunft des Heilands geweissagt. Als einmal der Pfad gezeigt war, gingen alle Kirchenlehrer auf demselben weiter. Noch heute legt die katholische Theologie ihr Gesicht in ernste Falten und schlägt einen weihevollen Ton an, wenn sie auf die vierte, die sogenannte „messianische“ Ekloge Virgil's zu sprechen kommt.

Was geschah aber nun weiter?

Im neapolitanischen Volksbewußtsein transformirt und travestirt sich dies Alles, und der prophetische Sänger wird ein mächtiger Zauberer. Hunderte von Sagen werden erzählt, deren Mittelpunkt Virgil ist, immer der Inbegriff aller Geistesgröße und Gelehrtheit, ein Zukunftskundiger und Beherrscher der Geister. Er ist in der Unterwelt zu Hause, die er geschildert; seine Fictionen verweben sich mit ihm selbst. Schließlich giebt es in Neapel nichts Erstaunliches, das menschliche Anstrengung zuwege gebracht, das

nicht auf ihn, den Zauberer, zurückzuführen und nicht von ihm ausgegangen wäre.

Diese neapolitanischen Volkssagen sind allmälig gesammelt worden und stellen, in Zusammenhang gebracht, einen ganzen Roman dar, den man nicht ohne Behagen lesen kann, so originell und lebendig ist Alles daran. Kaiser Augustus, heißt es da, ließ den Zauberer Virgil ins Gefängniß werfen. Eines Tages spaziert dieser mit seinen Kerkergenossen im Hofe umher, findet auf einem Aschenhaufen ein Stück Kohle und zeichnet ein großes Schiff an die Wand. Mit der Zeichnung fertig, fordert er die Leute auf, Stöcke zu ergreifen und mit ihm davonzufahren. Lachend treten diese an die Mauer, der Nekromant nimmt auf dem Hintertheil Platz. Die Stöcke werden Ruder, das gezeichnete Schiff wird ein wirkliches und saust durch die Lüfte davon.

Nach langer Luftfahrt landet das Fahrzeug am Abhang eines Rebenhügels, Alles steigt aus, die Ruder sind wieder Stöcke geworden. Die Undankbaren kommt die Lust an, mit diesen Stöcken den Retter durchzuprügeln, weil er sie mit schwarzer Kunst genarrt. Natürlich entzieht sich Virgil der Bande, er schlägt einen Fußpfad ein. Es wird Abend, er tritt in eine Hütte, aber die armen alten Leute, die da wohnen, haben außer Brod und Ziegenkäse ihm nichts vorzusetzen. Rasch pfeift er einem Geiste und befiehlt ihm, ein Essen von der kaiserlichen Tafel zu holen. Eben sitzt Augustus mit seinem Freunde Mäcenas vor einer dampfenden Schüssel Maccaroni. Sie verschwindet vor seinen Augen. Bei St. Januarius, den Streich hat mir kein

Anderer als Virgil gespielt! ruft er aus. Der Geist kehrt mit der noch warmen Platte in die Hütte zurück. Wie schmeckt Allen das Mahl! Virgil schläft unter dem Dache der braven Leute und schenkt diesen einen magischen Becher, der nie leer wird, wofern man nur mit geschlossenen Augen daraus trinkt. Dann läßt er sich den Weg nach Neapel zeigen.

Des Kaisers Kampf mit Virgil hat sich als nutzlos erwiesen, ihm bleibt nichts übrig, als mit dem mächtigen Schwarzkünstler Frieden zu schließen. Er stellt ihm seinen Neffen, Marcellus, der als Herzog Neapel regiert, als Richter an die Seite.

Hier beginnt nun Virgil's großartiges Wirken. Einen Schüler, Merlino, sendet er nach Rom, ein vergessenes Zauberbuch zu holen, bindet ihm aber auf die Seele, es nicht zu öffnen. Der neugierige Scholar schlägt das Buch auf und sieht sich alsobald von einer Schaar von Geistern umringt. Rollenden Auges fragen ihn alle: „Was begehrst du von uns, Meister?“ — „Pflastert die Straße von Rom nach Neapel!“ antwortete Merlino, dem im Schrecken nichts Besseres einfällt, und sogleich gehen die Geister an die gewaltige Aufgabe.

Nun bricht Virgil die unterirdische Straße durch den Pausilipp — was für ihn das Werk einer einzigen Nacht ist — und erbaut das Castell dell' Uovo mitten im Wasser zwei Stücke, welche, wie der Neapolitaner sagt, Menschenkraft nie zu Stande gebracht hätte.

Er verfertigt eine Erzfliege, welche alle übrigen Fliegen vertilgt, und einen Erz-Blutegel, welcher alle Blutegel

auffrißt, die vorher das Wasser Neapels untrinkbar gemacht. Alles Ungeziefer bannt er hinter eine eiserne Pforte, welche Probst Konrad von Hildesheim, als er mit Kaiser Heinrich VI. nach Neapel kam, noch aufrecht gesehen haben will.

Auf seinen Landsitz am Pausilipp legt er einen Garten heilkräftiger Kräuter an und stellt auf die Höhe einen Trompeter von Bronce, der, wenn ein böser Sturmwind einfällt, zu blasen beginnt und den Wind so ins Meer zurücktreibt. Auch einen Schützen aus Bronce stellt er dort auf, der den Bogen gespannt und einen Pfeil zum Abschießen bereit hält. Einmal kommt ein Bauer, besieht das Kunstwerk, läßt den Pfeil losschnellen, dieser fliegt bis zum Vesuv, der sich vor Schmerz zu schütteln beginnt und Feuer auswirft.

An der Stelle, die heute die Statue von San Gennaro einnimmt, stand einst in Neapel ein altrömisches Roß von Bronce, das die Phantasie der Neapolitaner von jeher viel beschäftigt hat. Ein Roß ist noch heute das Wappen der Stadt. Konradin der Hohenstaufe soll demselben bei seinem Einzuge einen Zaum haben anlegen lassen, zum Zeichen, daß er das unruhige Neapel zu bändigen wissen werde. Dem Volksglauben zufolge hatte auch dies Roß Virgil verfertigt und ihm die Gabe verliehen, Krankheiten der Pferde, die man ihm vorführte, zu heilen. Da stießen die Hufschmiede Neapels, eifersüchtig auf die ausgeführten Curen, dem Rosse ein Loch in den Leib. Der Erzbischof Matteo Filomerino wollte dem Zauberdinge ernsthaft an's Leben, ließ es zerschlagen, und eine Glocke wurde daraus

gegossen. Nur der Kopf entging dem frommen Eiferer, es ist der herrliche antike Pferdekopf, der jahrhundertelang im Palaste Colombrano stand und jetzt im königlichen Museum zu sehen ist.

Noch wäre zu erzählen, wie der Zauberer Virgil sich auf einer, durch die Luft gebauten Brücke die Tochter des Sultans von Babylon holt, doch das führte zu weit; wer sich für derlei interessirt, kann Alles in Giovanni Villani's „Chroniche dell' inclita cita di Napoli“ nachlesen. Bemerkenswerth aber ist es, zu sehen, wie die Sage den Charakter Virgil's ganz verändert. War der wirkliche Virgil harmlos, schüchtern, kindlich, und machte ihn die clericale Legende zum halben Heiligen und Visionär, so wird er in der Volkssage schließlich, als ein Product des neapolitanischen Volksgemüthes, leidenschaftlich, lüstern, unartig, voller Schelmenstreiche — kurz ein ganzer Neapolitaner. Alles wird barock und erhält einen lustigen Beisatz, was das Gemüth des Neapolitaners passirt.

Es ist wohl nicht zu bestimmen, um welche Zeit alle diese Sagen entstanden. Jedenfalls gehen sie neben der Vergötterung Virgil's als deren Caricatur einher. Und Virgil wurde vergöttert, er füllte und beherrschte als Dichter und Seher alle Köpfe derer, die lasen oder gelesen hatten. Dem Grammatiker Wilpert, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts in Ravenna lebt, erscheint er als böser Geist und verkündet ihm unsterblichen Ruhm, wodurch Wilpert so aufgeblasen wird, daß er gegen die Kirchenlehrer auftritt. Wie Dante ihn zwei Jahrhunderte darauf als seinen Meister und Führer durch die Unter-

welt feiert, weiß Jedermann. Petrarca wallfahrtet in Gesellschaft König Robert's an sein Grab und pflanzt einen Lorbeerbaum dahin, der erst im neunzehnten Jahrhundert in Folge der Einschnitte, welche die Bewunderer Virgil's in Stamm und Zweige führen, abstirbt.

Selbst Damen lesen sein Buch, und zwar besonders gern mit ihren Liebhabern; Frau Hadwig mit dem Mönche Ekkehard, wie Shakespeare's Bianca mit Lucentio. Es ist mit wunderbarer Kraft begabt. Lange erhalten sich die Sortes virgilianae. Man schlägt in zweifelhaften Lagen die Aeneis auf und läßt sich durch den Vers berathen, der zuerst in's Auge fällt.

Heute sieht Jeder ein, daß Virgil hoch über Verdienst erhoben und gefeiert worden ist und einen großen Theil seines Ruhmes einem Zusammentreffen von Umständen verdankt: seiner Parteinahme für die neue Ordnung der Dinge, seiner Stellung zu den Mächtigen, dem Drange der Römer, auch einen großen Epiker zu besitzen. Aber vor Allem wuchs er dadurch in Ansehen, daß die Kirche, die ihn benützen konnte, ihn als den Ihrigen aufnahm, verherrlichte und den „Sehern" einreihte.

Mußte uns Virgil, der Nekromant, vorhin an unsern Doctor Faust gemahnen, so entdecken wir jetzt bei näherem Zusehen, daß er in Wirklichkeit den directen Gegensatz zu diesem darstellt. Faust war ein Buchdrucker, der durch seine Kunst den abschreibenden Mönchen Eintrag that. Die Folge war, daß fromme Pamphletisten sein Bild in den schwärzesten Farben malten, ihm zum Compagnon den Teufel gaben und ihn schließlich mit Gepolter zur Hölle

fahren ließen. Virgil dagegen hatte, ohne es zu wissen, Zeilen niedergeschrieben, welche der emporsteigenden Kirche zu statten kamen. Man machte ihn zu einem halben Heiligen und versetzte ihn sozusagen in den Himmel.

Wie es immer sei, die anima cortesa Dante's bleibt eine freundlich anmuthende Gestalt. Kein ursprünglicher Geist, vielmehr eines von jenen Talenten, die Alles aus zweiter Hand haben, bleibt ihm doch der Ruhm, einzelne wunderschöne Verse geschrieben zu haben. Ein Schoßkind des Glückes lebte er, ein Liebling der Menschheit durchmaß er zwei Jahrtausende und verbleicht jetzt zugleich mit jenen Mächten, jenen Potenzen, die ihn so hoch erhoben.

Ein Cirkel, sagt Shakespeare,

Ein Cirkel nur im Wasser ist der Ruhm,
Der niemals aufhört selbst sich zu erweitern
Bis die Verbreitung ihn in nichts zerstreut.

Ende.



Felix Freyhoff's Buchdruckerei in Schwedt a. O.

